DER SPIEGEL

Nr. 17/24.4.95 - 5.00 DM

DIE PLUTONIUM-AFFÄRE

Bonn im Geheimdienst-Sumpf

USA: Erschütterte Weltmacht

Werbeseite

Werbeseite

Hausmitteilung Betr.: Kriegsende, SPIEGEL special

Theodor W. Adorno warf den Nachkriegsdeutschen einst “kaltes und leeres Vergessen“ vor, die Mitscherlichs schrieben über deren “Unfähigkeit zu trauern“. Solche Sätze im Hinterkopf, machte sich Michael Sontheimer an die Recherche über das Erinnern zur 50. Wiederkehr des Kriegsendes – und fand heraus, daß die Deutschen mittlerweile fast gelassen und mit Anteilnahme “auf Grauen und Schuld blicken“ (Seite 18). Ausstellungen zum 8. Mai 1945 sind bestens besucht, auch Soldaten und Flakhelfer aus der Kriegsgeneration, die Verdränger von einst, strömen mit “distanzierter Neugierde“ (so der Historiker Hans-Ulrich Wehler) herbei. Das Interesse wird vom Fernsehen mit 200 Dokumentationen bedient – zuviel des Guten, meint Nikolaus von Festenberg: Das große Gedenken dürfe kein 08/15-Ding sein (Seite 214). Werner Meyer-Larsen beschäftigt sich mit dem Staatsmann, dessen Wille und Umsicht die Welt vom Alptraum Hitler befreiten: Franklin Delano Roosevelt, Amerikas Präsident während der Hitler-Zeit (Seite 166).

DER SPIEGEL

Meyer-Larsen

Politik, glaubte Max Weber, werde “mit dem Kopfe gemacht, nicht mit anderen Teilen des Körpers oder der Seele“. Wirklich? Die Topographie des Lasters in und um Bonner Amtsstuben, nachgezeichnet im neuen SPIEGEL special “Liebe – Ein Gefühl wird erforscht“, legt einen anderen Schluß nahe. Die zumeist verheirateten, nicht selten promisken Regierenden stehen allerdings mit ihren Schwierigkeiten und Heimlichkeiten nicht allein. Die Ehe, lehrt die Heftlektüre, ist in der Krise, die frühere Versorgungsanstalt für Frauen wird mit Gefühlsansprüchen überfrachtet. Das neue SPIEGEL special ist von Dienstag dieser Woche an im Handel.

Die nächste SPIEGEL-Ausgabe

wird wegen des Feiertages am 1. Mai in weiten Teilen Deutschlands bereits am Sonnabend, 29. April, verkauft und den Abonnenten zugestellt.

INHALT

TITEL

Tricks im Kanzleramt 28
Interview mit Moskaus Vize-Atomminister Jewgenij Mikerin über das beschlagnahmte Plutonium 32
Interview mit dem Plutonium-Experten Mark Hibbs über die zweifelhafte Herkunft des Münchner Bombenstoffes .. 33
Die Pannen und Peinlichkeiten beim Bundesnachrichtendienst 40
Wie ein Doppelagent Stasi und BND narrte 62

DEUTSCHLAND

Panorama 14
Kriegsende: Die verspätete Trauerarbeit der Deutschen 18
Nato: Wie Washington und Bonn die Ost-Erweiterung planen 22
Furchtbare Juristen: Filbinger spielt Stasi-Opfer 26
Hauptstadt: Säuberungswelle gegen Straßennamen 65
Rußlanddeutsche: Das Gespenst der Regermanisierung von Kaliningrad 68
Forum 74
Lebensmittel: Pestizide in Bio-Tees 77
Kommunen: Brandenburger Bürger wollen ihre Bürgermeister abservieren 81
Extremisten: Die NPD radikalisiert sich 86
Atomkraft: Schadensersatzforderungen legen Behörden lahm 94
Pietät: Stasi-Bestatter trugen Guillaume zu Grabe 98

WIRTSCHAFT

Immobilien: Großinvestor Hillebrand hat sich übernommen 100
Übernahmen: Ein scheuer Milliardär will Chrysler kaufen 103
Trends 107
Konzerne: Was Daimler tatsächlich für Dornier zahlte 110
Telekommunikation: SPIEGEL-Gespräch mit Postminister Wolfgang Bötsch über die Zukunft der Telekom 111
Banken: Umbruch im Kreditgewerbe 121
Manager: Komiker im Schulungseinsatz 126

GESELLSCHAFT

Spectrum 130
Jugend: Rapmusik-Szene der jungen Türken in Deutschland 132
Mode: Trendscouts erforschen den Jugendmarkt..... 136
Showgeschäft: DDR-Ballerinen tingeln auf Ärztekongressen 141

Schlange stehen beim Trauern

Seiten 18, 214

In Scharen strömen die Deutschen in Ausstellungen, die dem Zweiten Weltkrieg gewidmet sind, das Fernsehen schwelgt in Dokumentarberichten zum 8. Mai 1945. Die Nachkriegsnation, erweitert um die DDR, blickt fast gelassen auf Grauen und Schuld.

Der Burgenkönig wankt

Seite 100

ACTION PRESS

Hillebrand

Herbert Hillebrand läßt sich gern „Burgenkönig“ nennen, doch nun wankt das Imperium des Herrn über 27 Schlösser, Burgen und diverse andere Immobilien. Nach der Wende stieg der Investor groß im Osten Deutschlands ein – fast wie der Immobilienmogul Jürgen Schneider. Auf vielen seiner Baustellen ruht nun die Arbeit, von manchen seiner Objekte hat er sich inzwischen ganz leise verabschiedet, und in zwei seiner Ost-Firmen tauchte der Konkursverwalter auf.

Zuflucht für Neonazis

Seite 86

Die rechtsradikale NPD wird Zufluchtstätte für Neonazis, deren Organisationen verboten wurden. Funktionäre um Parteichef Günter Deckert, der am vergangenen Freitag in Karlsruhe zu zwei Jahren Haft verurteilt wurde, hetzen immer schärfer gegen Ausländer und Juden.

G. LINZENMEIER

NPD-Parteitag

Kundschafter im Modedschungel

Seite 136

H. A. FRIEDRICHS / HAMANN

Rave-Tänzer in München

Aldi-T-Shirts zu Designerhosen oder Müllfahrerjakken – Trendscouts spüren auf, was mega-out oder giga-in sein könnte. Rund ein Dutzend Agenturen schicken in Deutschland Kundschafter in Kneipen, Discos, Plattenläden. „Eine Firma muß einen Trend am Anfang erwischen“, sagt Scout Many Maneri, „sonst ist er ohne sie abgefahren.“

Wahnsinn der Rechten

Seiten 146, 152, 156

AP

Terrorschauplatz Oklahoma

Mit dem Sprengstoffattentat von Oklahoma haben sich Rechtsextremisten erstmals ins Bewußtsein der amerikanischen Öffentlichkeit gebombt. US-Präsident Bill Clinton will gegenüber den Fanatikern aus dem Umfeld paramilitärischer Wehrsportgruppen Härte zeigen.

Djilas' Vermächtnis

Seite 160

Schon schwer erkrankt, gab Milovan Djilas, einst der bekannteste Dissident Jugoslawiens, dem SPIEGEL ein Interview, in dem er den „Balkan-Faschismus" in seiner Heimat anklagte und ein Uno-Protektorat anregte. Djilas starb vergangenen Donnerstag in Belgrad.

Nähen für Christo

Seite 200

Das Künstlerehepaar Christo verhüllt vom 17. Juni an den Berliner Reichstag mit 100 000 Quadratmeter Kunststoffgewebe: Totenhemd wie Taufgewand des Parlamentsgebäudes. Eine Herausforderung für Handwerker und Ingenieure, eine gewaltige Web-, Beschichtungs- und Näharbeit für Betriebe zwischen Westfalen und Sachsen.

W. VOLZ

Christo, Reichstag

Kollege und Feind

Seite 188

RICHIARDI / ACTION IMAGES

Berger, Alesi

Formel-1-Teams, die zwei gleich starke Fahrer aufbieten, haben die Gewähr, daß sich die Piloten gegenseitig antreiben. Doch oft führt der Leistungsdruck unter den Kollegen zu offenen Feindschaften. Nur starke Persönlichkeiten, sagt Gerhard Berger, der sich bei Ferrari mit Jean Alesi duelliert, „gewinnen diesen Kampf".

AUSLAND

USA: Rechtsradikale Attentäter erschüttern die Weltmacht 146
Paramilitärische Bürgerwehren proben den Aufstand 152
Walter Mayr über Oklahoma City nach der Bombenexplosion 156
Kambodscha: Rückkehr in die Hölle 158
Serbien: Interview mit Milovan Djilas über den Balkan-Konflikt 160
Frankreich: Franz-Olivier Giesbert über Mitterrands Suche nach einem Platz in der Geschichte 162
Panorama Ausland 164
Zeitgeschichte: Werner Meyer-Larsen über Franklin Roosevelts Kreuzzug gegen Hitler 166

SPORT

Formel 1: Wie Fahrer in ihren Rennställen um die Vorherrschaft kämpfen ... 188
Leichtathletik: Streit um Grit Breuers Comeback in Schwerin 192

KULTUR

Szene 198
Kunst: Jürgen Neffe über die voluminösen Vorarbeiten zu Christos Reichstagsverhüllung 200
Fernsehen: Die Stunde Null auf allen Kanälen 214
Film: „Probezeit" von Chris Menges 218
Literatur: Freimut Duve über Stefan Heyms Roman „Radek" 220
Bestseller 222
Theater: Peter Zadek inszeniert Harold Pinters „Mondlicht" 224
Pop: Die US-Band Pavement 226
Lebenskunst: Cora Stephan über den Seitensprung einst und heute 228
Fernseh-Vorausschau 250

WISSENSCHAFT

Prisma 231
Medizin: Menschliche Ersatzorgane im Labor gezüchtet 234
Archäologie: Geschichte der Ur-Metropole Maschkan-schapir rekonstruiert 238
Umwelt: Verheerende Golfkrieg-Schäden in Kuweit 242

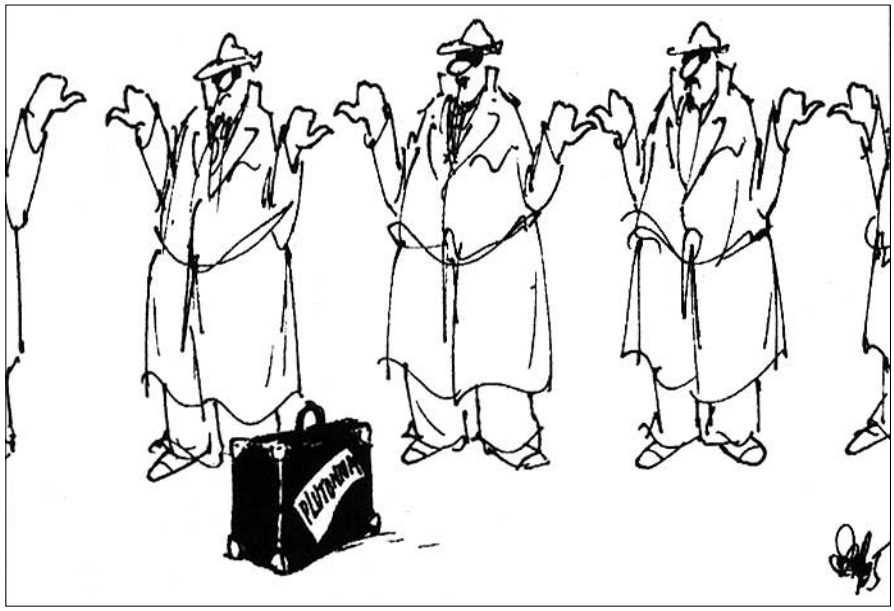
TECHNIK

Kommunikation: Sittenstrolche im Datennetz 244

Briefe 7
Impressum 12
Personalien 246
Register 248
Hohlspiegel/Rückspiegel 254

Werbeseite

Werbeseite



Frage an den BND: „Wer hat den Koffer aus Rußland geholt?“ Neue Osnabrücker Zeitung

Postpubertäres Spiel

(Nr. 15/1995, Titel: Der Bomben-Schwindel des BND – Wie deutsche Geheimdienstler die Plutonium-Gefahr erfanden)

Fernab von jeglichen parlamentarischen Kontrollmechanismen tummelt sich der Bundesnachrichtendienst in selbstherrlichen Showdowns und allgemeingefährlicher Agentennostalgie. Dies allein würde Schmidbauers Regime noch nicht diskreditieren. Viel schlimmer wiegt die Tatsache, daß eine durch den Steuerzahler finanzierte Institution offenbar als Propagandainstrument für die Politik mißbraucht wird.

Hilden (Nrdrh.-Westf.) MARKUS MAASS

Das Ominöse an dem postpubertären Spiel des BND um das Russen-Plutonium ist nur, daß die eigentlichen Drahtzieher der obskuren Geschichte wieder einmal ungeschoren davonkommen.

Würzburg BERNHARD FEGHELM

Wie war denn das vor wenigen Jahren, als oberschlaue Schlitzohren des bayerischen LKA einen Kokainschmuggel via Kolumbien inszenierten? Für ein paar Millionen Mark Steuergelder bestellten und erhielten die FBI-(Freestate Bavaria Investigations)Agenten eine größere Sendung Kokain aus Medellín, die auf dem Franz-Josef-Strauß-Flugplatz bei München prompt beschlagnahmt und der staunenden Öffentlichkeit als einer der größten Fahndungserfolge gegen die Rauschgift-Mafia verkauft wurde.

Kempten DIETER WAUER

Wer sich an den Wahlkampf im vergangenen Jahr erinnert, wird die Folgen der Plutonium-Beschlagnahmung am 10. August 1994 in einem Kontext sehen müssen, der weit über die gefährlichen Spielereien des BND hinausgeht. Mit der Beschlagnahmung wurde das bis zu diesem Zeitpunkt wenig relevante Thema der äußeren Sicherheit zugunsten der Regierung Kohl für einige Wochen massiv ins Zentrum der Diskussion gerückt. Begleitet von einer *Bild*-Kampagne konnte Kohl seine „Männerfreundschaft“ mit Jelzin stimmenträchtig in Szene setzen, unterstützt durch den außenpolitisch eher schädlichen, aber medienwirksam inszenierten Auftritt von Staatsminister Schmidbauer in Moskau.

Düsseldorf FRANK P. STAUSS

Ich hätte Hitler töten können

(Nr. 14/1995, Titel: Hitlers letzte Tage – „Operation Mythos“ – Stalins Geheimakte über die Endzeit im Führerbunker, Nr. 15/1995, Teil II)

Die Hitler-Story ist ja ganz interessant, aber welcher Walhall-Geist ist denn in den britischen Zeichner gefahren? Dieses Gottvertrauen im Blick von Papa Hitler hat mit der fotografischen Vorlage nicht das geringste zu tun. Das ist kein gejagter Verlierer, sondern ein frö stelnder Zuschauer.

München JÜRGEN MOELLER

„Über 57 000 deutsche Kriegsgefangene, zuvor mit Diarrhöe-fördernder Fettsuppe gefüttert, ließ Stalin 1944 über die Moskauer Gorkistraße marschieren.“ Dem muß ich widersprechen. Bevor wir in Gefangenschaft gerieten, hatten wir gehungert und unseren Durst mit dem Flußwasser der Beresina gestillt. Wie glücklich war ich, als man uns in Mos-

kau zweimal täglich eine warme Mahlzeit servierte. Die Russen waren offenbar daran interessiert, uns kräftemäßig wieder aufzubauen, damit wir in der Lage waren, über Stunden durch die Stadt zu marschieren. Natürlich war das eine Gefangenendarstellung wie im alten Rom, dennoch nicht unmenschlich.

Kassel EBERHARD HEINEMANN

Napoleons prunkvolles Grab in Paris ist ein Pilgerort für ewig Vorgestrige. Stalin und Mao, die noch mehr Menschen als Hitler umgebracht haben, haben prächtige Grabmäler in Moskau und Peking. Niemand empört sich. Auch Franco hat sein Ehrengrab bei Madrid. In Italien liegt Mussolini in seinem Familiengrab, und kein Antifaschist hat Angst, daß Faschisten dort hinpilgern. Sogar Tojo wird in Tokio noch verehrt: im Tempel der Gefallenen. Nur Hitler hat kein Recht auf ein Grab gehabt, nicht einmal auf ein kleines Grab bei seinen Verwandten in Österreich. Er ist nur ein Kadaver. Eine ungerechte Welt, nicht wahr?

Mailand MARCO PICONE

Ich hätte gern gewußt, wie es möglich ist, daß diese haarsträubende Geschichte so lange geheimgehalten wurde.

Kapstadt (Südafrika) R. BEHRENS

Sie schreiben, daß Hitler bei der Mitteilung des französischen Waffenstillstandsersuchens einen Freudentanz vollführte, was keineswegs der Wahrheit entspricht. In Brûly-de-Pesche filmte Walter Frentz die Übermittlung der Nachricht, später schnitten kanadische Filmexperten die Bilder clever zusammen, so daß der Eindruck entstand, er habe einen Tanz vollführt.

Berlin TORSTEN LEWERENZ

Das Geschehen um die 9. Armee bedarf der Berichtigung. Am 20. April verlief deren südliche Frontlinie im Raum Görlitz, wo zu diesem Zeitpunkt mehrere Infanterie- und Panzerdivisionen standen, darunter unsere Panzerdivision. Hier griffen die Russen am 23. April an und bezogen nach zweitägigen Kämpfen eine empfindliche Niederlage. Die auf russischer Seite eingesetzte polnische Panzerbrigade verlor ihren gesamten Mannschafts- und Fahrzeugbestand. Am 30. April rückten wir in Bautzen ein, das von den Russen bereits besetzt war. In zwei Tagen kämpften wir Bautzen frei und stießen ohne ernstlichen Widerstand in Richtung Cottbus vor. Am 4. Mai wurden wir in den Raum nördlich von Dresden verlegt, wo wir allerdings den russischen Vorstoß nicht mehr aufhalten konnten.

Saarbrücken WILFRIED LIMBURG

Ein Jargon im Stile von Goebbels. So kann man eine Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte nicht führen.

Essen DR. DETLEF BUNK

Ich bin einer der „zwanzig minderjährigen, mit dem Kreuz von Eisen dekorierten Hitler-Jungen“, die Hitler zu seinem 56. Geburtstag präsentiert wurden. Ich brachte, einmal Melder des Reichsjugendführers Artur Axmann und zweimal Hitlers, Nachrichten aus der „Zitadelle“ und zurück. Als Melder trug ich eine Pistole in meiner Manteltasche und wurde niemals aufgefordert, sie herauszugeben, weder bei Hitlers Geburtstagspräsentation, noch als ich im Lagerraum Aufträge entgegennahm, wo Hitler dabei war. Am Morgen des 30. April, zwischen 4.30 und 5.00 Uhr, sah ich Hitler allein im Flur des unteren Bunkers. Ich hätte Hitler töten können. Ich hatte diese Möglichkeit mindestens drei- oder viermal. Und für mich bleibt die Frage, hätte ich es getan, wenn ich schon damals gewußt hätte, was ich erst ein paar Monate später erfuhr: als ich eine Dokumentation über die Befreiung der Konzentrationslager sah, als ich mir des Holocaust bewußt wurde, als mir klar wurde, daß meine Kameraden noch als Kanonenfutter geopfert wurden, als schon lange keine Chance mehr bestand, den Krieg noch zu gewinnen.

Waldport (USA) ARMIN D. LEHMANN

SPIEGEL-Titel 14/1995
Gottvertrauen im Blick?

Werbeseite

Werbeseite

Lukratives Geschäft

(Nr. 15/1995, Kitsch: Aids-Schnickschnack wird vermarktet)

Es ist ein Glück, daß Promis und Geschäftsleute die Marktnische Aids entdeckt haben. Wenn wir nämlich unseren moralinsauren Zeigefinger mal nicht in die Höhe, sondern in die ach so verwerflichen Bilanzbücher stecken, stellen wir vor allem eins fest: Das Geschäft ist äußerst lukrativ. Und das kommt letztendlich auch den Kranken zugute.

H. WESSEL

Werbeplakat der Aids-Hilfe
Aus Überzeugung und Empathie

Sankt Augustin (Nrdrh.-Westf.) EVA MEFFERT

Meine Aids-Schleife trage ich seit Jahren aus Überzeugung und Empathie. Das hat mit Geldschneiderei oder mit kulleräugigen, frisch gewaschenen Babys nix zu tun.

Hamburg ANGELIKA BODE

Aids-Hilfen in Deutschland sind in der schwierigen Lage, entweder in dem Maße ihre Angebote und Leistungen zu verringern, in dem die Zuwendungen der öffentlichen Hand zusammengestrichen werden, oder sich die notwendigen Mittel durch Benefizaktionen, Spendensammlungen und Verkaufsaktivitäten zu beschaffen. Im Vertrieb von Produkten, die die rote Schleife tragen, vermögen wir nichts Verwerfliches zu erkennen. Die rote Schleife ist ein Band der Sympathie und der Solidarität mit den Betroffenen.

Berlin PETER ZECHEL
Deutsche Aids-Hilfe

Wenn wir feststellen, daß der Staat die Aids-Hilfe-Projekte nicht ausreichend finanziert, ist das persönliche Engagement jedes einzelnen gefordert. Daher haben die rund 400 ehrenamtlichen Mitglieder des Vereins big spender in den letzten Jahren zahlreiche Aktionen veranstaltet, wie Musicals, Galas und Walk for Life. Der Erfolg: über 600 000 Mark allein in Hamburg für Wohnungen HIV-Infizierter und für Sterbehospize aidserkrankter Menschen.

Hamburg R. WERNER HEINBRUCH

Welch großer Widerspruch

(Nr. 15/1995, Ausstellungen: Interview mit dem Aufsichtsratsvorsitzenden Helmut Werner über die Expo 2000)

„Hannover müßte brennen vor Begeisterung darüber, daß man die Welt zu sich einlädt“, so Helmut Werner. Warum sollen wir Hannoveraner uns so auf die Expo 2000 freuen, wenn bei den zuständigen Stellen nur ein bißchen herumgeplant wird, ohne daß bis jetzt etwas Konkretes dabei herausgekommen wäre? Es sind noch fünf Jahre bis zum Jahr 2000. Wenn es ein Erfolg werden soll, müßten die Planer langsam mal in die Strümpfe kommen.

Hannover BIRTHE RUBEHN
16 Jahre

Wie schön, daß die Expo 2000 unter dem Gesichtspunkt „Mensch–Natur–Umwelt“ stattfinden soll und viele Besucher angezogen werden. Daß dafür der Messeweg ausgebaut werden soll, 500 Bäume fallen, davon viele über 100 Jahre alt, erwähnt Herr Werner mit keinem Wort. Welch großer Widerspruch: Straßenausbau für mehr Autos, das heißt höhere Luftbelastung, und dann auch noch Bäume fällen, die für den Schadstoffaustausch unserer Luft so wichtig sind.

W. SCHMIDT / NOVUM

Expo-2000-Planung
In die Strümpfe kommen

Braunschweig MARION GLOBIG

Zustimmung erforderlich

(Nr. 14/1995, Parteien: Christdemokraten wehren sich gegen „Schnuppermitglieder“)

Sie berichten von sogenannten fliegenden Ortsverbänden, über die ich angeblich mir genehme Parteimitglieder in die meisten Kreisverbände der Hamburger CDU gehievt hätte. Diese Darstellung stimmt nicht. In Hamburg können laut Parteisatzung Mitglieder nur dann bei anderen Ortsverbänden geführt werden, in deren Einzugsbereich sie nicht wohnen, wenn die jeweiligen Ortsvorstände oder ihre Vorsitzenden zustimmen. Deshalb hat das Hamburger Verfassungsgericht dieses Vorgehen auch nicht als ungesetzlich bezeichnet. Die Kritik der Richter an der CDU-Kandidatenaufstellung und die erzwungene Wahlwiederholung im Jahr 1993 bezogen sich auf andere Vorgänge.

Hamburg JÜRGEN ECHTERNACH
ehemaliger CDU-Landesvorsitzender

Ein Problem unter vielen

(Nr. 15/1995, Pfarrer: Therapiezentrum für Geistliche)

Sie zitieren mich mit den Worten: „Der Zölibat ist etwas Verrücktes.“ Dabei beziehen Sie sich offensichtlich auf eine Passage aus meinem Buch „Liebe und Zölibat“, in der es, Bezug nehmend auf den Zölibat, heißt: „Wer als Zeichen für etwas lebt, das über den Tod hinausgeht, der verrückt sehr vieles, der ist ver-rückt.“ Damit soll aber gesagt werden: Hier lebt jemand etwas, das in den Augen der Menschen, die die Erfüllung ihres Lebens nur in dieser Zeit suchen, eine Narrheit darstellt. Übrigens sehen Pater Anselm Grün und ich in der Aufhebung des Zölibats nicht die Lösung der Probleme von Geistlichen. Der Zölibat ist ein Problem unter vielen. Entscheidend wäre, die Lebens- und Arbeitsbedingungen für die Priester zu verbessern.

Münsterschwarzach (Bayern)
DR. WUNIBALD MÜLLER
Recollectio-Haus

We love you

(Nr. 13/1995, Energiepolitik: Der Mann, der den Kohlepfennig kippte)

Hochachtung vor Edgar Klein. Ein Rentner hat sich in die Mühlen der Justiz begeben und einen zähen Rechtsstreit gewonnen. Millionen Bundesbürger profitieren von dem Urteil – wie in anderen Fällen auch, in denen oft Einzelkämpfer nicht nur ihr gutes Recht einklagen. Wünschenswert wäre, wenn sich viele Menschen, wie Herr Klein, mit ausgeprägtem Gerechtigkeitssinn zusammentäten und gemeinsame Interessen auch gemeinsam verfolgten (z. B. die Gründung eines Vereins für Gerechtigkeit).

Barcelona (Spanien) GERALD CASPARI

Der Bericht über Edgar Klein und die Hintergründe der BVG-Entscheidung ist doch viel wichtiger als der tagelange „Tagesschau"-Rummel über die finanzpolitischen Verdauungsübungen der Bonner Rechtsbeuger. Sonst hätte man ja gar nicht erfahren, daß es sich hier um ein herzerfrischendes Beispiel lebendiger rechtsstaatlicher Demokratie handelt. Von charakter- und kenntnislosen Regierern und Verwaltern, bei denen Bevormundung und Volksverdummung zum Handwerkszeug gehören, wimmelt es vom kleinsten Kaff bis Berlin. Um unsere Freiheit und unser Recht müssen wir uns da schon selber kümmern. Edgar Klein, we love you. Und für den SPIEGEL ein Bussi.

DARCHINGER

Kläger Klein

Husum (Schlesw.-Holst.) DR. MARKUS OPEL

Geile Pfaffen

(Nr. 15/1995, Österreich: Theologe Adolf Holl über den Wiener Kardinal Groer)

Warum soviel Aufhebens um den Wiener Kardinal-Erzbischof? Hatte nicht auch im klassischen Griechenland jeder vernünftige Mann seinen Lustknaben?

Gladbeck MARGRET HOLLENDER

Das Phänomen, daß sich Pfarrer vorwiegend Jungen mit sexuellen Absichten nähern, hat vermutlich seine Ursache in deren leichterer Verfügbarkeit für die Geistlichen. Außerdem macht die kirchliche Ideologie („das unreine Weib", Leugnung der Homosexualität in den eigenen Reihen) es ihnen leichter, den sexuellen Aspekt der Annäherung an Jungen zu verdrängen und die wahre Motivation hinter seelsorgerischen oder pädagogischen Zielsetzungen zu verbergen. Der Fall Groer darf nicht zu neuen Res-

20457 Hamburg, Brandstwiete 19, Telefon (040) 3007-0, Telefax (040) 3007 2247, Telex 2 162 477
CompuServe: 74431,736 · Internet: http://www.spiegel.de/spiegel
Abonnenten-Service: Tel. 0130-863006. Telefax (040) 30072898, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg.

HERAUSGEBER: Rudolf Augstein

CHEFREDAKTEUR: Stefan Aust

STELLV. CHEFREDAKTEURE: Joachim Preuß, Dr. Dieter Wild

REDAKTION: Karen Andresen, Ariane Barth, Dieter Bednarz, Wilhelm Bittorf, Peter Bölke, Dr. Hermann Bott, Klaus Brinkbäumer, Henryk M. Broder, Werner Dähnhardt, Dr. Thomas Darnstädt, Hans-Dieter Degler, Dr. Martin Doerry, Adel S. Elias, Nikolaus von Festenberg, Uly Foerster, Klaus Franke, Gisela Friedrichsen, Angela Gatterburg, Henry Glass, Johann Grolle, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg, Dietmar Hawranek, Manfred W. Hentschel, Hans Hielscher, Wolfgang Höbel, Heinz Höfl, Clemens Höges, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Hans Hoyng, Thomas Hüetlin, Rainer Hupe, Ulrich Jaeger, Hans-Jürgen Jakobs, Urs Jenny, Dr. Hellmuth Karasek, Sabine Kartte-Pfähler, Klaus-Peter Kerbusk, Ralf Klassen, Petra Kleinau, Sebastian Knauer, Dr. Walter Knips, Susanne Koelbl, Christiane Kohl, Dr. Joachim Kronsbein, Bernd Kühnl, Wulf Küster, Dr. Romain Leick, Hans Leyendecker, Heinz P. Lohfeldt, Udo Ludwig, Klaus Madzia, Armin Mahler, Dr. Hans-Peter Martin, Georg Mascolo, Gerhard Mauz, Gerd Meißner, Fritjof Meyer, Dr. Werner Meyer-Larsen, Michael Mönninger, Joachim Mohr, Mathias Müller von Blumencron, Bettina Musall, Dr. Jürgen Neffe, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hans-Joachim Noack, Claudia Pai, Rainer Paul, Christoph Pauly, Jürgen Petermann, Dietmar Pieper, Norbert F. Pötzl, Detlef Pypke, Dr. Rolf Rietzler, Dr. Fritz Rumler, Dr. Johannes Saltzwedel, Karl-H. Schaper, Marie-Luise Scherer, Heiner Schimmöller, Roland Schleicher, Michael Schmidt-Klingenberg, Cordt Schnibben, Hans Joachim Schöps, Dr. Mathias Schreiber, Bruno Schrep, Helmut Schümann, Matthias Schulz, Birgit Schwarz, Ulrich Schwarz, Dr. Stefan Simons, Mareike Spiess-Hohnholz, Dr. Gerhard Spörl, Olaf Stampf, Hans-Ulrich Stoldt, Peter Stolle, Barbara Supp, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Hans-Jörg Vehlewald, Dr. Manfred Weber, Susanne Weingarten, Alfred Weinzierl, Marianne Wellershoff, Peter Wensierski, Carlos Widmann, Erich Wiedemann, Christian Wüst, Peter Zobel, Dr. Peter Zolling, Helene Zuber

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND: Berlin: Wolfgang Bayer, Petra Bornhöft, Markus Dettmer, Jan Fleischhauer, Uwe Klußmann, Jürgen Leinemann, Claus Christian Malzahn, Walter Mayr, Harald Schumann, Gabor Steingart, Kurfürstenstraße 72 – 74, 10787 Berlin, Tel. (030) 25 40 91-0, Telefax 25 40 91 10 · **Bonn:** Winfried Didzoleit, Manfred Ertel, Dr. Olaf Ihlau, Dirk Koch, Ursula Kosser, Dr. Paul Lersch, Elisabeth Niejahr, Hartmut Palmer, Olaf Petersen, Rainer Pörtner, Hans-Jürgen Schlamp, Hajo Schumacher, Alexander Szandar, Klaus Wirtgen, Dahlmannstraße 20, 53113 Bonn, Tel. (0228) 26 70 3-0, Telefax 21 51 10 · **Dresden:** Sebastian Borger, Christian Habbe, Königsbrücker Str. 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 567 0271, Telefax 567 0275 · **Düsseldorf:** Ulrich Bieger, Georg Bönisch, Richard Rickelmann, Oststraße 10, 40211 Düsseldorf, Tel. (0211) 93 601-01, Telefax 35 83 44 · **Erfurt:** Felix Kurz, Dalbergsweg 6, 99084 Erfurt, Tel. (0361) 642 2696, Telefax 566 7459 · **Frankfurt a. M.:** Peter Adam, Wolfgang Bittner, Annette Großbongardt, Rüdiger Jungbluth, Ulrich Manz, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt a. M., Tel. (069) 71 71 81, Telefax 72 17 02 · **Hannover:** Ansbert Kneip, Rathenaustraße 16, 30159 Hannover, Tel. (0511) 32 69 39, Telefax 32 85 92 · **Karlsruhe:** Dr. Rolf Lamprecht, Amalienstraße 25, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 225 14, Telefax 276 12 · **Mainz:** Wilfried Voigt, Weißliliengasse 10, 55116 Mainz, Tel. (06131) 23 24 40, Telefax 23 47 68 · **München:** Dinah Deckstein, Annette Ramelsberger, Dr. Joachim Reimann, Stuntzstraße 16, 81677 München, Tel. (089) 41 80 04-0, Telefax 4180 0425 · **Schwerin:** Bert Gamerschlag, Spieltordamm 9, 19055 Schwerin, Tel. (0385) 557 44 42, Telefax 56 99 19 · **Stuttgart:** Dr. Hans-Ulrich Grimm, Sylvia Schreiber, Kriegsbergstraße 11, 70174 Stuttgart, Tel. (0711) 22 15 31, Telefax 29 77 65

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND: Basel: Jürg Bürgi, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. (004161) 283 0474, Telefax 283 0475 · **Belgrad:** Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 66 99 87, Telefax 66 01 60 · **Brüssel:** Heiko Martens, Marion Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1040 Brüssel, Tel. (00322) 230 61 08, Telefax 231 1436 · **Jerusalem:** Jürgen Hogrefe, 29, Hatikva Street, Yemin Moshe, Jerusalem 94103, Tel. (009722) 24 57 55, Telefax 24 05 70 · **Johannesburg:** Almut Hielscher, Royal St. Mary's, 4th Floor, 85 Eloff Street, Johannesburg 2000, Tel. (002711) 333 1864, Telefax 336 4057 · **Kairo:** Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 360 4944, Telefax 360 7655 · **Kiew:** Martina Helmerich, ul. Kostjolnaja 8, kw. 24, 252001 Kiew, Tel. (007044) 228 63 87 · **London:** Bernd Dörler, 6 Henrietta Street, London WC2E 8PS, Tel. (0044171) 379 8550, Telefax 379 8599 · **Moskau:** Jörg R. Mettke, Dr. Christian Neef, Krutizkij Wal 3, Korp. 2, kw. 36, 109 044 Moskau, Tel. (007502) 220 4624, Telefax 220 4818 · **Neu-Delhi:** Dr. Tiziano Terzani, 6-A Sujan Singh Park, New Delhi 110003, Tel. (009111) 469 7273, Telefax 460 2775 · **New York:** Matthias Matussek, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N. Y. 10036, Tel. (001212) 221 7583, Telefax 302 6258 · **Paris:** Lutz Krusche, Helmut Sorge, 17 Avenue Matignon, 75008 Paris, Tel. (00331) 4256 1211, Telefax 4256 1972 · **Peking:** Jürgen Kremb, Qijiayuan 7. 2. 31, Peking, Tel. (008610) 532 3541, Telefax 532 5453 · **Prag:** Jilská 8, 11 000 Prag, Tel. (00422) 24 22 0138, Telefax 24 22 0138 · **Rio de Janeiro:** Jens Glüsing, Avenida São Sebastião, 157 Urca, 22291 Rio de Janeiro (RJ), Tel. (005521) 275 1204, Telefax 542 6583 · **Rom:** Valeska von Roques, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (00396) 679 7522, Telefax 679 7768 · **Stockholm:** Hermann Orth, Scheelegatan 4, 11 223 Stockholm, Tel. (00468) 650 82 41, Telefax 652 99 97 · **Warschau:** Andreas Lorenz, Ul. Polna 44/24, 00-635 Warschau, Tel. (004822) 25 49 96, Telefax 25 84 74 · **Washington:** Karl-Heinz Büschemann, Siegesmund von Ilsemann, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20 045, Tel. (001202) 347 5222, Telefax 347 3194 · **Wien:** Dr. Martin Pollack, Schönbrunner Straße 26/2, 1050 Wien, Tel. (00431) 587 4141, Telefax 587 4242

ILLUSTRATION: Werner Bartels, Renata Biendarra, Martina Blume, Barbara Bocian, Ludger Bollen, Katrin Bollmann, Thomas Bonnie, Regine Braun, Martin Brinker, Manuela Cramer, Josef Csallos, Volker Fensky, Ralf Geilhufe, Rüdiger Heinrich, Tiina Hurme, Bettina Janietz, Claudia Jeczawitz, Antje Klein, Ursula Morschhäuser, Cornelia Pfauter, Monika Rick, Chris Riewerts, Julia Saur, Detlev Scheerbarth, Manfred Schniedenharn, Frank Schumann, Rainer Sennewald, Dietmar Suchalla, Karin Weinberg, Matthias Welker, Monika Zucht

SCHLUSSREDAKTION: Rudolf Austenfeld, Horst Beckmann, Sabine Bodenhagen, Reinhold Bussmann, Dieter Gellrich, Hermann Harms, Bianca Hunekuhl, Rolf Jochum, Karl-Heinz Körner, Inga Lembcke, Christa Lüken, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Andreas M. Peets, Gero Richter-Rethwisch, Thomas Schäfer, Ingrid Seelig, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ruth Tenhaef, Hans-Jürgen Vogt, Kirsten Wiedner, Holger Wolters

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR dieser Ausgabe für Panorama, Kriegsende, Nato, Furchtbare Juristen, Titelgeschichte (S. 28, 32, 33), Hauptstadt: Dr. Thomas Darnstädt; für Titelgeschichte (S. 40, 62), Forum, Lebensmittel, Kommunen, Extremisten, Atomenergie, Pietät, Showgeschäft: Christiane Kohl; für Immobilien, Übernahme, Konzerne, Trends, Telekommunikation, Banken: Armin Mahler; für Manager, Spectrum, Jugend, Mode, Pop, Fernseh-Vorausschau: Wolfgang Höbel; für USA, Kambodscha, Serbien, Frankreich, Panorama Ausland: Dr. Romain Leick; für Formel 1, Leichtathletik: Alfred Weinzierl; für Szene, Film, Literatur, Bestseller, Lebenskunst: Dr. Mathias Schreiber; für Prisma, Medizin, Archäologie, Umwelt: Klaus Franke; für Kommunikation: Hans-Jürgen Jakobs; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Dr. Manfred Weber; für Titelbild: Thomas Bonnie; für Gestaltung: Manfred Schniedenharn; Chef vom Dienst: Horst Beckmann (sämtlich Brandstwiete 19, 20457 Hamburg)

DOKUMENTATION: Jörg-Hinrich Ahrens, Sigrid Behrend, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Dr. Jürgen Bruhn, Lisa Busch, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Dr. Karen Eriksen, Cordelia Freiwald, Dr. André Geicke, Ille von Gerstenbergk-Helldorff, Dr. Dieter Gessner, Hartmut Heidler, Wolfgang Henkel, Gesa Höppner, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Joachim Immisch, Hauke Janssen, Günter Johannes, Angela Köllisch, Sonny Kraspe, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig, Sigrid Lüttich, Roderich Maurer, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Gerhard Minich, Wolfhart Müller, Bernd Musa, Christel Nath, Anneliese Neumann, Werner Nielsen, Paul Ostrop, Anna Petersen, Peter Philipp, Axel Pult, Ulrich Rambow, Dr. Mechthild Ripke, Constanze Sanders, Petra Santos, Christof Schepers, Rolf G. Schierhorn, Ekkehard Schmidt, Andrea Schumann, Claudia Siewert, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Stefan Storz, Monika Tänzer, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Jutta Temme, Dr. Iris Timpke-Hamel, Carsten Voigt, Horst Wachholz, Ursula Wamser, Dieter Wessendorff, Andrea Wilkens, Karl-Henning Windelbandt

BÜRO DES HERAUSGEBERS: Irma Nelles

NACHRICHTENDIENSTE: ADN, AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid, Time

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Abonnementspreise: Normalpost Inland: sechs Monate DM 130,00, zwölf Monate DM 260,00, für Studenten (nur Inland) DM 182,00. Normalpost Europa: sechs Monate DM 184,60, zwölf Monate DM 369,20; Seepost Übersee: sechs Monate DM 189,80, zwölf Monate DM 379,60; Luftpostpreise auf Anfrage.

Verlagsgeschäftsstellen: Berlin: Kurfürstenstraße 72 – 74, 10787 Berlin, Tel. (030) 25 40 91 25/26, Telefax 25 40 9130; Düsseldorf: Oststraße 10, 40211 Düsseldorf, Tel. (0211) 936 01 02, Telefax 36 42 95; Frankfurt a. M.: Oberlindau 80, 60323 Frankfurt a. M., Tel. (069) 72 03 91, Telefax 72 43 32; München: Stuntzstraße 16, 81677 München, Tel. (089) 41 80 04-0, Telefax 4180 0425; Stuttgart: Kriegsbergstraße 11, 70174 Stuttgart, Tel. (0711) 226 30 35, Telefax 29 77 65

Verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 49 vom 1. Januar 1995

Postgiro-Konto Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Druck: Gruner Druck, Itzehoe; maul belser, Nürnberg

VERLAGSLEITUNG: Fried von Bismarck

MÄRKTE UND ERLÖSE: Werner E. Klatten

GESCHÄFTSFÜHRUNG: Rudolf Augstein, Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is $290.00 per annum. Distributed by German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Second class postage is paid at Englewood, NJ 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631-1123.

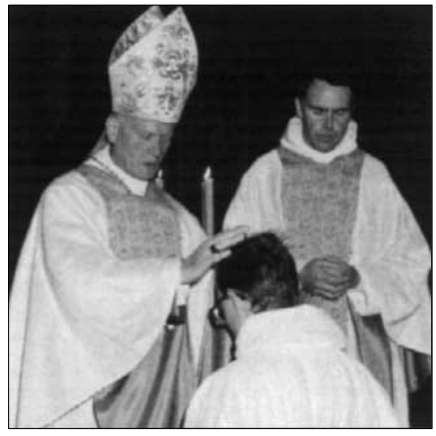
sentiments gegenüber Homosexualität führen, da nicht diese, sondern die Abwertung und Unterdrückung der Sexualität die Ursache für die Abwege der Kirchenmänner ist.

Kiel OSGER ECKARDT

Der Theologe Adolf Holl glaubt den Schlüssel zur Seele des Bischofs Groer gefunden zu haben, indem er einen Zusammenhang zwischen Marienfrömmigkeit und Sexualität sieht. Diese Vermutung halte ich nicht für ein tiefenpsychologisches Denkmodell, sondern für eine perverse Denkungsart.

Stephanskirchen (Bayern) HEINRICH GEERLING

In der Tat, Hollabrunn ist überall. Ich, Jahrgang 1939 und in klösterlicher Obhut gewesen von 1947 bis 1957, könnte



WECO

Kardinal Groer
Forderungen des Unterleibs

darüber ganze Episteln verfassen. Die Liebesspiele Seiner Eminenz dürften sich dagegen noch recht harmlos ausnehmen. Die geilsten Pfaffen waren regelmäßig diejenigen, die in ihren Predigten von der Kanzel der Klosterkirche am lautesten gegen Unzucht und Völlerei wetterten.

Butzbach-Münster GÜNTER BRAUNER

„Hätte die Natur nicht gewollt, daß der Kopf den Forderungen des Unterleibs Gehör geben sollte, was hätte sie nötig gehabt, den Kopf an einen Unterleib anzuschließen . . .", bemerkte 1771 der Physiker Lichtenberg. Über 200 Jahre später hat die katholische Kirche diese Sache immer noch nicht ganz durchschaut.

Hattingen (Nrdrh.-Westf.) DIETMAR FRITZE

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Der Gesamtauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe ist ein Prospekt der Firma Brother, Bad Vilbel, beigeklebt.
Eine Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe enthält eine Beilage der Gesellschaft für Wirtschaftsförderung in Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, sowie des SPIEGEL-Verlages / SPIEGEL special, Hamburg.

Werbeseite

Werbeseite

Niedersachsen

Abschied für Griefahn

Niedersachsens Regierungschef Gerhard Schröder will seine Umweltministerin Monika Griefahn allen Dementis zum Trotz loswerden. Bei einer spätestens für den Herbst geplanten Regierungsumbildung möchte der Sozialdemokrat auch seinen Sozialminister Walter Hiller (SPD) ersetzen. Schröder strebt eine einvernehmliche Lösung an – der Ministerpräsident verfügt nur über eine Ein-Stimmen-Mehrheit im Landtag. Wegen Griefahns Familienfilz-Affäre will die Opposition einen parlamentarischen Untersuchungsausschuß einsetzen. Dessen Ergebnisse möchte Schröder abwarten. Dann wird Griefahn voraussichtlich vom umweltpolitischen Sprecher der SPD-Landtagsfraktion, Wolfgang Jüttner, beerbt. Sozialminister Hillers Rückzug ist weniger problematisch. Er hat – anders als Griefahn – kein Abgeordnetenmandat. Als Nachfolgerin Hillers ist seine Staatssekretärin Birgit Gantz-Rathmann im Gespräch.

OSTWESTBILD

Griefahn, Schröder

Datenschutz

Gläserne Telefone

Der Bundesbeauftragte für den Datenschutz, Joachim Jacob, kritisiert die geplante EU-Richtlinie zur Telekommunikation. Sie soll Datenschutz und Datenaustausch in digitalen ISDN-Telefonnetzen regeln. Nach dem jüngsten Brüsseler Entwurf, meint Jacob, könnten „ohne Kenntnis der betroffenen Bürger Kommunikationsprofile erstellt und vermarktet werden“: wer mit wem wann, wie lange und wie oft telefoniert oder wer welche Informationsdienste in Anspruch nimmt. Jacob, der an diesem Mittwoch seinen Jahresbericht 94 vorstellt, sieht das Werk der Eurokraten als „nicht akzeptablen Rückschritt“ an.

Haushalt

FDP setzt sich ab

In der Bonner Koalition bahnt sich ein heftiger Konflikt um den Bundeshaushalt 1996 an. Anders als in den Vorjahren wird die FDP-Bundestagsfraktion diesmal bei den Kabinettsberatungen über den Etat möglicherweise nicht mitmachen. Die Liberalen sollen so „dem Regierungsentwurf gegenüber voll handlungsfähig“ bleiben – und sich von Finanzminister Theo Waigel (CSU) absetzen. Die Konfrontationsstrategie entwirft der FDP-Haushaltsexperte und Fraktionsvize Wolfgang Weng in vertraulichen Brandbriefen an Parteichef Klaus Kinkel und Fraktionschef Hermann Otto Solms. Zum einen sind die Haushaltslücken in Waigels Kassenplanung nach Wengs Einschätzung so groß, daß sie ohne Einsparungen bei gesetzlich verbrieften Staatsleistungen nicht zu decken seien; für 1996 sei ein Haushaltssicherungsgesetz nicht mehr zu vermeiden. Zum anderen versuche Waigel vor allem da zu kürzen, „wo die FDP politische Prioritäten setzen will“. Er wolle außerdem „sämtliche unpopulären Maßnahmen öffentlich bei der FDP“ abladen, eine Kooperation mit ihm sei deshalb „nicht ohne Risiko“. Ehe der Waigel-Entwurf in den Bundestag kommt, soll er nach dem Weng-Plan von einer „Kommission der Koalitionsfraktionen (ca. 3 Personen je Koalitionspartei)“ bewertet und korrigiert werden.

Nordrhein-Westfalen

5000 Polizisten zu viel

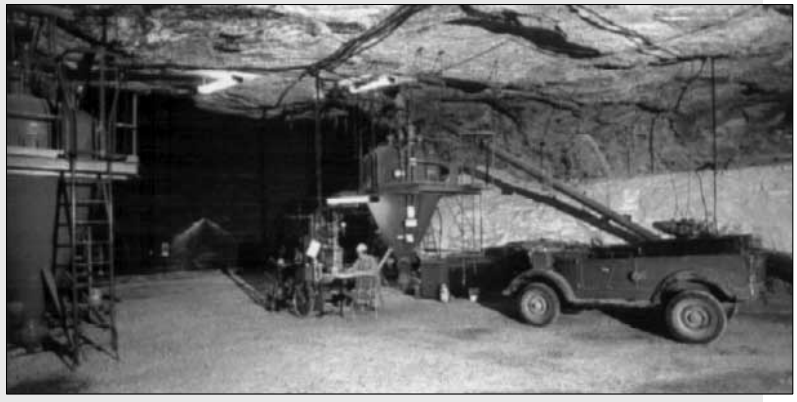
Mehr als eine Milliarde Mark im Jahr kann Nordrhein-Westfalen an Personalkosten bei der Polizei einsparen. Zu diesem Ergebnis kommt eine Untersuchung der Unternehmensberatung Kienbaum, die NRW-Innenminister Herbert Schnoor (SPD) in Auftrag gegeben hatte. Nach

Atomkraft

Mehr Müll für Morsleben

Die Bundesregierung will das atomare Lager in Morsleben (Sachsen-Anhalt), das seit der Vereinigung von der bundeseigenen Gesellschaft für Endlagerung betrieben wird, wieder für mittelradioaktive Abfälle nutzen und so das niedersächsische Endlager Schacht Konrad überflüssig machen. Damit hebt der Bund seine Zusage aus dem Jahr 1991 auf, aus Sicherheitsgründen lediglich schwach radioaktive Abfälle in Morsleben zu lagern.

Zu DDR-Zeiten waren in den Salzstock schwach- und mittelradioaktive Atomabfälle „in handelsüblicher Verpackung“ wie Kartons und Fässern gekippt worden. Flüssige Abfälle versickerten.



T. RAUPACH / ARGUS FOTOARCHIV

Atom-Endlager in Morsleben

Sachsen-Anhalts Umweltministerin Heidrun Heidecke kritisiert, durch den Bonner Beschluß würde „Atomabfällen, die bisher ausgeschlossen waren, Tor und Tür geöffnet“. Erst Anfang April erfuhr die für die Genehmigung der Anlage zuständige Bündnis-Grüne, daß die Bundesgesellschaft bereits seit Dezember 1994 in Morsleben wieder Fässer an Stellen deponiert hat, die für eine Endlagerung nicht geeignet sind. Auch Abfälle aus dem Ausland haben die Morsleben-Betreiber angenommen: Am 6. April kamen Fässer aus dem belgischen Mol an.

Der Bund beruft sich auf eine Dauerbetriebsgenehmigung der DDR von 1986, die die Einlagerung bis zur „Strahlenschutzgruppe S 5“ zuläßt, für Versuchsfälle erlaubt sie sogar die Einlagerung von hochradioaktiven Substanzen. Ministerin Heidecke: Gerade die Bonner Umweltministerin Angela Merkel (CDU) „als ehemalige DDR-Bürgerin muß doch wissen, daß die Wahl des Ortes und die Genehmigung der Anlage unter den politischen Zwängen der DDR entstand“. Heidecke läßt jetzt in ihrem Hause prüfen, ob sie mit neuen Auflagen für Morsleben den Betrieb stoppen kann.

L. CHAPERON / LASA

Polizeibeamte (in Essen)

der bislang unveröffentlichten Studie ließen sich die rund 50 000 Stellen bei entsprechender Neuorganisation um mehr als zehn Prozent reduzieren. Weitere 2400 Beamtenjobs, so die Unternehmensberater, könnten in billigere Angestellten-Stellen umgewandelt werden. Billiger wäre es auch, wenn künftig Privatfirmen die Polizeiwagen warten oder Gebäude bewachen würden. Radikale Streichungen empfiehlt das Papier bei den Polizeisonderdiensten, etwa den Reiterstaffeln. Probleme bereitet die Kienbaum-Untersuchung nicht nur der SPD-Landesregierung, sondern mitten im Landtagswahlkampf auch der CDU-Opposition: Die Union machte die innere Sicherheit zu ihrem Hauptthema und verspricht für den Fall des Wahlsiegs am 14. Mai 7000 zusätzliche Polizisten.

Bundestag

Fernsehen hausgemacht

Die Parlamentarier des Bundestages wollen ihre Debatten im Plenum fernsehgerecht aufbereiten und vermarkten lassen. Von dieser Woche an wird jede Parlamentssitzung von acht hauseigenen Fernsehkameras aufgezeichnet. So kommen auch die Hinterbänkler ins Bild. Ab September sollen die Fernsehbilder den deutschen TV-Sendern angeboten werden – nahezu kostenlos. Die Abnehmer müßten monatlich lediglich etwa 1100 Mark Leitungskosten bezahlen.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Besucher in der Ausstellung „Berlin 1945“: Deutsche jeglicher Herkunft stürzen sich auf die Vergangenheit H. HANSWALD / OSTKREUZ

Kriegsende

LUST AM ERINNERN

In Massen pilgern die Deutschen in Ausstellungen, die das Ende des Zweiten Weltkriegs dokumentieren; Bücher und Serien finden erstaunliches Interesse. Die Kriegsgeneration, meinen Historiker, nähere sich der NS-Zeit „mit distanzierter Neugierde“. Die Jungen seien auf der Suche nach anschaulichen Zeugnissen für ihr Bücherwissen.

„Hier irgendwo müßte meine Schwägerin Else gewohnt haben“, sagt die alte Berlinerin zu ihrer Freundin. Die beiden stehen vor einem großformatigen Foto, auf dem nichts als eine schier endlose Trümmerwüste zu sehen ist. „Sie ist doch im Februar 45 noch ausgebombt worden.“ Später im Café stößt die 72jährige Dame einen tiefen Seufzer aus: „Ach, diese Bilder rufen so viele Erinnerungen wach.“

Seit die Ausstellung „Berlin 1945“ am 10. April eröffnet wurde, strömen täglich mehr als 1000 Besucher in die Kunsthalle im Schatten der Gedächtniskirchen-Ruine. An Ostern war der Ansturm so gewaltig, als würden nicht rund 600 Fotos und eine Vielzahl von Dokumenten, sondern als würde Leonardo da Vincis „Mona Lisa“ gezeigt.

Die Hauptstadt ist kein Einzelfall. War die westliche Nachkriegsrepublik der fünfziger Jahre für den aus dem amerikanischen Exil heimgekehrten Philosophen Theodor W. Adorno von einer Atmosphäre des „kalten und leeren Vergessens“ gezeichnet, so stürzen sich Deutsche jeglicher Herkunft derzeit mit fast schon beängstigender Verve auf ihre Vergangenheit. Und sie tun es so gründlich, als wollten sie die von Alexander und Margarete Mitscherlich analysierte „Unfähigkeit zu trauern“ ein für allemal überwinden.

„Erinnern“, hatte Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985 in seiner vielzitierten Rede im Bundestag definiert, „heißt, eines Geschehens so ehrlich und rein zu gedenken, daß es zu einem Teil des eigenen Innern wird.“ Dieser ethische Imperativ scheint mittlerweile ein Massenbedürfnis geworden zu sein. Landauf, landab tobt sich ein bislang nicht erlebter Erinnerungsdrang aus.

Kaum eine größere Stadt verzichtet auf eine ausführliche Dokumentation ihres Schicksals am Kriegsende. In Schleswig-Holstein wird die Ausstellung „Ende und Anfang im Mai 1945“ durch 13 Orte wandern. Nürnberg versucht mit einem ambitionierten Programm einmal mehr, aus dem Schatten der Reichsparteitage und Rassegesetze zu treten. In Köln wurde am Wochenende „Das neue Köln 1945 – 1995“ eröffnet. In der niedersächsischen Landeshauptstadt ist „Hannover 1945“ zu sehen.

Die Angleichung der Erinnerungsverhältnisse scheint im neuen Deutschland bereits gelungen: In der brandenbur-

gischen Landeshauptstadt läßt sich „Potsdam und das Jahr 1945“ besichtigen. In der museumspädagogisch gewesteten Gedenkstätte in Seelow kann man den verlustreichen Durchbruch der Roten Armee an der Oder studieren. Allein die schlichte Auflistung aller Veranstaltungen zum „50. Jahrestag der Befreiung“ in Brandenburg umfaßt 46 Seiten.

Vollkommen unabhängig von staatlichen Initiativen und Ritualen sowie dem politischen Streit um die Bewertung des 8. Mai 1945 – Befreiung oder Niederlage, Erlösung von Hitler oder Beginn der Vertreibung im Osten und neuer Unterdrükkung in der DDR – hat sich zudem eine nicht mehr überschaubare Basisbewegung formiert: Kirchengemeinden, Geschichtswerkstätten, Schulklassen, Anti-Rassismus-Initiativen oder Schwulengruppen überziehen das Land mit einem dichten Netz von Ausstellungen, Tagungen, Lesungen und Gedenkfeiern.

Eingeleitet wurde das Erinnerungsmarathon ’95 durch eine breite Medienoffensive. Schon seit Ende Januar findet sich auf der Seite 3 der *Frankfurter Allgemeinen* fast täglich eine Spalte „Vor fünfzig Jahren“. „Die Resonanz hat uns selbst überrascht“, sagt Peter Carstens, der zuständige Redakteur. Inzwischen haben ihm bald 80 Leser ihre Tagebücher aus dem Jahre 1945 zur Verfügung gestellt.

Die Serie soll am 8. Mai ihr Ende finden, doch ein paar Fans haben, sollte dies tatsächlich geschehen, schon mit der Kündigung des Abonnements gedroht.

Das zeitgeschichtliche Interesse ist keine konservative Domäne, auch die linke *Tageszeitung* hat mit dem „Berliner Tagebuch“ den Nerv ihres zumeist nachgeborenen Publikums getroffen.

Manchem Medienmacher reichte die Berichterstattung offenbar nicht aus. Auf Initiative Michel Friedmans, Präsidiumsmitglied im Zentralrat der Juden, und des Hamburger Intendanten Jürgen Flimm unterzeichneten ZDF-Chef Dieter Stolte, der ARD-Vorsitzende Jobst Plog, aber auch die Chefredaktionen von *Brigitte*, *Focus*, *Stern* oder *Max* den Aufruf „8. Mai 1995: Die Freiheit hat Geburtstag. Engagieren wir uns!“ Die Meinungsmacher proklamieren einen „Tag der Erinnerung und Hoffnung, den wir nicht allein den Parteien und Politikern überlassen wollen“.

DPA

Kapitulation in Karlshorst*: Tag der Hoffnung

P. V. RECKLINGHAUSEN / OSTKREUZ

Renoviertes Museum Karlshorst*: Gründlich entsowjetisiert

Den gern geschmähten Politikern mit ihren erstarrten Kranzabwurf-Ritualen Konkurrenz zu machen reizt so manchen guten Menschen. Und so werden Peter Maffay, die „Toten Hosen“, Udo Jürgens und viele andere am 7. Mai im Hamburger Thalia Theater die Befreiung besingen. Das ZDF überträgt live.

* Oben: Generalfeldmarschall Keitel am 9. Mai 1945; unten: Raum, in dem die Kapitulationsurkunde unterzeichnet wurde.

Manches klingt skurril – wenn beispielsweise im hessischen Oberreifenberg zur Tagung „Der Hochtaunus unterm Hakenkreuz“ geladen wurde, in Potsdam die Ausstellung „Die Schlösser in der Stunde Null“ gezeigt wird oder in Guben das „transkaukasische Kammerorchester“ aufspielt.

„Das Interesse an historischen Themen entwickelt sich wellenförmig“, meint der Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler. Er bekämpfte vor neun Jahren im Historikerstreit die Thesen Ernst Noltes, der den deutschen Holocaust an den Juden als Notwehr Hitlers vor dem Bolschewismus relativieren wollte.

Das Interesse am Nazismus gleicht diesmal einer Springflut, die auch in die Buchhandlungen angebrandet ist. Allein 80 Neuerscheinungen zu NS-Staat und Zweitem Weltkrieg hat die Stiftung Lesen für dieses Frühjahr aufgelistet. Das Geschäft mit der Erinnerung floriert. Ein „überdurchschnittliches Interesse“ konstatiert Kiepert, die größte Berliner Buchhandlung; in den Ost-Berliner Filialen ist es noch größer als im Westen. Wenn die Zunft sich Anfang Mai in Stuttgart zu den Buchhändlertagen versammelt, werden Zeitzeugen über den Neubeginn der Branche im Jahre 1945 berichten.

Die Authentizität versprechenden Augenzeugen sind ohnehin die Stars des Erinnerungsbetriebes. „Zeitzeugen sind groß in Mode“, lästerte vergangene Woche deshalb die *Süddeutsche Zeitung*, „überall werden sie aufgerufen, eine mythisch überhöhte Klasse, die mit Gongschlägen angekündigt wird.“

Auch der NS-Experte Eberhard Jäkkel teilt die Skepsis gegenüber den beim Publikum so beliebten Betroffenen-Berichten: „Das menschliche Gedächtnis“, sagt er, „ist eine schwache Einrichtung.“

Die Andacht gegenüber den Augenzeugen und ihren O-Tönen – mögen sie auch noch so beschränkt sein – hat einen einfachen Grund: Sie werden aus biolo-

H. ENGELS

Kanzler Adenauer (1955)
Tag der Niederlage

SVEN SIMON

Mai-Redner Weizsäcker (1985)
„Ehrlich und rein gedenken"

gischen Gründen immer rarer. Im Bundestag sitzen noch ganze fünf Abgeordnete – Otto Graf Lambsdorff, Heinrich Graf von Einsiedel, Gerhard Zwerenz, Alfred Dregger, Stefan Heym – aus der Generation der Weltkrieg-II-Soldaten.

In diesem Jahr erlebt Deutschland den letzten runden Jahrestag der NS-Epoche, zu dem die Tat- und Augenzeugen, Täter und Opfer noch Auskunft geben können. Künftige Generationen müssen ihr Bild vom Führerstaat aus Ton- und Bildkonserven sowie Büchern und Dokumenten gewinnen.

Das Aussterben der Akteure ermöglicht andererseits endlich einen kühlen, analytischen Blick auf die Vergangenheit. „55 Millionen Tote waren für die Überlebenden schlicht unfaßbar", beschreibt der Frankfurter Politikwissenschaftler Iring Fetscher den Mechanismus. „Damit konnte man sich unmittelbar nach dem Ende des Krieges einfach nicht konfrontieren."

Die Deutschen, als demoralisiertes Volk, jede Menge Mörder und Nazis in den eigenen Reihen, wollten sich lange Jahre nicht erinnern. Der 8. Mai sei ein Tag der Niederlage, und so etwas feiere man nicht, war herrschende Meinung in der Ära Adenauer. Heute hingegen, als saturierte Erfolgsnation, die auch noch die DDR heimgeholt und die Besatzer nach Hause geschickt hat, läßt es sich schon fast gelassen auf Grauen und Schuld blicken.

Und während die Rebellen von 1968 noch am Familientisch mit den Landsern in Vatergestalt abzurechnen versuchten, haben Heranwachsende es inzwischen mit Eltern zu tun, die mit ihnen das Glück der späten Geburt teilen. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit ist von der verzerrenden Dynamik des Generationenkonflikts befreit.

Der Höhepunkt der Erinnerungsfeiern wird am 8. Mai, dem Jahrestag der bedingungslosen Kapitulation, erreicht sein. Am Vorabend wird beispielsweise in Frankfurt am Main unter dem Motto „Die Freiheit hat Geburtstag" auf dem Paulsplatz gefeiert. Der Hessische Rundfunk wird live übertragen. Seine hauseigene Big Band soll aufspielen, türkischer Hip Hop Multikulturalismus demonstrieren.

Am gleichen Tag wird hr2 ein „einzigartiges Hörspielprojekt" senden, das drei große öffentlich-rechtliche Radiosender übernehmen: eine 14stündige Toncollage mit Zeitzeugen-Berichten, die der Archivar und Schriftsteller Walter Kempowski gesammelt hat, live orchestriert vom Posaunisten Albert Mangelsdorff (siehe Seite 214).

Auch wenn die Erinnerungsarbeit – von marginalen deutschnationalen Querschlägern abgesehen – ausgesprochen politisch korrekt betrieben wird, trägt sie doch inflationäre Züge. So viel Schrecken, so viele Ruinen, so viele Tote – bei dieser Apokalypse darf sich jeder Zeitgenosse irgendwie als Opfer dumpfer Schicksalsmacht fühlen. Zumal wenn mediale Geschichtsstunden ausschließlich das Kriegsende und den 8. Mai in den Blick nehmen, wo doch der Anfang vom Ende die Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933 war.

Ein Beispiel dafür, wie Erinnerung ebenso schmerzhaft wie produktiv polarisieren kann, hat das Hamburger Institut für Sozialforschung gesetzt. Anfang März präsentierte das von Jan Philipp Reemtsma gegründete und finanzierte Institut in der Hamburger Kampnagel-Fabrik die Ausstellung „Vernichtungskrieg – Kriegsverbrechen der deutschen Wehrmacht 1941 bis 1945".

Mit zum Teil erst in den neunziger Jahren in russischen Archiven gefundenen Dokumenten zerstört die Ausstellung die langlebige Lüge von der sauberen Wehrmacht und der schlimmen SS. Sie belegen die Beteiligung der Wehrmacht am Holocaust.

Der Projektleiter Hannes Heer bekam etliche Drohbriefe („Dir Schwein werden wir die Schnauze polieren") – aber noch mehr Dankesschreiben. Die *Zeit* würdigte die Dokumentation als „wichtigste historische Ausstellung seit langem". Vom 11. Mai an ist sie in der Berliner Humboldt-Universität zu sehen, direkt an der einstigen Via triumphalis Preußens und des NS-Staates.

Aus den Eintragungen im Hamburger Gästebuch läßt sich ablesen, welche Generationen aus welchen Gründen in die Ausstellung strömen: Besonders die Alten und die Jungen zeigen Interesse, das Mittelalter ist dagegen nur spärlich vertreten.

„Die Älteren", so der Historiker Wehler, „nähern sich dem Nationalsozialismus mit distanzierter Neugierde auf etwas, das sie glücklich überlebt haben. Die Jüngeren haben vor allem ein Interesse, visuell wahrzunehmen, was sie aus Büchern oder Erzählungen kennen."

Der Originalschauplatz des 8. Mai 1945 ist rund 250 Quadratmeter groß

HAMBURGER INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG

Exekution eines Serben (1941): Langlebige

und nur von begrenztem visuellen Reiz. An der hohen Wand des Saales im einstigen Kasino der Wehrmachtpionierschule in Berlin-Karlshorst hängen die Fahnen der vier Siegermächte, die Tische sind mit grünem Stoff überzogen. An diesen Tischen unterzeichneten drei Vertreter des Oberkommandos der Wehrmacht – leicht verspätet – am 9. Mai 1945 um 0.16 Uhr die Kapitulationsurkunde.

Der Raum befindet sich in einem Museum, das in der DDR den Namen „Museum der bedingungslosen Kapitulation des faschistischen Deutschlands im Großen Vaterländischen Krieg 1941 – 1945“ trug. Inzwischen hat es ein deutsch-russischer Trägerverein übernommen und gründlich entsowjetisiert.

„Es wurde unter gewaltigem Zeitdruck gearbeitet, um es am 8. Mai wieder eröffnen zu können“, sagt Reinhard Rürup, der Vorsitzende des wissenschaftlichen Beirats. Doch jetzt will das Bonner Kanzleramt das Museum partout nicht mehr termingerecht der Öffentlichkeit übergeben.

Zunächst, so Rürup, wollten Bonner Strategen offenbar den Russen im Kleinkrieg um die „Beutekunst“ einen Stich versetzen. Jetzt heißt es, daß nie die Absicht bestanden habe, am 8. Mai feierlich zu eröffnen.

Das Kanzleramt verweigert jede Stellungnahme. Vermutlich meidet Helmut Kohl an diesem Tag mit Rücksicht auf deutschnationale Parteifreunde den Ort der bedingungslosen Kapitulation.

Lüge von der sauberen Wehrmacht

GAMMA / STUDIO X

Europäische Militärpolitiker*: „Die Amerikaner sind zu allen Zugeständnissen bereit“

Nato

Alter Traum

Bonn ist verärgert über Washingtons Angebote an Jelzin. Soll Moskau eines Tages in die Nato?

Michail Gorbatschow wirft den Staatsmännern Europas Versagen vor. „Wir sind versackt“, beklagt der letzte Präsident der zerbrochenen Sowjetunion. Seit dem Kollaps der alten Ordnung seien „unglaubliche Chancen“ zum Aufbau eines „neuen Europas“ vertan worden: „Überall ist Stillstand, keinerlei Bewegung.“

Neuerdings sieht es sogar nach Rückschritt aus.

Der Ton Moskaus gegenüber dem Westen ist rüde wie zu den Hochzeiten des Kalten Krieges. Mit schriller Propaganda stemmt sich Rußland gegen den Plan, die Nato nach Osten auszuweiten.

Die Nato, giftet Wladimir Schumeiko, Vorsitzender des russischen Föderationsrats, sei ein „Störfaktor auf dem Weg zum Frieden“. Verteidigungsminister Pawel Gratschow droht gar, die Verträge über Abrüstung konventioneller Waffen auszusetzen und Truppen an den „bedrohten Flanken“ zu konzentrieren – gemeint ist vor allem die Kaukasusregion. Die Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS), bisher ein eher lockerer Verband ehemaliger Sowjetrepubliken, will er zur schlagkräftigen Militärmacht ausbauen – als Gegengewicht zu einer vergrößerten West-Allianz.

Der populäre General Alexander Lebed prophezeite düster, die Ost-Erweiterung der Nato werde zum „dritten Weltkrieg“ führen.

Droht eine neue Konfrontation der Blöcke? Wollen die Russen bloß den Preis hochtreiben, den der Westen für Moskauer Einlenken zahlen soll? Oder handelt es sich, wie Außenminister Klaus Kinkel (FDP) hofft, lediglich um Feldgeschrei für den Präsidentschaftswahlkampf?

Boris Jelzin, trotz des blutigen Tschetschenien-Feldzugs noch immer Bonns Favorit, wird von seiner Gefolgschaft zur erneuten Kandidatur gedrängt. Für einen Sieg braucht der Präsident Stimmen der Nationalisten.

Jelzins wichtigster Partner im Westen, Bill Clinton, steht unter ähnlichem Druck. Auch in den USA läuft der Präsidenten-Wahlkampf an. Clinton wird von der konservativen Mehrheit im Kongreß bedrängt, gegenüber den Russen Härte zu zeigen.

In scharfem Ton rechnet Washington dem Kreml immer neue Sünden vor: Krieg in Tschetschenien, Verkauf von Atomreaktoren an die Mullahs in Teheran, Abschluß eines Militärpakts mit dem serbischen Kriegstreiber Slobodan Milošević.

Gereizt klagten nun auch Jelzins Bonner Fürsprecher. Die „barschen Töne“ Moskaus, monierte Außenminister Kinkel vorige Woche in New York, paßten nicht in die politische Landschaft. Wenn Rußland mit seinen Drohungen ernst mache, warnt Kinkel, bedeute dies „das Ende der bisherigen Zusammenarbeit“ mit dem Westen.

Doch hinter der Drohkulisse stecken Unterhändler der Großmächte kühl die Interessen ab. Washington ist bereit, den Russen weit entgegenzukommen. Clinton möchte ebenso wie Jelzin beim Moskauer Gipfeltreffen zum 50. Jahrestag der deutschen Kapitulation am 9. Mai Erfolge vorweisen können.

Im Vorfeld der Moskauer Maifeiern schrieb Clinton dem Präsidenten einen ausführlichen Brief. Die Nato-Erweiterung sei nicht Selbstzweck, vielmehr gehe es um den Aufbau eines Sicherheitssystems zwischen Vancouver und Wladiwostok – auf der Basis bestehender Institutionen wie Nato, Europäischer Union und OSZE.

Seit dem Ende des Kalten Kriegs habe sich nicht nur die Lage in Europa geändert, sucht Clinton den Russen zu beruhigen, sondern auch die Nato: Sie bedrohe niemanden, schon gar nicht Rußland. Abrüstung und Umbau der schweren Panzerarmeen zu leichten Verbänden seien Beleg, daß die West-Allianz keine aggressiven Absichten hege.

SIPA

General Lebed

Die Beschlüsse zur Aufnahme neuer Mitglieder werde die Allianz, erläutert Clinton die Nato-Pläne, „nicht morgen“ treffen. Vielmehr werde mit allen Betroffenen, auch Rußland, im Herbst zunächst über das „Warum“ und „Wie“ einer Erweiterung gesprochen, erst später über das „Wer“ und „Wann“.

Mit dem Angebot von „Sonderbeziehungen“ (Kinkel) soll Rußland zudem zum Einlen-

* Pressekonferenz nach gemeinsamem Manöver von Nato und polnischer Armee im polnischen Biedrusko 1994.

ken gelockt werden. Die Außenminister der Europäischen Union boten einen „Sicherheitspakt“ zwischen Westallianz und Moskau an.

Der Plan, zwischen Moskau und der Nato einen völkerrechtlichen Vertrag über „strategische Partnerschaft“ zu schließen, ist zwar mittlerweile nicht mehr aktuell: Die Ratifizierungsverfahren für ein solches Bündnis erwiesen sich als zu kompliziert. Aber das künftige Verhältnis soll immerhin in einer „Charta“ geregelt werden.

Die Nato offeriert bisher Vereinbarungen zur Abwehr der Verbreitung von Massenvernichtungswaffen und Raketentechnologie. Auch in der Rüstungstechnik will Brüssel mit Moskau zusammenarbeiten, selbst gemeinsame Kampfeinsätze sollen geplant werden. Außerdem soll ein Forum für ständige Konsultationen geschaffen werden.

Selbst das Äußerste scheint möglich: Rußlands Aufnahme in eine veränderte Nato.

Bei vertraulichen Treffen am Genfer See haben Amerikaner und Russen darüber bereits diskutiert. „Wahrscheinlich wird Rußland nicht zu den ersten gehören, die wir in die Allianz aufnehmen“, erläutert John Kornblum, einer der Spitzenbeamten des Washingtoner Außenministeriums, „aber wer weiß, was in zehn Jahren ist.“ In seinem Brief an Jelzin fügte Clinton ausdrücklich den Satz ein, daß er einen späteren Nato-Beitritt Rußlands nicht ausschließe.

Die europäischen Allianz-Mitglieder sind über die US-Offerte verärgert. Wenn Rußland in die Nato komme, so ein Kinkel-Berater, „ist die Allianz kaputt“. Die klassische Rolle der Nato als transatlantische Militärallianz zum Schutz der westeuropäischen Länder wäre dann endgültig dahin. Schon brechen alte Ängste auf, die Großmächte könnten über die Köpfe der Europäer hinweg Gemeinsamkeiten finden.

„Die Amerikaner sind zu allen Zugeständnissen bereit“, artikuliert das französische Blatt *Les Echos* Pariser Ressentiments, „um schließlich den alten Traum einer gemeinsamen Herrschaft über den Rest der Welt zu verwirklichen, den sie einst mit den Sowjets und heute mit den Russen verfolgen.“

Washington scheint recht sicher, daß die Russen am Ende einlenken. Waren die Amerikaner vor einem Jahr noch unter den Bremsern, stehen sie jetzt an der Spitze derer, die auf rasche (Nato-) Ausdehnung drängen.

Das liegt nicht nur am Druck von Beitrittskandidaten wie Polen. Dahinter steht auch die Sorge, Rußland könnte von sozialen und ethnischen Spannungen zerrissen, Boris Jelzin von einem Hardliner beerbt werden.

Doch das forsche Tempo der Amerikaner birgt selbst große Risiken. Wesentliche Fragen der Ost-Erweiterung sind völlig ungeklärt:

Was geschieht mit Ukrainern und Belorussen, die von der Nato eine Sonderbehandlung wie Rußland verlangen?

Was soll geschehen, wenn die ersten Beitrittskandidaten aufgenommen sind und plötzlich selbst ein Veto gegen weitere Neuaufnahmen einlegen – wie es der geltende Nato-Vertrag zuläßt?

Sollen auch die drei baltischen Staaten, die noch immer im Clinch mit Moskau liegen, in die Nato? Oder werden sie auf das Vorbild Finnland verwiesen, das nur in der EU ist – aber nicht im atlantischen Bündnis?

Auch Kinkel, der 1993 noch den Kabinettskollegen Volker Rühe (CDU) wegen dessen Plädoyer für eine zügige Nato-Erweiterung rüffelte („Der ist mir zu forsch“), drückt jetzt mit aufs Tempo. Der Deutsche will die Ausdehnung „so schnell wie möglich“.

Laut Nato-Fahrplan sollen erst im Dezember die Aufnahmekriterien für neue Mitglieder beschlossen werden. Doch die Eckwerte stehen bereits fest.

Präsident Clintons erste Meßlatte: „Länder mit repressiven politischen Systemen, die etwas gegen ihre Nachbarstaaten im Schilde führen, deren Militär keiner zivilen Kontrolle untersteht und deren Volkswirtschaften weiter dirigistisch funktionieren, brauchen keinen Antrag auf Mitgliedschaft zu stellen.“

Der Brüsseler Katalog enthält die Achtung der Menschen- und Minderheitenrechte. Da ist allerdings die Wertegemeinschaft nicht so penibel. Folter und Kurdenjagd des Nato-Partners Türkei übergeht die Allianz traditionell mit Schweigen.

Viel wichtiger ist für das Bündnis, daß neue Partner einen angemessenen militärischen Beitrag leisten und insbesondere durch ihr „politisches Gewicht“ die Sicherheit aller fördern. Die Allianz „darf nicht mit neuen ungelösten Konflikten belastet werden“, so der Verteidigungsminister Rühe. Außerdem müsse jedes Neumitglied nicht nur alle Rechte und Pflichten, sondern auch „einen angemessenen Kostenanteil übernehmen“.

Noch haben die Bonner den Wunsch nicht aufgegeben, Nato und Europäische Union zeitgleich um dieselben neuen Mitglieder zu erweitern. Aber sie haben eingesehen, daß die ungelösten Agrar- und Handelsfragen eine Vollmitgliedschaft etwa der Polen, Ungarn und Tschechen in der Wirtschaftsgemeinschaft EU erst weit nach dem Jahr 2000 zulassen. Die Sicherheit der Nato-Kandidaten, so Drängler Rühe, „kann nicht auf die abschließende Harmonisierung der Getreideordnung warten“.

Jüngster Plan der Bonner Koalition: Die Mitgliedschaft in der politischen Union wird vorgezogen. Für die Eingliederung in das komplizierte Geflecht der EU-Wirtschaftsordnungen gibt es lange Übergangsfristen, so wie einst für Spanien und Portugal.

Um die sensiblen Russen nicht über Gebühr zu reizen, nennt die Nato offiziell noch keine Namen. Intern stehen Polen, Tschechien und Ungarn als Favoriten fest.

Die Deutschen sind schon im Wort. Trotz des Getöses aus Moskau versprach Ende März der Bonner Kanzler Helmut Kohl dem neuen Warschauer Außenminister Wladyslaw Bartoszewski: „Vor 2000 sind Sie drin.“

MELDE PRESS

Nato-Stratege Rühe, polnischer Soldat*: Die Deutschen sind im Wort

* Beim Nato-Manöver mit Polen in Posen im September 1994.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Furchtbare Juristen

„Sauber in die Urne“

SPIEGEL-Redakteur Hartmut Palmer über Hans Karl Filbingers Versuch, sich zum Stasi-Opfer zu machen

Geahnt hat er es schon immer. Nun aber gibt Hans Karl Filbinger es uns schriftlich: Sein Sturz als baden-württembergischer Ministerpräsident im Jahre 1978 war das Werk der Stasi.

„Der endgültige Beweis ist jetzt erbracht“, triumphiert der 81jährige CDU-Politiker und präsentiert mit der dritten Auflage seiner Memoiren den Knüller schon auf dem Buchumschlag: „Die Wahrheit aus den Stasi-Akten“.

Sein „Fall“, so Filbinger, sei „von den westlichen Medien im Verein mit den aktiven Maßnahmen der Stasi in Ost-Berlin inszeniert worden“.

Das hat er schon immer behauptet. Aber 1978 glaubten ihm das nicht einmal seine Parteifreunde mehr.

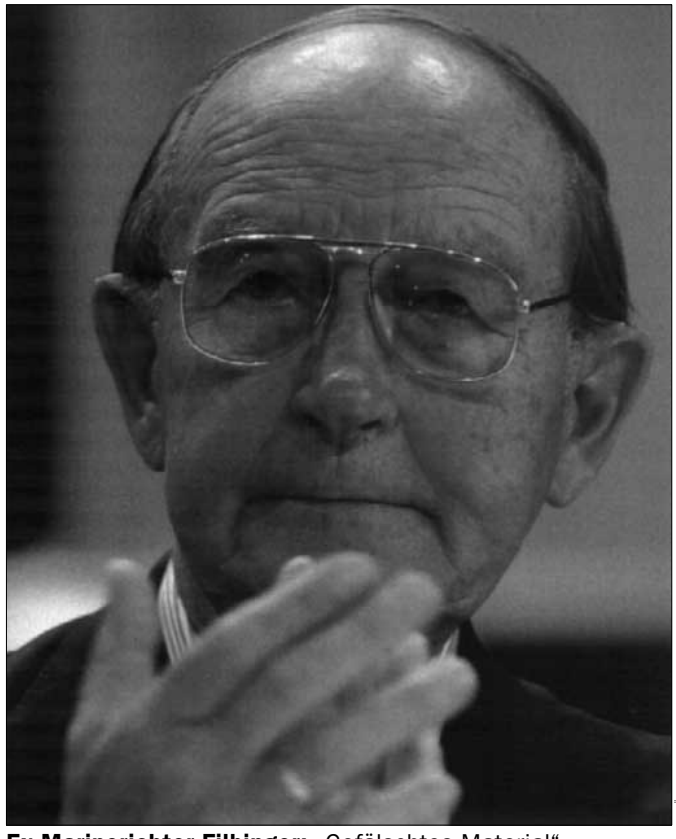
Als immer neue Dokumente belegten, daß der Ministerpräsident Filbinger die Öffentlichkeit über Hitlers Marinestabsrichter gleichen Namens belogen und dieser eben doch noch kurz vor dem Ende des Nazi-Reiches an Todesurteilen gegen kriegsmüde oder fahnenflüchtige Soldaten mitgewirkt hatte, mußte er gehen. Die Fakten- und Dokumentenlage war so erdrükkend, daß die CDU ihn fallenließ.

Passend zum 50. Jahrestag der Nazi-Kapitulation fühlt sich der „furchtbare Jurist“ (Rolf Hochhuth) mit dem „pathologisch guten Gewissen“ (Erhard Eppler) nun als Historiker berufen, furchtlos „Remedur zu schaffen“ – besonders jedenfalls, wenn es um die eigene Geschichte geht.

Obwohl er selbst die Wahrheit am genauesten kennt, macht er sich noch immer seine Unschuld vor: Es kann nur der kommunistische Feind im Osten gewesen sein, der die Kampagne gegen ihn lostrat.

Dabei ist längst erwiesen, woher die Filbinger-Dokumente kamen: aus den Regalen der für die Marinegerichtsbarkeit im Kriege zuständigen Außenstelle des Bundesarchivs in Aachen-Kornelimünster.

Filbinger präsentiert für seine These einen vermeintlich schlüssigen Beweis aus dem Schattenreich des DDR-Geheimdienstchefs Erich Mielke. „Es wurde Material gegen ihn (Filbinger) gesammelt“, zitiert er aus einem bislang nicht bekannten Dokument, „gefälschtes und verfälschtes Material in den Westen lanciert.“ Hitlers Täter ist in Wahrheit Mielkes Opfer, die Journalisten sind, na logisch, Ost-Berlins nützliche Idioten. So einfach ist das.



J. RÖTTGERS / GRAFFITI

Ex-Marinerichter Filbinger: „Gefälschtes Material“

Siebzehn Jahre nach seinem Sturz hat Filbinger das „Bohnsack-Protokoll“ aufgetrieben, ein Papier, das nie zuvor jemand gesehen hat, nicht einmal Erich Mielke. Auch die Gauck-Behörde würde es vergebens in den Archiven suchen.

Denn das Dokument stammt nicht, wie man vermuten könnte, aus der Schublade des früheren Stasi-Oberstleutnants Günter Bohnsack, der bei der Hauptverwaltung Aufklärung (HVA) für die operative Aufbereitung von Dokumenten – und damit gelegentlich auch für Fälschungen – zuständig war. Es stammt von Filbinger selbst, der es Wort für Wort und Zeile für Zeile mit der Hand zu Papier gebracht hat. „Man kann“, räumt der Autor ein, „auch eine Niederschrift, die dann die Unterschrift erhalten hat, dazu sagen.“

Er aber hat es „Bohnsack-Protokoll“ genannt, weil dies einfach besser klingt und weil tatsächlich der Ex-Stasi-Mann Bohnsack Filbingers handgeschriebene Notizen abgezeichnet hat.

Filbinger war auf Bohnsack aufmerksam geworden, weil der in einem Buch, das er zusammen mit seinem Kollegen Herbert Brehmer über die Desinformationskampagnen der Stasi verfaßte, auch drei Zeilen mit dunklen Andeutungen auf den Fall Filbinger verwandte. Der Stuttgarter verspürte sogleich den dringenden Wunsch, den Stasi-Mann zu sprechen.

Beim Treffen im April 1993 geht es zu wie im Agentenkrimi. Ein ehemaliger Oberstleutnant des westdeutschen Militärischen Abschirmdienstes, Lutz Baron von Wangenheim, ist Zeuge und Vermittler: Er kennt Bohnsack, man ist schon auf du, und der findet es ganz nett, zum ehemaligen Klassenfeind nach Süddeutschland zu fahren: „Fronten zu begradigen“.

Im Weikersheimer Schloß, wo Filbingers ultrakonservatives „Studienzentrum“ immer seine Vortragsveranstaltungen abhält, treffen der einstige NSDAP-Anwärter Filbinger und der frühere Kommunist Bohnsack zusammen. „Ein bißchen gespenstisch“ findet Bohnsack zwar die Begegnung im Rittersaal: „Es war wie in einer Gruft.“ Aber man respektiert und versteht einander.

Konkretes zum Fall Filbinger weiß der Gast allerdings nicht. Er war nie damit befaßt, kennt alles nur vom „Hörensagen“. Daß die Stasi im Fall Filbinger mit „gefälschten“ und „verfälschten“ Unterlagen mitgemischt haben soll, hat ihm irgend jemand erzählt. Aber: „Weder ich noch Brehmer haben Todes-

urteile, an denen Dr. Filbinger beteiligt war, in den Westen lanciert."

Filbinger läßt nicht locker. Wenn man bei der Stasi von drei Filbinger-Todesurteilen geredet hat, dann kann es sich – nach seiner Logik – dabei doch nur „um Verfälschungen" handeln. Denn „Filbinger", so wiederholt er unentwegt, als müsse er sich selbst davon überzeugen, „hat kein einziges Urteil gefällt, durch das ein Mensch sein Leben verlor".

Schon möglich, daß es „Verfälschungen" gab, meint da der Stasi-Mann – und Filbinger schreibt es als Tatsache auf.

So verwischen die Grenzen. Nicht die Stasi hat Dokumente Filbingers gefälscht. Es ist Filbinger, der sich mit Hilfe eines Stasi-Mannes seine Realität zurechtbiegt, bis sie paßt. Seine Opferrolle steht für ihn außer Zweifel: „Es hat alles wie am Schnürchen geklappt, gegen Filbinger, gegen mich, die Einkreisung."

Nur mit Mühe läßt er sich davon abhalten, im „Bohnsack-Protokoll" zu vermerken, der Schriftsteller Hochhuth sei des öfteren direkt in Ost-Berlin mit Material versorgt worden. Die entsprechende Passage, vom Protokollführer Filbinger schon formuliert, wird gestrichen – und Bohnsack unterschreibt.

Daß die 1978 publik gewordenen Urteile Fälschungen sein sollen, ist natürlich

J. H. DARCHINGER

Ex-Stasi-Offizier Bohnsack
„Ein bißchen gespenstisch"

absurd. Nicht einmal Filbinger hat dies früher behauptet. Der CDU-Politiker hat im Gegenteil seine moralische und juristische Unschuld gerade mit der Rechtmäßigkeit seines Handelns verteidigt: „Was damals Rechtens war, das kann heute nicht Unrecht sein." Dabei bleibt er auch heute: „Weder juristisch, das ist sowieso klar, noch moralisch kann Hans Filbinger daraus ein Vorwurf gemacht werden."

Rolf Hochhuth, dessen Recherchen die Affäre Filbinger vor 17 Jahren auslösten, hält die Fälscher-Theorie für ein Ablenkungsmanöver. Er bezweifelt, daß die DDR überhaupt Material gegen Filbinger hatte, und hält das Stasi-Gerede für Angeberei. „Wenn die wirklich etwas gegen den in der Hand gehabt hätten, dann hätten sie es früher publiziert."

„Da gab es nichts zu fälschen", sagt auch Ex-HVA-Chef Markus Wolf und vermutet andere Motive: Es sei „lächerlich und empörend", wie hier einer, „der Blut an den Händen hat", versuche, sich „hinter dem Rauchvorhang der Stasi-Hysterie reinzuwaschen".

Kronzeuge Bohnsack sieht das ähnlich. Auch er glaubt nicht an Fälschungen. Im nachhinein aber fühlt er sich von dem alten Mann „benutzt".

Duzfreund Wangenheim rät jedoch, die Sache nicht allzu ernst zu nehmen. Der greise Filbinger, so vermuten beide, habe die Fälschungslegende für die Nachwelt gebraucht. Wangenheim drückt es noch drastischer aus: „Der will einfach sauber in die Urne."

DIE HAND IM FEUER

Mit Lügen und Ausflüchten versucht der Bundesnachrichtendienst, sich aus der Plutonium-Affäre zu ziehen. Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß soll nun den Deal mit dem Bombenstoff aufklären. Neue Beweise über die Aktivitäten des Pullacher Geheimdienstes bringen BND-Chef Porzner und Koordinator Schmidbauer erneut in Bedrängnis.

Im Jargon der Geheimdienste haben Tricks und Techniken hübsche Namen. Wer den Gegner unterwandert, heißt „Maulwurf“. Wer organisiert die Unwahrheit verbreitet, übt sich im „dauerhaften Legendieren“.

Legenden waren es, die Nachrichtendienstler vorigen Donnerstag nachmittag auf einer geheimen Sondersitzung der Parlamentarischen Kontrollkommission (PKK) zu Bonn den Volksvertretern vorsetzten. Agenten fabelten in einer siebenstündigen Marathonsitzung *ihre* Wahrheit der sogenannten Plutonium-Affäre.

Die Maulwürfe vom Bundesnachrichtendienst (BND) waren in ihrem Element. Sie finassierten, täuschten und verwirrten vor den neun Geheimdienstkontrolleuren des Bundestages. Fragt sich nur, wie dauerhaft die Legenden diesmal sind.

Der glücklose Präsident des Dienstes, Konrad Porzner (SPD), war mit fünf grauen Männern und einer Frau an der Seite im abhörsicheren Raum unter dem Bundestagsplenarsaal erschienen. Die meisten von ihnen sind Spezialisten des Pullacher Referats 11A, die sich eigentlich um neumodische Agentensujets wie Geldwäsche und Drogenhandel kümmern.

Die Leute von der Abteilung 11A haben der Republik den bislang schwersten Geheimdienstskandal eingebrockt. Sie stecken hinter der raffinierten Plutonium-Inszenierung von Mitarbeitern im Sold des Pullacher Dienstes.

V-Leute hatten angeblich in Rußland Händler gefunden, die den Bombenstoff nach Deutschland schaffen wollten. Mit verlockenden Kaufangeboten lotsten sie tödliches Plutonium 239 im Flugzeug von Moskau nach München. Dort wurden die Lieferanten im August vergangenen Jahres spektakulär festgenommen.

Niemals, so der Tenor der Beteuerungen vor der Kontrollkommission, habe die BND-Führung geahnt, was da eingefädelt wurde. Keiner habe gewußt oder gewollt, daß das Supergift per Passagierflugzeug nach München geschmuggelt werde.

Bei manchen Koalitionsabgeordneten verfing das Legendieren. „Es handelt sich nicht um ein Bombenschwindel des BND“, höhnte CDU-Vormann Erwin Marschewski, sondern „eher um einen Schwindel des SPIEGEL.“

Doch genügten schon einige Nachfragen, um das Verteidigungsgebäude einstürzen zu lassen. Andere Behauptungen lassen sich aufgrund von Unterlagen, die dem SPIEGEL vorliegen, als Lügen entlarven.

Die Erklärungen auf der geheimen Sitzung unter dem Vorsitz des CDU-Abgeordneten Wolfgang Zeitlmann überzeugte auch die Opposition nicht. Was der SPIEGEL über den Bombenbluff des BND enthüllt hatte, so das Fazit des Parlamentarischen Geschäftsführers der SPD-Fraktion Peter Struck am Ende der PKK-Sitzung, sei „korrekt in den Daten, Fakten, Namen, Geldsummen“.

Ähnlich sieht es PKK-Mann Manfred Such, ein ehemaliger Polizeibeamter. Noch während der Sitzung der Kontrolleure verlangte der Bündnisgrüne zum Unmut seiner Kollegen, einen parlamentarischen Untersuchungsausschuß einzusetzen.

Der im Kanzleramt für die Koordinierung der Geheimdienste zuständige Staatsminister Bernd Schmidbauer (CDU) müsse zurücktreten, forderte der Abgeordnete Such: „Der Sachverhalt, den der SPIEGEL geschildert hat, ist schlüssig.“

Nun macht die Opposition – der Osterurlaub ist zu Ende – mobil. Am Donnerstag dieser Woche wird sich der Innen- und Rechtsausschuß des Bundestages mit dem Fall München beschäfti-

BKA-Chef Zachert

Verfassungsschutzchef Werthebach

FOTOS: F. DARCHINGER

Geheimdienstexperten auf dem Weg zur Sondersitzung der Parlamentarischen Kontrollkommission des Bundestags: „Der

gen. Angekündigt ist eine Fragestunde des Parlaments, und in Kürze soll der 31. parlamentarische Untersuchungsausschuß in der Geschichte der Bundesrepublik konstituiert werden – so das gemeinsame Szenario von Sozialdemokraten und Grünen.

Kernfrage: Zu welchem Zeitpunkt wußte wer im Bonner Kanzleramt von dem irrwitzigen Vorhaben, Deutschland von Amts wegen zu einem Umschlagplatz für waffenfähiges Plutonium zu machen?

Der Mann, auf den nun alle zeigen, der Geheimdienstkoordinator im Kanzleramt Schmidbauer, gab sich letzte Woche cool wie ein Bilderbuchagent. Als „haltlos“ hätten sich alle Anwürfe der „Hetzkampagne“ gegen ihn erwiesen, fand des Kanzlers Intimus, „es gab in der PKK überhaupt keine offenen Fragen, die mich betreffen“.

Stur bleibt Schmidbauer bei immer derselben schlichten Version: Der Pullacher Geheimdienst, den er kontrollieren soll, sei bei der Aufdeckung des Nuklear-Schmuggels nur am Rande beteiligt gewesen. Nichts da von Inszenierung.

„Der BND ist dafür da, Informationen zu sammeln“, beschrieb er in einer RTL-Sendung im August letzten Jahres korrekt dessen Aufgaben, „aber nicht dazu, als Agent provocateur aufzutreten.“ In der ARD-Tagesschau beteuerte Schmidbauer, es gebe „keinen einzigen Fall, wo V-Leute aufgekauft hätten“ oder „als Käufer aufgetreten sind“, überhaupt seien niemals „V-Leute im Spiel“ gewesen.

In einem SPIEGEL-Interview legte der Kanzleramtmann sogar seine „Hand dafür ins Feuer, daß der BND nicht als Nachfrager von illegal angebotenem Nuklear-Material aufgetreten ist“.

FOTOS: M. DARCHINGER

Geheimdienstkoordinator Schmidbauer
„Absurd, ungeheuerlich, reine Polemik“

In einer Sondersitzung des Auswärtigen Ausschusses im letzten August tischte Schmidbauer auch den Abgeordneten diese Version auf. Er berief sich, laut Protokoll, auf einen „Beschluß der Innenminister, daß von staatlicher Seite nichts unternommen wird, über Proben zu größeren Mengen zu kommen. Das heißt also, daß man diesen Käufermarkt nicht künstlich schafft durch polizeiliche Maßnahmen“.

Ausdrücklich ging der Koordinator im Ausschuß auf die Frage des SPD-Abgeordneten Karsten Voigt ein, ob nicht eine künstliche Nachfrage durch die BND-Aktivitäten entstanden sei: „Nein“, erklärte Schmidbauer, „nicht daß man sagt, V-Männer hätten dies aufgemacht.“

Den Eindruck des SPD-Bundesgeschäftsführers Günter Verheugen, „daß diese Affäre nach Inszenierung riecht“, fand Schmidbauer damals „absurd, ungeheuerlich, reine Polemik“.

Auf der PKK-Sitzung vorige Woche gab sich der Geheimdienstkontrolleur als verfolgte Unschuld: Er habe Frau und Tochter, klagte er melodramatisch, und vor denen wolle er nicht als Komplize von Ganoven dastehen.

Schmidbauer zieht sich mit einem semantischen Trick aus der Verantwortung: Er unterscheidet fein zwischen dem Dienst und den „Quellen“. Verantwortlich sei der von ihm kontrollierte BND-Chef Porzner nur für seine Behörde, nicht aber für jene Quellen, die

PKK-Vorsitzender Zeitlmann
Sachverhalt, den der SPIEGEL geschildert hat, ist schlüssig“

Grünen-Abgeordneter Such

für ihre Mitwirkung an dem Plutonium-Deal hoch bezahlt wurden.

Die „Quellen“, mit denen Schmidbauer nichts zu tun haben will: Das sind die V-Leute des BND.

Sie haben persönliche Verbindungsführer, mit denen sie alle Einsätze besprechen. Außerdem werden bei der fachlichen Führungsstelle Referat 11A in der Pullacher Behörde Personalakten geführt. Was ihnen zu einem richtigen Schlapphut fehlt, ist der Beamtenstatus und die entsprechende Pension.

Zwei von ihnen stehen unter den Decknamen Roberto und Rafa auf der Honorarliste des BND. Sie haben den Plutonium-Deal eingefädelt. Heute werden sie als Lolita und Pitufo geführt. Jeder von ihnen kassiert ein festes Monatssalär, das sich einschließlich Spesen auf rund 5000 Mark beläuft.

Beide sind wie alle anderen Agenten ordentlich angeworben worden. Bei Rafa dauerte es wegen einiger Ungereimtheiten Monate, bis er in Pullach eine Nummer im Zentralregister bekam.

Daß sich BND und bayerische Polizei mit dem scheinbaren Schlag gegen die Plutonium-Mafia schmücken konnten, haben sie den beiden V-Leuten zu verdanken. Von deren Vorarbeit aber wollen die amtlichen Ermittler nichts wissen.

Per Weisung, betonte Porzner, habe er 1992 seiner Behörde untersagt, als nuklearer Nachfrager aufzutreten. Und formal wurde diese Weisung ja auch eingehalten. Denn nicht die Behörde, nur ihre freien Mitarbeiter kurbelten den Handel an.

Doch der Dienst war eingeweiht – über jeden Schritt, jedes Detail, jede Zusammenkunft.

Burkhard Hirsch, FDP-Abgesandter in der PKK, findet denn auch, es gebe „keine Anhaltspunkte“, daß der BND den Schmuggel inszeniert habe. „Aber das gilt nur für die Behörde als solche“, stellt er klar. Ob V-Leute „die Lieferung provoziert haben“, hält er für „aufklärungsbedürftig“.

Aus der Sicht des Grünen Fraktionsvorsitzenden Joschka Fischer „spricht inzwischen alles dafür, daß Schmidbauer es mit der Wahrheit vor dem Parlament nicht ernst genommen hat“.

Dabei findet sich die Geschichte vom Treiben der beiden V-Leute Rafa und Roberto im BND-Sold in geheimen Dienst-Dossiers, die auch Schmidbauer zugänglich sind.

Seit Jahren traten Rafa und Roberto als vermeintliche Käufer und angebliche Vermittler auf – ein eingespieltes Team bei Drogengeschäften. Rafa alias Lolita war früher Mitglied einer spanischen Spezialeinheit zur Rauschgiftbekämpfung der Guardia Civil.

Roberto alias Pitufo heißt eigentlich Peter, stammt aus Hessen und hat früher in Deutschland als V-Mann Drogenhändler auffliegen lassen. Schon vor Jahrzehnten ging er nach Spanien. Er schaffte im Drogenmilieu als V-Mann für etliche Dienste an.

Rafa ist der Kopf, er hatte immer die besten Ideen. Seit 1993 füttert er den BND mit allen möglichen Tips über angeblichen Plutonium-Handel.

Oft genug war das wirres Zeug: Ein „jüdischer Waffenfabrikant“ aus Deutschland, ließ der V-Mann beispielsweise wissen, führe Verhandlungen über Plutonium-Käufe. Sechs Kilogramm wolle er. So steht es jedenfalls in den BND-Akten.

Das Bundeskriminalamt (BKA) hat sich vor Monaten mal um den angeblichen Interessenten gekümmert. In den

Der Deutsche wollte sofort und unbedingt eine Probe Plutonium

Akten der Wiesbadener Behörde heißt es über den Vorgang: „Bis heute nicht bestätigt“.

Auch im Münchner Plutonium-Fall führten viele Rafa-Tips ins Leere. Gleichwohl scheute der Dienst nicht die Mühe, Rafas Informationen in Diagramme aufzuzeichnen und zu ordnen (siehe Grafik Seite 34).

Als angeblicher Anbieter von Plutonium wird da ein „Maki“ genannt, „Repräsentant der Marseiller Mafia in Paris“. Leider kennt der Dienst keinen Klarnamen. „Nicht identifiziert“ steht da.

Selbst der „Kopf der Mafia in Marseille“, ein „Manolo“, soll irgendwann mit im Spiel gewesen sein. Auch der Mafia-Chef höchstselbst konnte „nicht identifiziert“ werden.

Andere Figuren, die als angebliche Anbieter auftauchen, wie ein José Fernández Martínez, sind alte Kumpanen von Rafa. Fernández wirkte im Hintergrund immer mit. Er sei auf einen „sehr engen Freund von Rafa“ hereingefallen, notierte einer der Münchner Schmuggler, Javier Bengoechea Arratibel, bitter in einem Brief aus dem Gefängnis (siehe Ausriß Seite 36).

Seinen größten Coup fädelte Rafa im Juni 1994 im Madrider Hotel Novotel ein. Dort brachte er zwei dunkle Gestalten mit einem Deutschen zusammen.

Der Deutsche wollte sofort und unbedingt eine Probe Plutonium 239. Die Probe müsse nach München transportiert werden, dort habe er ein Labor.

Als die Umworbenen zögerten, schaltete sich Rafa ein. Überliefert ist sein Satz: „Wenn ihr unfähig seid, wer-

Werbeseite

Werbeseite

de ich selbst nach Rußland fahren, um die Dinge zu regeln.“ Dann verschwand er mit dem rätselhaften Deutschen in einem Restaurant.

Der „deutschsprachige“ Käufer, so steht es in einem Vermerk von Interpol, spreche so gut Spanisch, daß er auch als Latino durchgehen könne. Er muß schon eine Weile im Lande gelebt haben.

Von ihm existieren mehrere amtliche Beschreibungen: etwa 1,80 Meter groß, schlank, etwa 50 Jahre alt. Einer kann sich an auffällig „abgearbeitete Hände“ erinnern.

Wer das sein könnte, hat ein BND-Mitarbeiter jüngst verraten: Alle Beschreibungen paßten auf Roberto, ebenjenen Rafa-Partner Roberto alias Peter aus Hessen, der für BKA und BND arbeitete.

Schmidbauer dementiert das heftig. Der Deutsche sei kein Mitarbeiter des Dienstes. Genauso heftig bestritt er vorigen Freitag abend, daß ein Mitarbeiter gleichzeitig für BND und BKA tätig geworden sei. Das Dementi ist erwiesenermaßen falsch.

Durch die Geschichte des Plutonium-Deals zieht sich wie ein roter Faden, daß die Beamten des Bundeskrimi-

M. DARCHINGER

BND-Chef Porzner
Mühevolle Sätze vom Blatt

„Pfeile gegen Rußland“

Moskaus Vize-Atomminister Jewgenij Mikerin über das Plutonium

SPIEGEL: Das russische Atomministerium behauptet nach wie vor, das in München beschlagnahmte Plutonium sei nicht einmal russischer Herkunft. Wieso sind Sie da so sicher?

Mikerin: Wir baten deutsche Behörden darum, uns Proben des in München sichergestellten Plutoniums für Analysen zu geben. Was wir jedoch bekamen, waren die Ergebnisse der in Jülich durchgeführten Untersuchungen. Doch auch die ließen eindeutig erkennen: Unsere Zusammensetzungen sind es nicht.

SPIEGEL: Woran kann man das erkennen?

Mikerin: An den Konzentrationswerten und am Mischungsverhältnis von Uran und Plutonium. Bei uns wurde solches Material nie verwendet, weder für friedliche noch für militärische Zwecke.

SPIEGEL: Verrät Ihnen die Münchner Zusammensetzung, wozu dieses Material dienen sollte?

Mikerin: Dem Plutonium wurde extra Uran beigemischt – wohl um den Eindruck zu erwecken, hier sei etwas Bedeutendes und sehr Gefährliches im Gange. Der Experte freilich sieht sofort, daß diese Phantasiemischung für gar keine praktische Verwendung taugt.

SPIEGEL: Wozu ein solches Täuschungsmanöver?

Mikerin: Eine Kette solcher Zwischenfälle sollte das verlorene Feindbild wieder aufleben lassen. München war das große Ding, die Bombe dieser Operation „Alle Pfeile gegen Rußland“. Als Obervolta mit Plutonium sollten wir dastehen. Jemand hatte Interesse daran, die Situation anzuheizen, aber das gelang eben nur für kurze Zeit.

SPIEGEL: Wer soll das denn gewesen sein?

Mikerin: Wir wissen es nicht. Wäre gegen alle Beteiligten ermittelt und rückhaltlose Aufklärung bei Ausführenden wie Hintermännern versucht worden, hätte diese Geschichte ganz, ganz lange Schatten geworfen. Aber so hörten die Zwischenfälle einfach auf, nachdem wir uns mit den deutschen Partnern über Zusammenarbeit verständigt hatten.

SPIEGEL: Sie bleiben dabei, daß Plutonium-Diebstahl in Rußland unmöglich ist?

Mikerin: Dazu müßte es eine sehr groß angelegte Verschwörung geben, vom System der Datenerfassung über alle Kontrollen des Zugangs zu Produktionsstätten bis zur Zollkontrolle. All das müßte jemand ausschalten. Rein theoretisch ist eine solche verbrecherische Kette von Produzenten bis zum Zollbeamten vorstellbar. Sorgfältige Studien von uns wie von den Sicherheitsorganen bestätigen aber: Bei uns fehlt kein Gramm Plutonium.

SPIEGEL TV

Russischer Vize-Atomminister Mikerin: „München war das große Ding“

nalamts sehr viel vorsichtiger waren als der forsche BND.

„Entgegen ersten Behauptungen, daß das Material in Deutschland liege“, so ein interner BKA-Vermerk, sei bekanntgeworden, „daß Plutonium sich in Moskau befindet und bei Interesse jederzeit unter bestimmten Modalitäten nach Deutschland gebracht werden kann“. Dies aber lehnte das Bundeskriminalamt ab.

Aufgrund der sehr dürftigen Angaben, so erklärte BKA-Präsident Hans-Ludwig Zachert in Bonn, sei seine Behörde nicht tätig geworden. Er „sei auch nicht glücklich darüber“, steht in einem Protokoll (Geheim-amtlich geheimgehalten), „daß dem Zugriff in München“ ein eher vager Sachverhalt „zugrunde gelegen habe“. Er hätte es lieber gesehen, wenn das BKA zuständig geblieben wäre, insbesondere auch „zur Vermeidung kriminalistischer Fehler“. Auch in der PKK vorigen Donnerstag ging Zachert höflich, aber bestimmt auf Distanz zur Aktion des BND.

Mit „solchen Leuten wie Rafa“, sagt ein hoher BKA-Beamter, „hätten wir eine solche Operation nicht gemacht. Das riecht man doch.“

Warum in Pullach niemand etwas gerochen haben will – BND-Chef Porzner konnte vor der PKK nichts zur Klärung beitragen. Er hatte Mühe, ein paar Sätze vom Blatt abzulesen.

Eckart Werthebach, Chef des Bundesamtes für Verfassungsschutz, saß wortlos dabei. Er gilt vielen in Bonn als Wunschnachfolger des ahnungslosen Porzner.

Porzners Untergebene sagten mehrfach die Unwahrheit. Ob es denn stimme, wollte einer wissen, daß Rafa, wie im SPIEGEL berichtet, für einen erfolgreichen Einsatz mit einer Prämie zwischen 100 000 und 300 000 Mark rechnen durfte?

Dementi des BND. Überhaupt keine Prämie habe in Rede gestanden, und der eigens aus Madrid angereiste BND-Resident Fischer-Hollweg, den die Spanier liebevoll el Gordo, den Dicken, nennen, tat ganz unschuldig. Er könne

„Cocktail angerührt“

Plutonium-Experte Mark Hibbs über die Herkunft des Bombenstoffs

Hibbs, 43, Europa-Redakteur der amerikanischen Fachzeitschrift *Nucleonics Week*, ist Fachmann für die zivile und militärische Nutzung atomaren Materials.

SPIEGEL: Herr Hibbs, welche Erkenntnisse haben Sie über die Herkunft des in München sichergestellten Plutoniums?

Hibbs: Es scheint sich um eine ungewöhnliche Mischung zu handeln: Die Isotopenzusammensetzung weist auf Material aus einem Schnellen Brüter hin, andere Indizien könnten für Material aus einem Leichtwasserreaktor sprechen, wieder andere Hinweise deuten auf Abfall aus Trennanlagen, womöglich Reste aus atomaren Sprengköpfen.

SPIEGEL: Läßt sich die Behauptung der Bonner Behörden und Karlsruher Atomexperten verifizieren, daß der Fingerabdruck des Materials eindeutig auf seine Herkunft schließen läßt?

Hibbs: Keinesfalls. Da ist offenbar ein Cocktail angerührt worden, um die Herkunft systematisch zu verschleiern. Allein auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion gibt es 950 Lagerstätten für strahlende Stoffe. Genausogut könnte das Material aber auch theoretisch aus einem britischen, französischen oder deutschen Reaktor stammen. Es gibt Experten, die es nicht für ganz ausgeschlossen halten, daß das 1994 in einer Garage in Tengen gefundene Plutonium auch aus einem Forschungsreaktor in Karlsruhe stammen könnte, obwohl die Amerikaner der Meinung sind, daß es aus einer sowjetischen Meßmenge stammt.

SPIEGEL: Warum sind die Deutschen so sicher, daß alle Plutonium-Funde aus der ehemaligen Sowjetunion stammen?

Hibbs: An dieser sehr früh aufgestellten Behauptung zweifelt man in Bonn inzwischen offenbar selbst, da es keine Beweise gibt. Bislang sind noch keine Proben des Münchner Materials an amerikanische oder russische Labors geschickt worden, die über großes Know-how bei der Bestimmung von Strahlenmaterial aus dem Waffenbereich verfügen. Diese Hinhaltetaktik erlaubt es Moskau, nun zu behaupten, das Material könne genausogut aus deutschen Reaktoren stammen.

SPIEGEL: Welche Erkenntnisse liefert der Fund von München den Experten und Fahndern denn überhaupt?

Hibbs: Vergleichsweise wenig. Entscheidende Spuren wurden durch die dilettantische Aktion des BND und des Landeskriminalamts verwischt. Die Hintermänner des Deals sind abgetaucht, die russische Regierung ist sauer auf die Deutschen, wodurch die Zusammenarbeit erschwert wird. Die entscheidenden Fragen, woher der Stoff stammt und wer ihn wo zusammengerührt hat, sind kaum noch zu klären.

J. H. DARCHINGER

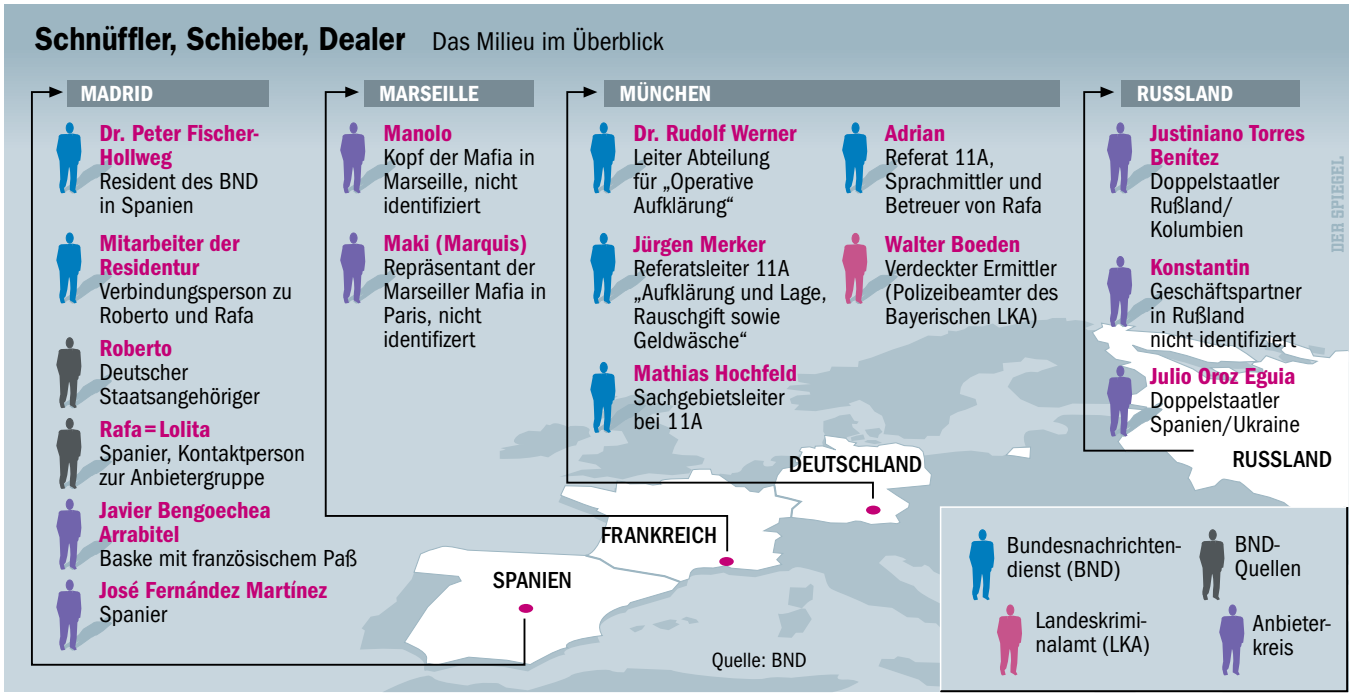
Journalist Hibbs
„Spuren verwischt“

SPIEGEL: Welchen Sinn kann die BND-Inszenierung gehabt haben?

Hibbs: Offenbar wollten sich die Deutschen zum Teil als Aufpasser profilieren, die die internationale Bedrohung durch Plutonium-Schmuggel im Griff haben. Dazu mußte der Fall spektakulär durchgeführt werden, denn nach meinen Erkenntnissen gibt es weder einen Markt noch Staaten, die sich für den Kauf von in Deutschland gefundenem Strahlenmaterial interessieren.

SPIEGEL: Sie glauben also nicht, daß Iran, Irak oder Nordkorea russischen Bombenstoff erwerben wollen?

Hibbs: Warum sollten diese Länder irrsinnig viel Geld für ein bißchen Plutonium ausgeben, wenn sie für etwas mehr Geld ganze Anlagen bekommen, die ihnen das Zeug in jeder gewünschten Menge liefern?



kaum über ein paar Hunderter verfügen.

El Gordo biegt die Wahrheit. In geheimen Fernschreiben hatte er nach Abschluß der „Operation Hades“ die Zentrale gedrängt, Rafa die Prämie zu zahlen.

„Entgelt bis zu 300 000 Mark zugesagt“, drängt der BND-Mann im September. Rafa sei vom BND „benutzt und ausgenutzt worden“. Aufgrund der Zusagen und „im Vertrauen auf eine Prämie für den spektakulären Zugriff“ habe Rafa ein Grundstück gekauft.

Allein von Juni bis Dezember erhielt Rafa, Porzners „Quelle“, 158 000 Mark aus Pullach. Sogar am Umzug ins neue Haus in Madrid will sich der Dienst beteiligen.

Das große Wort vor den Abgeordneten führte Willi Liesmann alias Michael Brandon aus dem Referat 11A, der bei dem Skandal-Deal als Dolmetscher Adrian fungierte. Der BND-Mann war in München immer dabei, bei den Treffs mit den Schmugglern, bei der Festnahme am 10. August 1994 auf dem Flughafen.

„Sprachmittler“ heißt so einer im Jargon des BND. Aber das beschreibt Adrians Rolle nur ungenügend.

Der BND-Dolmetscher und Rafa waren die Antreiber der „Operation Hades“ um den fingierten Plutonium-Schmuggel. Walter Boeden, der am 25. Juli eingeschaltete Scheinaufkäufer des Landeskriminalamtes (LKA), agierte nur im Hintergrund. „Bei irgendwelchen Schwierigkeiten wendet Euch an mich“, ließ Adrian die Plutonium-Schieber wissen.

Adrian ließ – auf Bitten Rafas – den aus Moskau eingereisten Schmugglern am 20. Juli 1994 ein paar Hunderter mit einem Boten des BND vorbeibringen. Sie waren klamm und drohten mit der Abreise.

Tagelang hatten sie in München vergebens auf den von Rafa versprochenen Käufer mit einer Plutonium-Probe von drei Gramm gewartet. Der angeblich millionenschwere Undercoverpolizist Boeden konnte nicht kommen, da er wegen Urlaubs verhindert war.

Vor den Bonner Abgeordneten beteuerte der Pullacher Adrian seine Unwissenheit: Er habe nicht gewußt, daß der tödliche Stoff per Lufthansa-Maschine gebracht werden sollte.

In den von den Ermittlern abgehörten Gesprächen klang das ganz anders. „Bei der Vier-Kilogramm-Lieferung“ mahnt

„Die Story des Dolmetschers glaube ich nicht“

der BND-Mann die Anbieter, „müssen Sie beim Fliegen aufpassen. Zu eurer und auch unserer Sicherheit, paßt auf! Das stellt eine Gefahr dar.“

Und als der LKA-Scheinaufkäufer Boeden wissen wollte, ob denn die Plutonium-Lieferung nun sicher sei, beruhigte ihn der Pullacher Geheimdienstler: „Es ist zu 100 Prozent sicher, wenn nicht etwas ganz Unvorhergesehenes passiert, daß zum Beispiel der Flieger herunterfällt.“

Fürsorgliche Oppositionsabgeordnete mahnten Adrian in der PKK-Sitzung, seine Aussage wegen offensichtlicher Ungereimtheiten lieber zu beenden. Der Liberale Burkhard Hirsch: „Die Story des Dolmetschers glaube ich nicht.“

Höhere Chargen stellen sich genauso dumm.

Der bayerische Innenminister Günther Beckstein (CSU), der sich zum Ärger der Abgeordneten bei der PKK nicht sehen ließ, beharrte noch in der vergangenen Woche darauf, er habe nicht gewußt, daß das Plutonium aus Moskau eingeflogen werde.

Eine seltsame Geschichte. Warum stellten die Bayern dann als „Vorsichtsmaßnahme Sperrgitter“ und zwei Meßstationen für radioaktives Material auf dem Münchner Flughafen auf?

Dabei war BND wie BKA schon am 25. Juli klar, daß die große Menge Stoff noch in Rußland lag. Schließlich steckten die Geheimen den Schmugglern ein paar Tausender zu, damit sie nach Rußland fliegen konnten, um das Zeug zu holen.

Jeder Schritt der drei Verkäufer war bekannt, auch dem Münchner Landeskriminalamt, für das Beckstein die Verantwortung trägt: Seine Beamten hörten täglich Dutzende Telefonate zwischen Moskau und den beiden in München zurückgebliebenen Kumpanen ab. Sie kannten jedes Detail, auch die Schwierigkeiten, in Moskau den Stoff zu beschaffen.

Drei Tage vor der Lieferung, räumt LKA-Mann Walter Boeden in seiner Vernehmung ein, habe ihn ein Schmuggler informiert, wann er mit dem Plutonium wo ankommen würde. „Um circa 20 Uhr“, erklärte er, werde er „morgen, Montag, am 8. August 1994, nach Moskau fliegen und 500 Gramm Plutonium am 10./11. August mitbringen.“

Die Ermittler hörten mit, als der Dealer am 10. August um 13.18 Uhr in

Werbeseite

Werbeseite

München anrief: „Ich steige jetzt ins Flugzeug.“ Als die Maschine eintraf, wurde der Schmuggler auch von BND-Leuten erwartet. Sie waren offenkundig über den Plutonium-Transport informiert.

Am vergangenen Freitag schließlich ließ der Münchner Leitende Oberstaatsanwalt, Dieter Emrich, warum auch immer, die Bombe platzen und stellte Beckstein bloß: Er gab zu, seine Behörde und das LKA hätten gewußt, daß vier Kilo Plutonium im Anflug seien. „Natürlich blieb ein Risiko, das ist völlig richtig“, sagte Emrich.

Bei einem Absturz des Flugzeugs hätte das Gift nach Ansicht von Experten den Großraum München verseuchen können. Doch habe man keine Alternative gehabt, und das Risiko sei vertretbar gewesen, so Emrich: „Mit dem Auto? Ja, dann knallt er gegen den Baum oder in ein anderes Auto rein und hat das Zeug an Bord.“ Der Erfolg habe ihnen recht gegeben, „die 363 Gramm bedrohen niemanden mehr“.

Genauso blauäugig hat in der Vergangenheit auch Schmidbauer über den staatlich organisierten Plutonium-Import gedacht. Die Methode, Verkäufer im Ausland zu locken, wollte er sogar förmlich per Kabinettsbeschluß legalisieren lassen.

Bislang wird nach Paragraph 328 des Strafgesetzbuches mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren bestraft, wer „ohne die erforderliche Genehmigung“ Kernbrennstoffe befördert, einführt oder ausführt. Damit Agenten von dieser Drohung nicht betroffen sind, wollte Schmidbauer im vergangenen Sommer von der Bundesregierung eine Genehmigung für Importe.

Der BND sollte die rechtliche Möglichkeit erhalten, so begründete es Schmidbauer im Geheimdienstjargon, „künftig nahe an den Quellen, aus denen das gefährliche Material stammt, eine qualifiziertere Aufklärungsarbeit zu leisten“. Und das sei nur möglich, fügte er hinzu, „über die Beschaffung von Proben des auf dem Markt bereits befindlichen vagabundierenden Nuklear-Materials“.

Schmidbauers Idee mit der Kabinettsgenehmigung scheiterte im vorigen Spätsommer am Widerstand des Koalitionspartners FDP. Durch solch einen Freibrief, so das hellsichtige Argument

L. KUCHARZ

Kanzlerhelfer Bohl
Furcht vor Schlammschlacht

der Freidemokraten, werde womöglich erst ein Käufermarkt geschaffen.

Solche Bedenken aber plagten den BND-Aufseher damals sowenig wie heute. Noch vorletzte Woche, nach Erscheinen des SPIEGEL-Titels, meinte er, zur Irritation hochmögender Parteifreunde, es sei „immer besser, man hat eine Präventivaktion, die die Dinge beleuchtet“.

Ganz in diesem Sinne erklärte der Parlamentarische Geschäftsführer der Unionsfraktion, Joachim Hörster, noch vorletzte Woche, er könne sich „sehr gut Umstände vorstellen“, die es rechtfertigen, einen Plutonium-Schmuggel zu inszenieren. Denn die größte Gefahr sei, so Hörster, „daß nennenswerte Mengen von Plutonium in die Hände von Verbrechern oder von kriminellen Staaten geraten“.

Solche Gefahren werden allenfalls durch jene ausgelöst, die sie bekämpfen wollen.

Nach monatelangen SPIEGEL-Recherchen steht fest: Alle von deutschen Ermittlern verbreiteten Legenden über Käufer sind Räuberpistolen. Erst durch geschickte Manöver dubioser V-Leute wurde ein nuklearer Nachfragemarkt geschaffen.

Schon den Geheimberichten seines eigenen Dienstes konnte Schmidbauer entnehmen, daß weder Verbrecher noch kriminelle Staaten sich bislang als Ankäufer gemeldet haben. „Offenbar aufgrund negativer Erfahrung bei der Suche nach Abnehmern“, heißt es in einem Bericht vom 12. Januar 1995, bestehe „mittlerweile ein Mangel an interessierten Zwischenhändlern“.

Unter der Überschrift „Einschätzung der Gefahr“ wird dann eingeräumt, es gebe bisher „keine zuverlässigen Informationen, daß terroristische Gruppierungen Überlegungen anstellen, radioaktive Mittel für ihre Zwecke einzusetzen, oder bereits entsprechende Vorarbeiten durchführen.

Zwei erste generelle Hinweise, heißt es weiter, würden beim BND „mit Skepsis aufgenommen“. Es müsse allerdings befürchtet werden, heißt es ganz generell, daß sich künftig Interessenten aus Drittweltländern melden könnten.

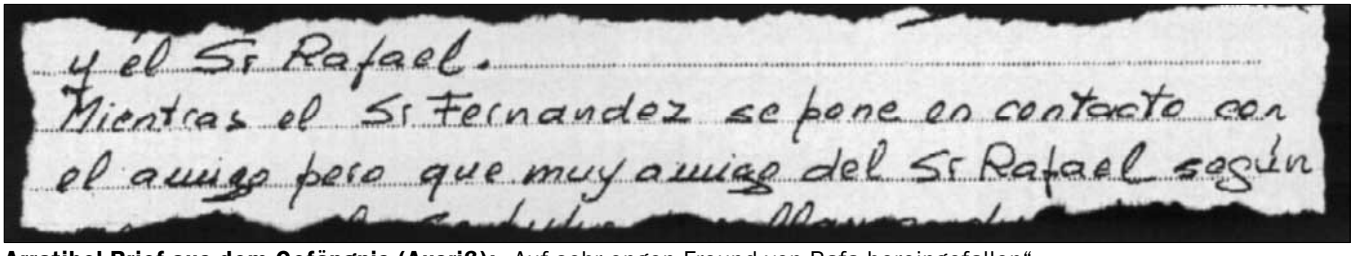
Vor dem Auswärtigen Ausschuß gab Schmidbauer schon im letzten Jahr zu: „Nach wie vor wurde waffengrädiges Spaltmaterial oder Kernwaffen auf dem Schwarzmarkt noch nicht festgestellt. Anzeichen für einen nuklearen Terrorismus gibt es noch nicht.“

Plutonium-Experten wie Mark D. Hibbs von der amerikanischen Fach-

„Die einzigen Käufer stammten aus den Reihen der Polizei“

zeitschrift *Nucleonics Week* behaupteten, daß es weder „einen Markt noch Staaten gibt, die sich für den Kauf von in Deutschland gefundenem Strahlenmaterial interessieren“ (siehe Interview Seite 33).

Als unverantwortlich hochgepuscht empfindet auch der bei der Uno für die atomaren Teststoppverhandlungen zuständige Diplomat Miguel Marin-Bosch die Mär vom Markt des vagabundierenden Plutoniums: „Die einzigen Käufer, die wir bislang erlebten“, so der Mexikaner in einem BBC-Inter-


y él Sr. Rafael.
Mientras el Sr. Fernandez se pone en contacto con
el amigo pero que muy amigo del Sr. Rafael segun

Arratibel-Brief aus dem Gefängnis (Ausriß): „Auf sehr engen Freund von Rafa hereingefallen“

view, „stammten aus den Reihen der bayerischen Polizei“.

Helmut Kohl steht bis auf weiteres zu seinem Schmidbauer und, kaum weniger fest, zum BND-Chef Porzner. Der Kanzler belobigte den Staatsminister für dessen Auftritt in der PKK. Selbstverständlich bleibe er auf seinem Posten. Für den Sozialdemokraten Porzner gelte das gleiche. Und Kanzler Helmut Kohl zögerte letzten Donnerstag auch nicht länger, seine beiden Geheimen öffentlich zu verteidigen: „Das Ganze ist unglaublich aufgebauscht“, er habe „nicht den geringsten Zweifel“, daß alles überzeugend aufgeklärt werde.

Intern ermahnte der Kanzler den CDU-Mann Schmidbauer aufs neue zur besseren Zusammenarbeit mit Porzner. Kohl will alles vermieden wissen, was die Verteidigungslinien der Regierungsfestung gefährden könnte.

Ein offener Bruch zwischen Schmidbauer und Porzner mit nachfolgender Schlacht der Indiskretionen würde womöglich, so die Sorge des Kanzlers, auf ihn selber zurückschlagen.

Denn rechtlich liegt die Dienstaufsicht über den BND bei Kanzleramtsminister Friedrich Bohl. Staatsminister Schmidbauer ist per Organisationserlaß als Koordinator nur mit den Alltagsgeschäften betraut.

Bohl aber, der eigentlich Verantwortliche, war über die Plutonium-Aktionen des BND nicht informiert.

Bohls Sorgen sind, auch nach den verharmlosenden Erklärungen Schmidbauers und der BND-Truppe in der PKK, nicht restlos ausgeräumt, womöglich selber Opfer raffinierter Täuschungen zu sein.

Daß bei einer Schlammschlacht zwischen den Geheimdienstoberen noch ganz andere Dinge an die Oberfläche kommen könnten, befürchtete zeitweise auch CDU/CSU-Fraktionschef Wolfgang Schäuble. Lange bevor der Sprecher des russischen Atomministeriums den Vorwurf erhob, die heiße Ware sei aus Deutschland nach Moskau und wieder zurück nach München geflogen worden, hatte Schäuble von einem ähnlichen Verdacht geredet.

Bereits in der vorletzten Woche hatte er in kleinem Kreis sinniert, es wäre ein „Riesenskandal“, sollte sich herausstellen, daß der BND 1994 das Plutonium im Westen besorgt und die ganze Operation via Moskau eingefädelt hätte, um die Russen unter Druck zu setzen, wie es auch der Moskauer Vize-Atomminister Jewgenij Mikerin anprangernd behauptet: Sein Land solle „als Obervolta mit Plutonium dastehen“ (siehe Seite 32).

Alles astrein, alles felsenfest, an den Komplott-Theorien sei absolut nichts dran, wurde dem Fraktionschef jetzt nach der PKK-Sitzung von seinen Experten versichert.

Auf die argwöhnische Nachfrage, warum denn die Russen nicht längst zur gemeinsamen Prüfung des Ursprungsortes des Plutoniums herangezogen worden seien, erfuhr er, dies sei den Russen angeboten worden. Die aber hätten nicht reagiert, weil sie genau wüßten, daß dieses Material eindeutig aus russischen Beständen stamme.

Mag sein. Doch niemand im Bonner Geheimdienstsumpf scheint zur Zeit gewillt, genau zu sagen, was die Wahrheit ist und was Legende.

BND-Lieferant unterwegs

Stuttgarter Zeitung

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Spionage

„Schnüffler ohne Nase“

Die Pannen und Pleiten des Bundesnachrichtendienstes in Pullach

Das Buch sieht so aus, wie es der Zuschauer als Requisit eines Staatsaktes aus den Fernsehnachrichten kennt. Groß, rot gebunden mit vergoldeten Zierleisten. Das Siegel aus dunkelrotem Lack auf der letzten Seite ist auf zwei schwarzrotgoldene Kordeln gedruckt – doch es sind nicht die Bonner Farben.

Es war die andere deutsche Republik, die auf dem Papier ein zwischenstaatliches Abkommen besiegelte. Der Vermerk „streng geheim“ auf jeder Seite war so wirksam, daß es noch viele Jahre später in der Drucksache 12/991 des Deutschen Bundestages – Antwort auf eine Anfrage der Abgeordneten von Bündnis 90/Die Grünen – heißt: „Bisher ist über die Existenz und die Arbeitsweise von SOUD fast nichts bekannt.“

SOUD steht für die russische Abkürzung des „Systems der gemeinsamen Erfassung von Informationen über den Gegner“*. Es ist der Ende 1977 unter strikter Geheimhaltung vereinbarte elektronische Datenverbund der Spionagedienste des sozialistischen Lagers.

Von Beginn gehörten ihm die Staatssicherheitsorgane der Sowjetunion, Bulgariens, Ungarns, Polens, der Tschechoslowakei, der Mongolei, Kubas und, traditionell an vorderster Front im Krieg der Agenten, der DDR an. Später schaltete sich noch Vietnam dazu.

Anlaß für dieses wohl umfassendste Unternehmen in der Geschichte der Spionage, eine Art östlicher Agenten-Interpol, waren die für 1980 an Moskau vergebenen Olympischen Spiele. Sie sollten durch eine möglichst lückenlose Datenspeicherung „feindlicher ausländischer Kräfte“ abgesichert werden.

Für Olympia lohnte der Aufwand nicht: Wegen Rußlands Afghanistan-Invasion boykottierte der Westen die Moskauer Spiele, womit auch das Gros der „feindlichen Kräfte“ ausblieb.

SOUD aber wurde trotzdem zum Hit im Spiel der Spione, dazu einer, der das Ende des Kalten Krieges und den Zusammenbruch des Ostblocks überdauerte. SOUD erweist sich auch heute noch als außerordentlich nützlich für die Nachfolger der Kommunisten im Kreml und in anderen Ländern des untergegangenen Sozialismus.

Im Abkommen von 1977, das von 1979 an in der Praxis verwirklicht und 1985 präzisiert wurde, verpflichteten sich die „vertragschließenden Seiten“, dem SOUD „vorhandene Informationen über den Gegner in möglichst vollem Umfang zur Verfügung zu stellen“. Neben dem Initiator des Unternehmens, dem sowjetischen KGB, war dabei kein Dienst so emsig wie die ostdeutsche Stasi, für die Erich Mielke am 17. November 1979 als zweiter Sicherheitschef des Blocks unterschrieb, und deren Spionageabteilung Hauptverwaltung Aufklärung (HVA).

Ein Viertel der anfangs auf rund 300 000 geplanten Personen-Einspeicherungen in den SOUD-Computer zwischen Ende 1979 und Ende 1989 stammten allein vom Ministerium für Staatssicherheit in Ost-Berlin. Etwa 17 600 der insgesamt rund 74 800 Personendatensätze, die SOUD dem Bienenfleiß der Stasi verdankt, betreffen die im Vertrag als wichtigste Gruppe klassifizierte Personenkategorie 1: „Mitarbeiter und Agenten der gegnerischen Geheimdienste“.

Heißt im Klartext: Im Moskauer Zentralcomputer, aus dem die befreundeten Dienste jederzeit – in der höchsten Dringlichkeitsstufe binnen acht Stunden – Informationen abrufen konnten, sind Tausende Beamte und Agenten des BND registriert, weltweit mit Namen, Deckna-

* Soglaschenije o sisteme objedinennowo utschotja dannych o protiwnike.

Verbündete Mielke (r.), Sowjetmarschall Kulikow (1980); SOUD-Spionagevertrag: Tausende Westagenten gespeichert

STRENG GEHEIM!

Bestätigt:

Leiter der Zentralen Auswertungs- und Informationsgruppe des MfS der DDR

30 8 1985

I R M L E R
Generalmajor

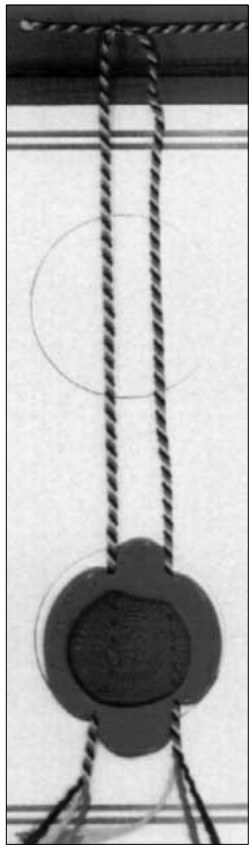
Bestätigt:

Leiter der Verwaltung "I" der 1. Hauptverwaltung des KfS der UdSSR

W. A. R E W I N
Generalmajor

P R O T O K O L L

Über Veränderungen und Ergänzungen zur Instruktion über die Ordnung zum Schriftwechsel mit Hilfe der direkten Chiffrierverbindung zwischen der Diensteinheit des Zusammenwirkens des Ministeriums für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik mit dem System der vereinigten Erfassung von Informationen über den Gegner und dem Arbeitsapparat des Systems der vereinigten Erfassung von Informationen über den Gegner



SOUD-Vertragstext (von 1985), DDR-Siegel: Umfassendstes Unternehmen der Spionagegeschichte

men, Adresse, Telefonnummer, persönlichen Daten, besonderen Kennzeichen, Typen und Zulassungsnummern ihrer Autos.

Die meisten dieser Agenten wissen bis heute nicht, was ihrer Chefetage wohlbekannt ist: daß sie seit Jahren enttarnt sind. Der entscheidende Teil des Pullacher Dienstes ist für die Osteuropäer aus Glas, mehr als 2200 BND-Mitarbeiter hat allein die Stasi im SOUD-Programm mit Klar- und Decknamen gespeichert.

Vermutlich ist alles noch viel schlimmer. Auch die sozialistischen Bruderdienste waren ja nicht ohne Erfolg hinter den BND-Spionen her. Das KGB und das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) in Ost-Berlin konnten über Jahre Maulwürfe in Pullacher Spitzenpositionen plazieren, die Zugang zum kompletten Personalbestand hatten.

Experten gehen davon aus, daß insgesamt 6800 BND-Spione in den östlichen Karteien registriert waren – der BND, nur noch eine Lachnummer für die Konkurrenz.

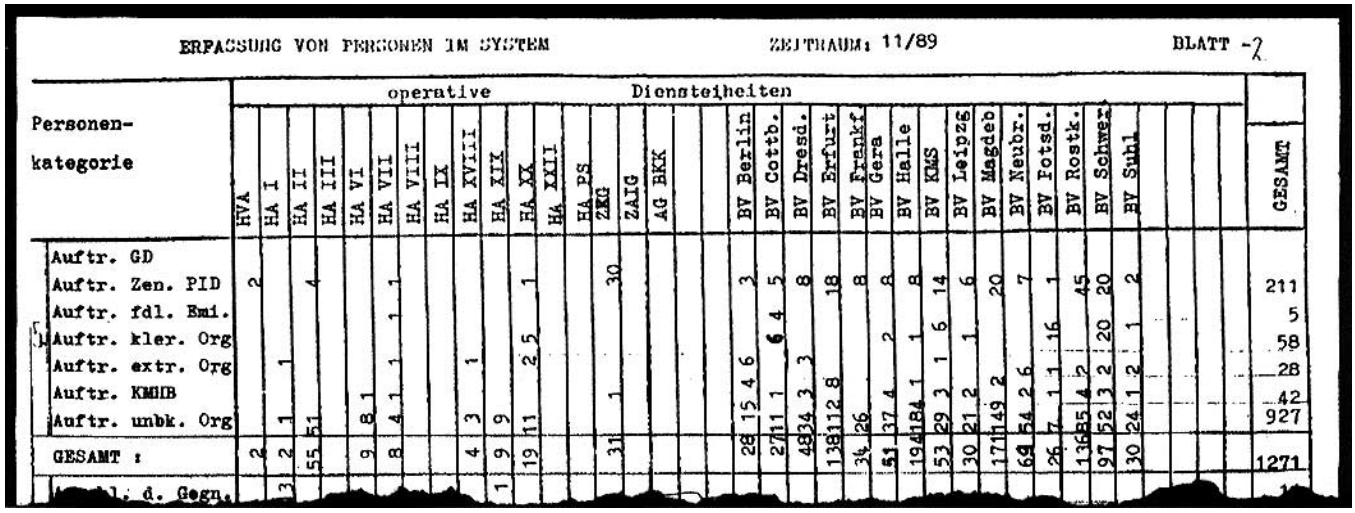
Ob P. B. aus dem Hessischen, der einen BMW 735 fährt und auf dem linken Bein hinkt, ob der in der Zentrale tätige P. J. vulgo „Bayern-Sepp“, ob Meier Richard Dr., zeitweiliger Spitzenbeamter des BND und später Verfassungsschutzchef, der unter dem Decknamen „Dr. Manthey“ wirkte, oder „Dommel“ am kölschen Rheinufer – alle, die sich unerkannt im dunkeln wähnten, finden sich in den Stasi-Listen wieder, zum Teil sogar mit Gattin. „Ehefrau Marianne“, heißt es über den BND-Agenten H. H. aus München, „ist vermutlich auch im Observationskommando tätig“.

Auch die Hauptabteilung III, die besonders erfolgreiche Funkaufklärung des Ministeriums für Staatssicherheit, gab ihre reiche Ausbeute größtenteils an SOUD weiter.

„Die haben geglaubt“, höhnt ein ehemaliger Stasi-Oberst über die Konkurrenz aus Pullach, „wir leben in der Steinzeit, und haben am Telefon alles erzählt, richtige Schwätzer.“

So sei das MfS zu Computer-Disketten mit „Zehntausenden abgehörter Telefonate des BND“ gekommen. Der Offizier: „Wir kannten Klarnamen, Decknamen, Autokennzeichen und Adressen, einfach alles“, was der BND in der DDR so trieb.

Und die meisten BND-Spione drehte die Stasi um: „Fast alle Quellen des BND



ERFASSUNG VON PERSONEN IM SYSTEM — ZEITRAUM: 11/89 — BLATT -2

Personenkategorie	operative Diensteinheiten: HVA	HA I	HA II	HA III	HA VI	HA VII	HA VIII	HA IX	HA XVIII	HA XIX	HA XX	HA XXII	HA PS	ZKG	ZAIG	AG BKK	BV Berlin	BV Cottb.	BV Dresd.	BV Erfurt	BV Frankf.	BV Gera	BV Halle	BV KMS	BV Leipzg	BV Magdeb	BV Neubr.	BV Potsd.	BV Rostk.	BV Schwerp	BV Suhl	GESAMT
Auftr. GD		2		4			1				1			30			3	5	8	18		8	8	14	6	20	7	1	45	20	2	211
Auftr. Zen. PID																	6	4	3	8		2	1	5	1	2	6	16	2	3	1	2	5
Auftr. fdl. Bmi.																																	58
Auftr. kler. Org			1			1	1		1					1			4	1	3	8		4	1	1	1	2	2	1	2	2	1	1	28
Auftr. extr. Org			1	51		8	1			1	25	1					15	11	34	112	26	37	84	29	21	149	54	7	85	52	24	42	927
Auftr. KMIB				55		9	8		4	9	19		1	31			28	27	48	138	34	51	194	53	30	171	69	26	136	97	30		1271
Auftr. unbk. Org																																	
GESAMT :		2	3																													
Anzahl d. Gegn.																																	

DDR-Erfassungsliste für SOUD vom November 1989: Bienenfleiß der Stasi

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

DPA

Eingang zur BND-Zentrale in Pullach: Lachnummer für die Konkurrenz

haben in Wahrheit für uns gearbeitet." Der frühere MfS-General Harry Schütt weiß es noch präziser: „90 Prozent aller BND-Quellen in der DDR waren in Wahrheit Nachrichtenspiele unserer Abwehr."

Arbeitssprache für SOUD war Russisch. Auf Befehl Mielkes (Nr. 11/79, „an Dokumentenverwaltung zurückzusenden") wurde in Ost-Berlin „unter strengster Konspiration und Geheimhaltung" zur Kooperation mit SOUD eine spezielle Arbeitsgruppe ZAIG/5 gebildet, die alle Erfassungsbelege ins Russische übertrug.

Gespeichert sind in SOUD nicht nur Agenten, sondern auch „Mitglieder zionistischer, feindlicher Emigranten-, kirchlicher und anderer Organisationen. Diplomaten der Nato-Mitgliedsländer, Japans und der VR China, die in den Staaten der sozialistischen Gemeinschaft tätig sind", Westjournalisten sowie Wirtschafts- und Kulturabgesandte vom Lufthansa-Repräsentanten bis zur Goethe-Institut-Mitarbeiterin.

In den Dienstregeln des „Arbeitsapparates des SOUD" war genau aufgeschlüsselt, was über eine Person gespeichert werden sollte, vom Mädchennamen der Mutter über Gestalt und Größe, Augen- und Haarfarbe, Titel und Rang, Einkommen, Glaubensbekenntnis, wenn möglich samt Foto und Handschriftenprobe.

Von 2185 Eingaben bei Funktionsbeginn 1979 steigerte die Stasi ihren Input auf 11 171 im Jahr 1988. Selbst im Wendejahr 1989 kamen noch mal über 10 000 dazu, diese SOUD-Daten sind zwischen Moskau und Havanna bis heute verfügbar.

Wie denn die Persönlichkeitsrechte von Deutschen, die im SOUD gespeichert sind, geschützt werden könnten, wollten grüne Abgeordnete schon vor vier Jahren von der Bundesregierung wissen. Sie werde dies prüfen, so die Regierung – und sie prüft immer noch.

SOUD belegt: Der „Bundesnukleardienst", so der neueste Spott über die pannengeschädigten Pullacher, taugt wohl eher zur Farce, nicht erst seit der Plutonium-Posse von München.

„Die erdrückende Summe von Pannen und Pleiten zerstört zugleich die Legende von der Effektivität und Prognosefähigkeit dieses Nachrichtendienstes, zu dessen Desinformationskampagnen immer gezinkte Selbstporträts gehören", urteilt der frühere Bundeswehr-Offizier und Friedensforscher Erich Schmidt-Eenboom über den BND. Autor Schmidt-Eenboom („Der BND, Schnüffler ohne Nase") macht sich seit Jahren über die Pullacher lustig.

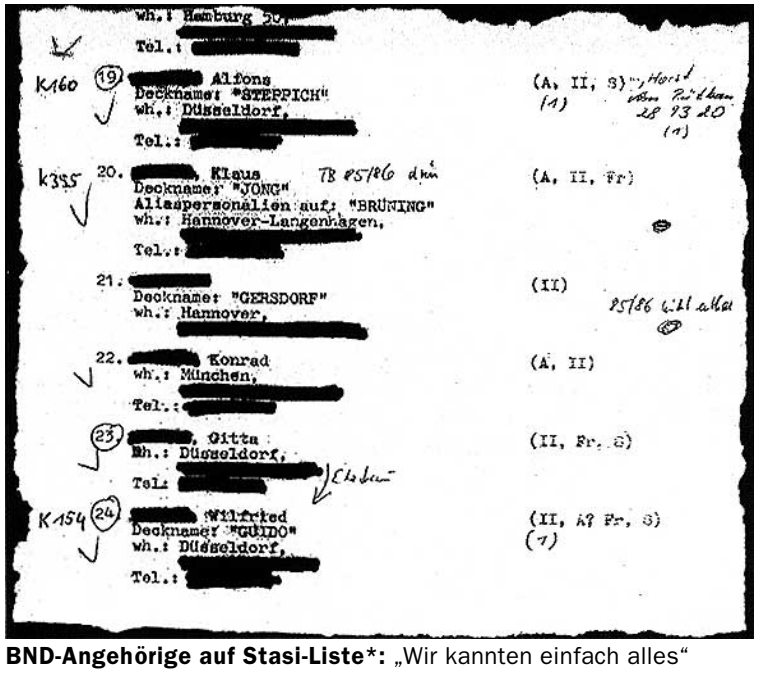
Unfreiwillig bestätigt ihn Johannes Gerster, bis 1994 CDU-Mitglied der Parlamentarischen Kommission des Bundestages zur Kontrolle der Geheimdienste: „In der Regel ist der Bundesnachrichtendienst bedeutend harmloser, als die Öffentlichkeit annimmt."

Beim Personal schlägt sich das bislang kaum nieder: Der nach den Gesetzen des Kalten Krieges unmäßig aufgeblähte Apparat beschäftigt heute rund 6500 Mitarbeiter, mehr als das Auswärtige Amt besoldet. Die Hälfte davon sitzt in der Zentrale in Pullach bei München, einer mit Mauer und Stacheldraht umgebenen Festung von knapp einer dreiviertel Million Quadratmetern, in der einst Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß residierte.

Für seine Arbeit, laut Gesetz das Sammeln von Informationen aus dem Ausland und deren Auswertung, verschlingt der Dienst fast eine Milliarde Mark jährlich, obwohl vier Fünftel seiner Informationen aus offenen Quellen stammen, etwa aus Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen oder allgemein zugänglichen Druckwerken.

Jeden Dienstag trägt der Chef im Kanzleramt die Wochenlage vor, doch lange schon hört kein Kanzler den ebenso teuren wie oft völlig belanglosen Erkenntnissen des von Helmut Schmidt wie Helmut Kohl unisono als „Dilettantenverein" bespöttelten BND mehr zu.

Daß etwa die peruanischen Luftstreitkräfte acht Hubschrauber verlegt haben, darf der für Geheimdienste zuständige Staatsminister im Kanzleramt als Herrschaftswissen hüten, des-



wh.: Hamburg 50,
[redacted]
Tel.: [redacted]

K160 (19) [redacted] Alfons (A, II, S) (1)
Deckname: "STEPPICH"
wh.: Düsseldorf,
[redacted]
Tel.: [redacted]

K355 20. [redacted], Klaus (A, II, Fr)
Deckname: "JONG"
Aliaspersonalien auf: "BRÜNING"
wh.: Hannover-Langenhagen,
[redacted]
Tel.: [redacted]

21. [redacted] (II)
Deckname: "GERSDORF"
wh.: Hannover,
[redacted]

22. [redacted] Konrad (A, II)
wh.: München,
[redacted]
Tel.: [redacted]

(23) [redacted], Gitta (II, Fr, S)
wh.: Düsseldorf,
[redacted]
Tel.: [redacted]

K154 (24) [redacted] Wilfried (II, A? Fr, S) (1)
Deckname: "GUIDO"
wh.: Düsseldorf,
[redacted]
Tel.: [redacted]

BND-Angehörige auf Stasi-Liste*: „Wir kannten einfach alles"

* Schwärzungen vom SPIEGEL.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

ADN / BUNDESARCHIV

Stasi-Nachrichtenzentrale (bei Frankfurt/Oder): „Bayern-Sepp“ und „Dommel“

sen Karriere meist mit Eruptionen im BND oder Verfassungsschutz konform verläuft, also eher risikoreich. Der als 008 verspottete Bernd Schmidbauer ist bereits Kohls vierter Adlatus auf dem Schleudersitz des Geheimdienstkoordinators.

Ohne Frage haben auch andere Filialen jenes globalen Gewerbes, in dem „der Dienst sich nach einem Sarg umsieht, sobald ein Mitarbeiter Blumen riecht“, so einst der CIA-Direktor Robert Gates mit einem guten Schuß Selbstironie, ihre peinlichen Affären.

Ein Millionenheer von Informanten aus dem Osten

Die CIA ist legendär für ihre Zigarren, mit denen sie Kubas Revolutionär Castro ermorden wollte, oder für Drogenschmuggel im Dienst nicaraguanischer Contras.

Die besten Köpfe britischer Dienste verzehrten ihre Judaspension vom KGB im grauen Moskau, dem selbst wiederum allerlei Überläufer in den Goldenen Westen abhanden kamen. Und Frankreichs wenig wählerische Agenten spielten im fernen Neuseeland nicht gerade ruhmreiches Schiffeversenken mit den Umweltschützern von Greenpeace.

Aber kaum ein anderer der großen Spionagedienste hat eine so unheilvolle Historie von Patzern und Pannen wie die glücklosen Aufklärer aus Pullach.

Dabei hatte alles begonnen wie geschmiert. Dem Gründer und ersten Präsidenten des Dienstes war gelungen, woran all seine Kameraden scheiterten: seinen Verein, die Wehrmachtsabteilung „Fremde Heere Ost“ (FHO), mehr oder minder nahtlos aus der Nazi-Zeit ins neue Deutschland hinüberzuretten und den unter Hitler begonnenen Kreuzzug im Osten mit neuen Bundesgenossen weiterzuführen – wenn auch nur noch im Dunkel der geheimen Dienste.

Der General Reinhard Gehlen, von Hitler am Ende wegen seiner ebenso düsteren wie fatalerweise zutreffenden Feindberichte als „Narr“ gescholten, der „ins Irrenhaus“ gehöre, und noch im letzten Kriegsmonat abgesetzt, hatte für seine Zukunft nach dem Tausendjährigen Reich längst vorgesorgt.

Fünfzig Stahlkisten voller Materialien seiner Ostaufklärung ließ der General heimlich nach Bayern schaffen, das, wie er wußte, US-Zone werden würde. Mitte April 1945 setzte er sich mit Vertrauten selber auf die abgelegene Elendsalmhütte bei Schliersee ab, wo ihn die Amerikaner knapp zwei Wochen nach der Kapitulation fanden.

In General Edwin L. Sibert, dem Nachrichtenchef der US-Zone, fand Hitlers Ostaufklärer eine verwandte Seele, die seinen Wert erkannte und ihn am Oberbefehlshaber Eisenhower vorbei nach Washington schleuste. Von dort kehrte Gehlen nach fast einem Jahr mit dem Auftrag zurück, unter US-Aufsicht weiter gen Osten zu spionieren.

J. H. DARCHINGER

Ex-Agentenchef Meier

Der Kalte Krieg war ausgebrochen, und den Amerikanern dämmerte plötzlich, daß sie so gut wie nichts über den neuen Gegner UdSSR wußten.

Zunächst konnte ihnen freilich auch Gehlen kaum mit neuen Erkenntnissen dienen. Der Versuch, alte V-Leute aus Kriegszeiten im Osten wieder zu aktivieren, scheiterte kläglich: Die Agenten hatten sich längst ihrer Funkgeräte entledigt, keiner meldete sich mehr.

Doch dann fuhr die „Aktion Hermes“ über Jahre reiche Ernte ein: Gehlens Kumpane – fast ausschließlich alte Kameraden aus der FHO, der SS und Abwehr – taten ein Millionenheer von Informanten auf, die den kommunistischen Osten „kennengelernt hatten wie vorher kein Mensch aus dem Westen“, so das Standardwerk „Pullach intern“ der Autoren Hermann Zolling und Heinz Höhne. 3,1 Millionen deutsche Kriegsgefangene kehrten in den Nachkriegsjahren heim. Ihre Abschöpfung ergab ein ungeheures Puzzle aus Ersthand-Informationen, aus dem sich ein einzigartiges Mosaik über Stalins Imperium formen ließ.

Gehlen galt den neuen Verbündeten bald als große Nummer, dem sie nun auch den Wunsch nach einem standesgemäßen neuen Hauptquartier erfüllten. Aus allerlei Behelfsheimen im Taunus zog die Organisation Gehlen (Org) am 6. Dezember 1947 in die einstige Heß-Siedlung in Pullach bei München ein.

Das Einzugsdatum gab dem Quartier seinen internen Namen: Camp Nikolaus. Im neuen Heim expandierte die Org gewaltig, vor allem, da sie mit der Sowjetzone ein neues Operationsgebiet erschloß, das ihr anfangs große Erfolge bescherte: Mit der Chefsekretärin Elli Barczatis im Vorzimmer des Ministerpräsidenten Otto Grotewohl (Deckname „Gänseblümchen“), dem Vizepremier Hermann Kastner und dem Agenten Walter Gramsch im Bereich des Geheimdienstchefs Wollweber hatte sie drei Topleute in der ostdeutschen Spitze plaziert – ein Triumph, den der Dienst nie wiederholen konnte.

1951 landeten die Russen im Gegenzug einen der spektakulärsten Coups der Spionagegeschichte. Sie pflanzten Gehlen einen Maulwurf ins Pullacher Nest, der dort dank der Förderung durch den Chef („hervorragender Mann, er bringt an, was andere nicht schaffen“) bis in die höchste Hier-

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

archie aufstieg, zehn Jahre lang für Moskau die ganze Org von innen nach außen kehrte und damit Gehlens Lebenswerk vernichtete.

Heinz Felfe, ein alter SS-Kamerad vom Auslandsnachrichtendienst des Reichssicherheitshauptamtes, war bereits KGB-Agent, als er in die Org geschleust wurde. Als vom KGB reich gefüttertes „Nachrichten-As“ (Gehlen) heimste er unter dem Decknamen „Friesen“ Beförderungen und Auszeichnungen von der inzwischen – 1955 – offiziell in Bundesnachrichtendienst umbenannten Gehlen-Truppe ein und kassierte gleichzeitig als Topagent „Paul“ hohe Prämien vom KGB-Chef Schelepin persönlich.

Ende 1961 wurde Felfe enttarnt und 1963 zu 14 Jahren Gefängnis verurteilt, nachdem er noch als U-Häftling Kassiber nach Moskau und Ost-Berlin geschmuggelt hatte. 1969 kam er im Zuge eines Agentenaustausches auf Drängen Herbert Wehners in den Osten frei. Zehn Jahre diente er dem KGB noch als Deutschlandexperte, dann wurde er mit einer Professur für Kriminalistik an der Ost-Berliner Humboldt-Universität belohnt.

Selbst nach der Wende blieb ihm Fortuna treu: Unter der Zeile „6 Richtige für den Falschen“ meldete *Bild* am 1. August 1991 empört, daß „Deutschlands gemeinster Verräter“ über 700 000 Mark im Lotto gewonnen hatte.

Da die Ostspionage durch den Verrat von mehr als hundert Spitzenagenten paralysiert war, wandten sich die beamteten Späher fortan weniger riskanten Weltgegenden zu. Dazu diente der sogenannte Strategische Dienst unter dem General Wolfgang Langkau (Deckname „Holten“), dem freilich, wie sich viel später herausstellte, wieder ein unsicherer Kantonist zur Seite stand – der Organisationschef „Lückrath“, mit echtem Namen Dr. Hans Langemann.

Der enthüllte anhand von über hundert Originaldokumenten mehr als ein Jahrzehnt nach seinen weltweiten Aktivitäten so gut wie alles über die „Operation Eva“ – ein schieres Schreckensgemälde von bundesnachrichtendienstlichem Räuber-und-Gendarm-Spiel auf mehreren Kontinenten.

Die Operation war nach Eva Braun benannt. Die Hitler-Geliebte und -Ehefrau der letzten Stunden hatte einst in dem Haus Nummer 36 der Heß-Siedlung gewohnt. So sehr hingen die Gehlen-Agenten an ihrer Herkunft.

Im Rahmen von „Eva“ heuerten die Münchner im fernen Südvietnam den Privatsekretär des Diktators Diem an, der später sogar als Informationsminister noch gern die 2800 Mark Monatssalär aus Deutschland einsteckte. Ihre Spitzenquelle am Südchinesischen Meer schirmten die teutonischen Führungsoffiziere sorgsam vor „Hortensie“ ab, wie die verbündete CIA in Pullach hieß.

Aus Hongkong und Kuba sprudelten dank generöser Honorare die buntesten Berichte gen München. Der Dienst schickte Waffen nach Indonesien, um beim Sturz des Diktators Sukarno zu helfen. Im nahen Wien tummelten sich Dutzende Agenten, fotografierten Akten über Ostkirchen beim Kardinal Franz König und fanden Zugang in die Chefzimmer von Ministern, was immer das bringen mochte. Eine ganze Brigade in Soutane machte in Münchner Auftrag unter den Augen des in Rom residierenden Gehlen-Bruders Johannes den Vatikan unsicher, dessen Ostpolitik bis ins

SIPA

KGB-Gebäude in Moskau: Maulwurf im Pullacher Nest

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

letzte Detail ausgeforscht werden sollte. Erst die sozialliberale Koalition schaltete unter Leitung von Kanzleramtsminister Horst Ehmke die ebenso kostspielige wie skandalträchtige Operation ab.

Organisationschef Langemann aber, der anschließend über die obskure Stelle eines „auslandsnachrichtendienstlichen Beraters“ des Olympischen Komitees zum Staatsschutz-Chef in Bayern aufstieg, konnte von Abenteuern fern der Heimat nicht lassen: Mit seiner Hilfe lieferte die bayerische Hanns-Seidel-Stiftung Abhörgeräte an den Menschenschlächter Idi Amin in Uganda.

Unterdessen war das Sterbeglöckchen für die Gehlen-Ära des Dienstes eingeläutet worden. Karl Carstens, Kanzleramtsstaatssekretär von Kurt Georg Kiesinger, ordnete 1968 eine Untersuchung des BND durch eine Kommission unter Leitung des Staatssekretärs Reinhold Mercker an. Der Mercker-Bericht geriet zu einem Horrordokument, das bis heute unter Verschluß gehalten wird. Fazit: „ein korruptes Unternehmen“.

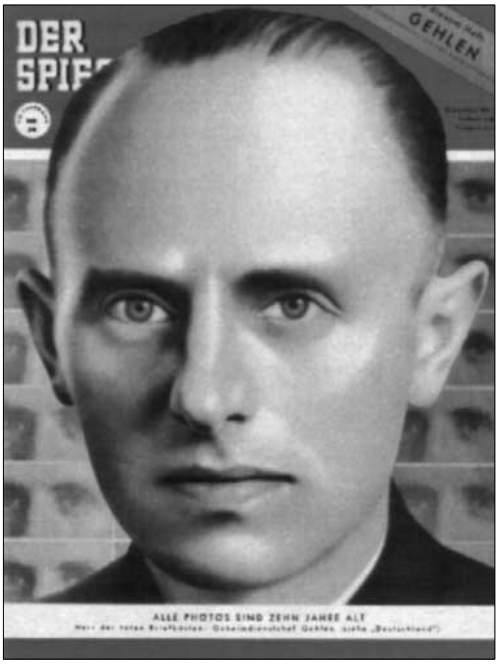
Der Hauptbetroffene, Reinhard Gehlen, durfte den Bericht nicht mal mehr lesen. Er wurde am 1. Mai 1968 durch seinen Stellvertreter, den 54jährigen General Gerhard Wessel ersetzt, der schon bei der FHO Gehlens Vize (und Nachfolger) gewesen war.

Von der Hinrichtung des Roten Admirals „saumäßig geschlaucht“

Gehlen hinterließ ein brisantes Erbe: illegal gesammelte Akten über ein halbes Hundert bundesdeutscher Politiker von Barzel, Rainer, bis Wehner, Herbert, die berüchtigte „54er Kartei“. In ihr waren so bedeutsame Staatsgeheimnisse archiviert, wie die zeitweilige Gewohnheit des Kanzlers Ludwig Erhard, sich zu vorgeschrittener Stunde auch mal einen Schluck Whisky aus der Flasche zu genehmigen.

Erhard, der von geheimen Diensten gar nichts hielt, hatte den BND-Verbindungsstab aus dem Palais Schaumburg verwiesen, weil er „mit solchen Leuten“ nicht unter einem Dach sitzen wollte.

Ruhe kehrte in Pullach auch nach Gehlens Abtritt nicht ein. Der BND-Vizepräsident General Horst



Geheimdienstchef Gehlen* Lebenswerk vernichtet

Wendland erschoß sich, im selben Monat beging sein Freund, der Flottillenadmiral Hermann Lüdke, Chef des Stabes beim Nato-Hauptquartier in Brüssel, Selbstmord. Bei beiden gab es Hinweise auf Tätigkeiten für fremde Geheimdienste – am wahrscheinlichsten schien der tschechoslowakische.

In Wessels Amtszeit fiel der illegale Lauschangriff auf den Atommanager Klaus Traube, eine Aktion, die den BND ebenso in Verruf brachte wie den Verfassungsschutz. Nicht weniger peinlich war der Verrat der Sekretärin Heidrun Hofer. Sie gab über ihren Mann, der für das KGB arbeitete, die Namen sämtlicher Bereitstellungsräume des Dienstes für den Kriegsfall an die Russen weiter. Der Coup kostete den BND nach Expertenschätzungen rund 100 Millionen Mark für neue Fluchtburgen.

Dem zweiten General aus alten Zeiten folgte am 1. Januar 1979 der erste ungediente Zivilist als Präsident des Bundesnachrichtendienstes, der Beamte und spätere FDP-Politiker Klaus Kinkel. Die vierjährige Amtszeit des Geheimdienstlaien begann mit einem ebenso spektakulären wie unverdienten Erfolg – der Rochade des Stasi-Oberleutnants Werner Stiller in den Westen. Der Amtszeit Kinkels hat BND-Experte Schmidt-Eenboom ein Buch gewidmet, das Anfang Mai erscheint**.

Alt-Pullacher nahmen den Amateur Kinkel nicht ernst und verspotteten ihn als „Schlapphut-Indianer“. Der Chefspion verstrickte sich in dubiose Abenteuer. So rüstete er nach US-Vorbild Gotteskrieger in Afghanistan auf, versorgte die mörderische Guerrilla im afrikanischen Mosambik mit Tötungs- und Fernmeldetechnik und lieferte sich Scharmützel mit den Agenten seines HVA-Kontrahenten Markus Wolf weit weg am Horn von Afrika. Unter dem Genscher-Zögling blieb die Frühwarnkapazität des Nachrichtendienstes so armselig wie vorher. Dafür gab der BND sich auf dem Feld von Stellvertreterkriegen in der Dritten Welt weit kämpferischer.

Zu der spektakulärsten Affäre der Kinkel-Ära im BND geriet der Fall des „Roten Admirals“ Winfried Baumann, eines in Wahrheit alkoholkranken einstigen Fregattenkapitäns des Militärgeheimdienstes der DDR. Der hatte als Preis für eine Ausschleusung in den Westen seine Agentendienste angeboten.

Kriegsheimkehrer aus Rußland (1946): Millionenheer von Informanten

AP

* SPIEGEL-Titel 39/1954.

** „Der Schattenkrieger. Klaus Kinkel und der BND“. Econ Verlag, Düsseldorf; 320 Seiten; 39,80 Mark.

Die Flucht scheiterte an der Stümperei der BND-Leute, Baumann wurde 1980 zum Tode verurteilt und in Leipzig hingerichtet.

Kinkel hatte den, wie er wähnte, potentiellen Superagenten zur Chefsache gemacht. Dessen schlimmes Schicksal hat ihn nach eigenem Eingeständnis zwar „saumäßig geschlaucht", eine Verantwortung für Baumanns Tod aber wies er stets weit von sich.

Als BND-Präsident knüpfte Kinkel enge Beziehungen zum irakischen Geheimdienst („Krokodil") mit dem Ziel, Saddam Husseins Streitkräfte und Agenten mit modernem Gerät zu versorgen. Türkischen Kollegen war der Dienst bei der Beobachtung kurdischer Extremisten hilfreich. Enge BND-Kontakte zu kroatischen Nationalisten aus alter faschistischer Ustascha-Tradition führten später dazu, daß die Geheimdienste des neuen kroatischen Staates nachgerade Pullacher Filialen wurden.

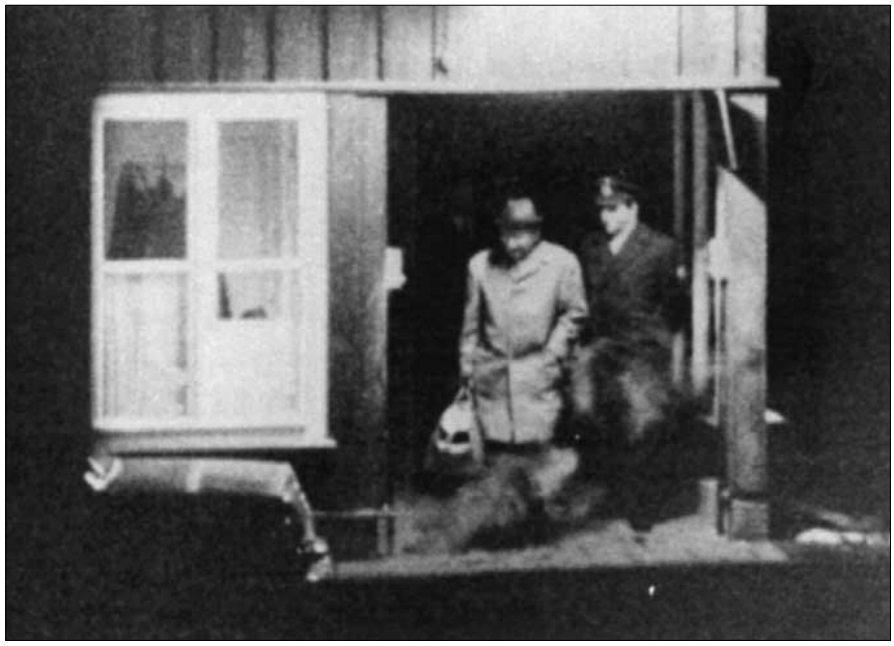
„Sein Appell an die Menschlichkeit", urteilt Schmidt-Eenboom über den Einsatz des Außenministers Kinkel für die Menschenrechte, „trifft in vielen Fällen jene Täter, denen er zwischen 1979 und 1982 die Hand gereicht hat."

Kinkels Nachfolger wurde wieder ein Offizier aus der alten Garde, der Wehrmachtsaufklärer Eberhard Blum, dem spektakuläre Pannen erspart blieben, freilich ebenso Erfolge: Vier Tage vor dem Tod des Kreml-Chefs Jurij Andropow nannte Blum in der Kanzlerlage drei wahrscheinliche Nachfolger. Von denen wurde es keiner, sondern der senile Apparatschik Konstantin Tschernenko.

Solchen Kummer waren die Bonner Empfänger der Erkenntnisse aus Pullach längst gewohnt: Der BND hatte den bevorstehenden Bau der Berliner Mauer ebenso verschlafen wie das Kriegsrecht in Polen, er hatte die Zahl der Stasi-Agenten immer um vier Fünftel unterschätzt, weshalb es Kanzler Schmidt auch erklärtermaßen nützlicher fand, die *Neue Zürcher* zu lesen als das Material aus München.

Blum amtierte zweieinhalb Jahre in Pullach. Seinen Nachfolger Heribert Hellenbroich hielt es gerade drei Wochen im Amt, dann wurde er wegen einer Affäre, die soeben seinen früheren Dienst, den Verfassungsschutz, erschüttert hatte, geschaßt: Dessen Spitzenbeamter Hansjoachim Tiedge hatte sich, im August 1985, in die DDR abgesetzt.

Auch der nächste Pullacher Präsident, der konservative Karrierediplomat Hans-Georg Wieck, scheiterte letztlich an der DDR, obwohl die sich – wie üblich ohne Vorwarnung aus Pullach – in Nichts auflöste.



Topspion Felfe bei Agentenaustausch (1969): Gefüttertes „Nachrichten-As"

Ein Stolperstein des ebenso weltläufigen wie reisefreudigen Wieck, der bei Lufthansa-Flügen die BND-„Mystère" für kleinere Abstecher hinterherjetten ließ, war aber nicht die verschlafene Zeitenwende in Mittel- und Osteuropa, sondern eines ihrer Abfallprodukte.

Dem BND war mitten im Wendeherbst 1989 ein Prominenter aus dem anderen Deutschland in den Schoß gefallen. Der hatte dort zwar für die nachrichtendienstliche Konkurrenz gearbeitet, aber auch lange schon nützliche Kontakte ins Bayerische gepflegt, zum verblichenen Alpenkönig Franz Josef Strauß. Auch Pullach führte über ihn eine Kartei unter „Schneewittchen" – Alexander Schalck-Golodkowski, Chef-Devisenbeschaffer der längst bankrotten DDR. Schalck, Oberst des MfS im

Werbeseite

Werbeseite

besonderen Einsatz, war im Dezember 1989 vor den eigenen Genossen, die hinter gebunkerten Geldern her waren, nach Westen geflohen.

Den Vernehmern in Pullach erzählte er dies und das, etwa über den Pullacher Angstgegner Markus Wolf, der laut Schalck auch nach seinem Rücktritt als Chef der Spione samt Familie „in der DDR absolute Narrenfreiheit genoß".

Er selber, Schalck, habe über die Devisenfirma „Kommerzielle Koordinierung" Wolf eine Wohnungseinrichtung für eine halbe Million Westmark beschaffen müssen.

Damals, im Februar 1990, hielt DDR-Flüchtling Schalck ein „nachrichtendienstliches Comeback" Wolfs „angesichts der guten Verbindungen zu Modrow und Gysi nicht für ausgeschlossen".

Solch exklusive Geschichten aus der Filiale des Bösen erfreuten die BND-Chargen dermaßen, daß sie dem Ehepaar Schalck wohl allerlei windige Zusagen über die vom Informanten verlangte Straffreiheit sowie persönliche und materielle Absicherungen machten, aber auch Pässe und Führerscheine auf den Namen „Gutmann", dem Mädchennamen von Frau Schalck, ausstellen ließen.

R. ZIMPEL

Ex-DDR-Devisenbeschaffer Schalck-Golodkowski (1990)
Exklusives aus der Filiale des Bösen

Wegen der Affäre um das libysche Giftgaswerk Rabita kam es im Oktober 1990 zum Abschied Wiecks aus Pullach. Noch als Botschafter in Indien war sich der reaktivierte Diplomat freilich sicher, daß seinem Schützling Schalck seitens der deutschen Justiz wenig zustoßen könne.

Dem BND aber bereitete die gesammelte Hinterlassenschaft der DDR auch unter seinem neuen Präsidenten, dem SPD-Politiker Konrad Porzner, ein Fiasko.

Die unzähligen Kilometer Stasi-Akten – bedeutsame Teile als Mikrofiches von CIA-Aufkäufern den deutschen Kollegen weggeschnappt und nach Washington verbracht – enthüllten den ganzen Jammer des deutschen Geheimdienstes. Bei den CIA-Kollegen läuft der BND seit langem als „Mickey-Mouse-Dienst".

Nun wurde ruchbar, daß die deutsche Geheimdienstgemeinde etwa die von der DDR aufgerüstete geheime Militärorganisation der DKP in Westdeutschland verpennt hatte, nichts von der Gammastrahlen-Kontrolle der Stasi an der DDR-Grenze ahnte und das technische Abhörpotential des Gegners, für das allein 6000 Stasi-Spezialisten tätig waren, sträflich unterschätzt hatte. Spektakuläre Prozesse gegen von Wendeagenten verpfiffene Maulwürfe taten ein übriges: Als Verräterin von Felfe-Format entpuppte sich eine in Pullach ob ihrer Menschlichkeit überaus geschätzte Kollegin, die Regierungsdirektorin Dr. Gabriele Gast, alias Dr. Leinfelder, die aus Liebe zu einem Stasi-Offizier unter dem Agentennamen Gisela 17 Jahre lang alles an Geheimnissen preisgegeben hatte, was über ihren Tisch kam.

Alle BND-Residenten im Ausland mit Klar- und Decknamen

Und das war bei der Stellvertretenden Leiterin des Sowjetreferats, die auch Spezialdossiers für den Bundeskanzler verfaßte, fast alles, was Pullach zu bieten hatte: unter anderem die Liste aller BND-Residenten im Ausland mit Klar- und Decknamen. So wichtig war diese Topagentin, die all die Jahre kein Geld für ihre Dienste nahm, den östlichen Auftraggebern, daß sich Markus Wolf selbst nicht weniger als siebenmal mit seiner sprudelndsten Quelle traf und in seiner Datscha bei Berlin eigenhändig russische Pelmeni für sie zubereitete. Frau Gast wurde Ende 1991 wegen Geheimnisverrats in besonders schwerem Fall zu sechs Jahren und neun Monaten Haft verurteilt.

Noch strenger bestraft wurde der BND-Hauptmann Alfred Spuhler, der für die Stasi den Quellencomputer des Dienstes erschloß und damit eine Unzahl von Agenten enttarnte. Er und sein Bruder, der für Kurierdienste fünfeinhalb Jahre erhielt, hatten insgesamt fast eine halbe Million Mark Agentenlohn kassiert.

Selbst militärische Altlasten der DDR wurden für den BND noch zum Skandal. Hamburger Wasserschutzpolizisten fanden im Oktober 1991 im Hafen ein Sammelsurium von Waffen der Volksarmee. Sie sollten als Landmaschinen deklariert nach Israel verschifft werden.

Hinter den Absendern verbarg sich wieder einmal der BND, der seit seiner Gründung teils in Bonner Auftrag immer wieder verdeckte Waffengeschäfte am Gesetz vorbei getätigt hatte, nach Indien und in den Irak, nach Kroatien und in den Kongo, an Israel, selbst an algerische Moslem-Fundamentalisten.

Diesmal aber kamen für das schmutzige Geschäft erstmals gestandene BND-Beamte vor Gericht, da sie, wie ein Bonner Ministerialer höhnte, allzu leichtfertig gegen „das elfte mosaische Gebot" verstoßen hatten: Du sollst dich nicht erwischen lassen.

Verbissen sucht der BND, seit ihm mit dem Ostblock der wichtigste Feind abhanden gekommen ist, nach neuen Betätigungsfeldern, um seine weitere Existenz zu sichern. Auf der Checkliste obenan stehen das organisierte Verbrechen, die atomare Bedrohung durch Gangster und Terroristen, Geldwäsche, Umweltverstöße und Drogen.

Zwar sind die Münchner in der Drogenzentrale Kolumbien bis heute nicht vertreten, aber einen, der sich mit Geldwäsche auskannte, hatten sie nach neuester Enthüllung mal im Sold: den Milliarden-Pleitier Jürgen Schneider.

Der war als Bauherr im Nahen Osten, Schwerpunkt Iran, tätig, und im Nebenjob stets auch für Pullach. 1986 stellte er in seiner Firma CIP (Center Aktiengesellschaft Immobilien und Passagen) Matthias von der Wenge Graf Lambsdorff als Generalbevollmächtigten ein – Ex-Oberstleutnant des BND und Neffe des einstigen FDP-Vorsitzenden.

Informant Schneider ist nach Abräumen seiner Konten seit dem Vorjahr spurlos verschwunden – womöglich mit Hilfe alter Agenten-Connections?

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

„Spiel mit heißen Eisen“

Jahrelang schafften es zwei Doppelagenten, Bundesnachrichtendienst und Stasi mit einem raffinierten Verwirrspiel zu narren – bis die Profis auf beiden Seiten nicht mehr wußten, wer wann für wen arbeitete.

Die vier Blatt Papier in dem Umschlag waren unverdächtig weiß. Der Empfänger, so schrieben die Spezialisten des Bundesnachrichtendienstes im Begleitbrief, den der Mann vor seiner Heimreise in die DDR vernichten solle, müsse die Bögen nur „mit einem Bügeleisen sanft erhitzen, dann wird die Schrift sichtbar“.

Auf zwei der präparierten Blätter fand sich eine Beschreibung, die den Empfänger zu einem Versteck in der Ost-Berliner Marienkirche führen sollte: An einer Treppe im Vorraum, „zwischen 21. und 23. Stufe, auf Höhe eines gotischen Fensters“, befinde sich „ein ca. 20 cm breiter Spalt“, in dem unten ein „Bremsklotz für PKW“ stecke.

Der Holzkeil war hohl und barg ein Faxgerät, das per Funk sendete – damals, kurz vor Weihnachten 1983, ein Wunderwerk westlicher Nachrichtentechnik.

Auf den beiden anderen Blättern brachte Bügeln einen Fragenkatalog zum Vorschein. Der Unbekannte möge doch als „vertrauensbildende Maßnahme“ unter anderem seinen Namen und Dienstgrad per Mini-Fax übermitteln und zudem „mindestens drei“ Stasi-Agenten in Westdeutschland enttarnen.

Der Bundesnachrichtendienst (BND) im bayerischen Pullach glaubte, einen hochrangigen Offizier des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) an der Angel zu haben, der in den Westen überlaufen wollte. In Wahrheit aber hatten es die Geheimen mit Lothar Lienicke zu tun, einem gelernten Maschinenschlosser aus Hamburg.

Er lockte den nichtsahnenden BND, das belegen unter anderem Stasi-Akten, in eine skurrile deutsch-deutsche Agentenposse. Sie zeigt, wieviel Geld und Mühe Geheimdienste aufwenden, um sich mit sich selbst zu beschäftigen.

Unter dem Decknamen „Robby“ hatte Lienicke tatsächlich schon seit drei Jahren als Inoffizieller Mitarbeiter (IM) für die Stasi gearbeitet. Doch zusammen mit seinem Freund Joachim Wünscher (Stasi-Codename: „Pirat“) hatte er den Ostdienst ebenso verschaukelt wie später auch noch die Westkonkurrenz, die ihn bald unter dem Tarnnamen „Seidensticker“ führte. „Für ein bißchen Geld und viel Spaß“ (Lienicke) hetzte das Doppelagenten-Duo über Jahre hinweg die Schnüffel-Behörden aufeinander.

Am Ende waren die Profis beider Seiten derart verwirrt, daß Lienickes Stasi-Führungsoffizier zu Protokoll geben mußte, er habe nicht mehr gewußt, „ob der Lienicke für den BND arbeitet oder für uns“. Der Gegenspieler im Westen sagte zu Lienicke: „Wir spielen mit dem Osten Pingpong, und Sie haben irgendwie die Hand dazwischen.“

Lienicke, heute 47, und Wünscher, 45, waren ins Geschäft eingestiegen, um einen ermordeten Freund zu rächen: Michael Gartenschläger, ebenso wie Wünscher und Lienicke ein vom Westen freigekaufter SED-Hasser aus der DDR, pflegte Schießautomaten an der Grenze zu zünden oder zu klauen.

Am Abend des 30. April 1976 aber wartete hinterm Zaun ein Kommando der Stasi auf Gartenschläger, 32. Ohne Warnung feuerten die MfS-Leute.

Lienicke und Wünscher vermuteten sofort, was bis heute als wahrscheinlich gilt: Jemand aus dem Westen mußte den DDR-Behörden verraten haben, in welchem Abschnitt der deutsch-deutschen Grenze Gartenschläger zuschlagen wollte. Zudem waren die Westgrenzer so leichtsinnig, sich gegenseitig seinen genauen Standort unverschlüsselt per Funk durchzugeben.

Frech knüpfte Wünscher Kontakte zur Stasi, um den Namen des Gartenschläger-Verräters herauszufinden, im Tausch gegen Informationen aus dem Westen. 1980 stellten die MfS-Männer richtig fest, daß Lienicke in dem Duo „die steuernde Figur im Hintergrund ist“. Immer wieder traf sich deshalb nun Lienicke in Budapest oder Prag mit zwei Stasi-Oberen: seinem Führungsoffizier, Major Eberhard Böttcher, und Oberstleutnant Horst Franz, der später letzter Chef der Hauptabteilung XXII wurde, zuständig etwa für die RAF-Terroristen in der DDR.

Die Offiziere waren fasziniert von Lienicke, denn ihr IM hatte, so Böttcher, „erstrangige Verbindungen“ etwa zu DDR-Regimegegnern. Zugleich aber seien die Treffen ein „Spiel mit heißen Eisen“, denn der Major hielt Lienicke für einen „Windhund – klug, clever, mit allen Wassern gewaschen“.

Während die beiden Offiziere sich bemühten, den IM auszuhorchen, suchte der vergebens nach Wegen, die Agenten in den Westen zu entführen, um sie dort, Rache für Gartenschläger, ausgiebig zu verhören. Nebenbei vergnügte Lienicke sich auf Stasi-Kosten und kassierte noch Honorare für Informationen, die er daheim zum Beispiel von Flugblättern abgepinnt hatte.

Anfang 1983 wollte Lienicke aussteigen, zuvor jedoch noch beim BND auspacken. Nur wie? Schon einmal hatte sein Freund Wünscher versucht, bundesdeutschen Staatsschützern Stasi-Kontakte zu beichten. Da er keine Beweise vorlegen konnte, hatten die ihn als Spinner abgetan.

„Ich mußte den BND ein bißchen heiß machen“, erkannte Lienicke. Wie das geht, wußte er von der Stasi: Hauptsache kompliziert, denn „Geheimdienstler denken immer um mindestens drei Ecken“. Lienicke schrieb also nach Pullach, mit ostdeutschem Tintenkuli auf

T. RAUPACH / ARGUS

Ex-Doppelagenten Wünscher, Lienicke: „Für ein bißchen Geld und viel Spaß“

ostdeutschem Papier: Er sei ein DDR-Bürger, der oft dienstlich im „NSW“, DDR-Abkürzung für „Nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet“, unterwegs sei, um Informationen zu beschaffen.

Sollte der BND an einem Kontakt interessiert sein, möge er unter dem Namen „Horst Mayer GmbH“ im Immobilienteil der *Welt* „Grundstücke in Australien“ inserieren. Dazu eine Telefonnummer, unter der Lienicke Tarnadressen für weitere Briefe erhalten könne.

Der BND sprang an, und der angehende Doppelagent spickte seine Briefe mit Insider-Wissen, das Oberstleutnant Franz nach mehreren Gläsern Bier zum besten gegeben hatte – etwa, daß Stasi-Chef Erich Mielke bei Referaten im Führungskreis gern dazwischenplapperte.

Obwohl Lienicke nie behauptete, ein Stasi-Offizier zu sein, mußte der BND genau das annehmen: „Ich habe nur die Farben vorgemischt, gemalt haben die sich ihr Bild selber.“

Als der BND schließlich das Mini-Faxgerät in der Marienkirche deponiert hatte, wechselte Lienicke erneut die Seiten, nun Richtung Osten, denn sonst wäre das Spiel aufgeflogen – den zunächst unsichtbaren Fragebogen hätte er als kleiner IM kaum beantworten können. Den Brief aus Pullach lieferte er, wieder ganz braver „Robby“, bei Stasi-Mann Böttcher in Ost-Berlin ab.

Da witterten die DDR-Spione ihre Chance, ein „operatives Spiel mit dem BND“ (Stasi-Bericht) zu beginnen. Die Hauptabteilung II, zuständig für Spionageabwehr, übernahm den Fall. Das Faxgerät gab den Konterspionen die Chance herauszufinden, wie die Westkollegen um Überläufer warben.

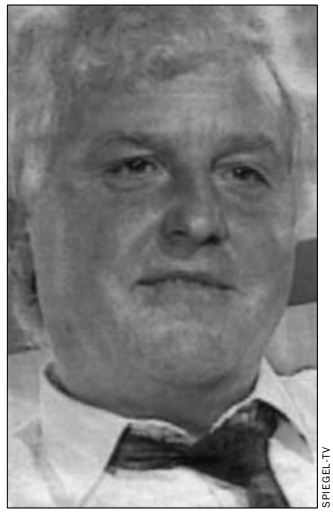
Nun aber wechselte Lienicke schon wieder die Fronten und ging zum BND. Denn jetzt hatte er den Beweis für seine Stasi-Kontakte und mußte nicht mehr den Überläufer spielen, um vom Dienst ernst genommen zu werden. Schließlich konnte nur ein Insider wissen, daß die Fax-Maschine der Stasi in die Hände gefallen war.

Lienickes BND-Kontaktmann, der sich Hans-Jürgen Wegmann nannte, tobte, weil er geleimt worden war. Doch dann sah er laut Lienicke die Chance, seinerseits ein kleines Spiel zu wagen.

Agent „Seidensticker“ solle doch weiter Kontakt zu Franz und Böttcher pflegen. Womöglich, so hoffte der BND-Mann, lasse sich einer von beiden Stasi-Offizieren abwerben. Wegmann versprach, jeder Verräter werde stolzen Lohn bekommen. Zudem seien 800 000 Mark Prämie für Lienicke drin, sollte Oberstleutnant Franz kommen, und 600 000, sollte Böttcher überlaufen.

Lienicke schlug einen Atomdeal vor, vergleichbar dem, den der BND jüngst offenbar in München versuchte: Er wollte Franz mit einer Probe angereicherten Urans nach Westen lokken. Der Offizier werde ergründen wollen, wie sein IM dazu komme, sich in Geschäfte mit waffenfähigem Material verwickeln zu lassen. In Hamburg würde er womöglich freiwillig überlaufen, schließlich hätte ihn sein untreuer IM Karriere oder Kopf kosten können.

Der Uran-Trick war dem BND damals zu riskant, statt dessen wollte Profi Wegmann seinem Gegner Franz über Lienicke ein Geschäft mit Computern anbieten, die nicht in den Osten verkauft werden durften, um ihn dabei zu schnappen.



SPIEGEL-TV

Ex-Stasi-Major Böttcher

Die Verhandlungen zogen sich über Monate hin, auch Lienickes angebliche Versuche, Böttcher mit BND-Geschenken zu kompromittieren und so zum Verrat zu zwingen, fruchteten nicht.

Der Grund: Lienicke war mal wieder übergelaufen und hatte „im Osten längst Bescheid gesagt, daß es andersrum lief“. Wegmanns Anweisungen befolgte er nur zum Schein.

So ging das, mit Pausen, jahrelang hin und her. Um sich abzusichern, plauderte Lienicke hüben wie drüben ein bißchen, „jeder mußte ja etwas kriegen“. Auf eine Seite mochte er sich nicht schlagen. Der Stasi mißtraute er aus alter Feindschaft, Wegmann mißtraute er aus einem weitgespannten Kalkül: Er glaubte nicht, daß der BND-Mann mit ihm, dem Mehrfach-Überläufer, ehrlich spielte. Lienicke: „Wer einem Betrüger traut, dem traue ich doch nicht.“

Ende 1986 schließlich „hat keiner mehr genau gewußt, was er tat“, sagt Lienicke: „Die waren wie die Blinden, und der Einäugige war ich.“

1987 wollte Lienicke endgültig aussteigen – seine Frau war schwanger, die Angst um die Familie verdarb ihm den Spaß an der Trickserei. Die Stasi ließ das „Sicherheitsrisiko“ (Abschlußbericht über den IM „Robby“) erleichtert ziehen. Im Westen lief später beim Generalbundesanwalt noch ein Ermittlungsverfahren wegen „geheimdienstlicher Agententätigkeit“ gegen ihn (Aktenzeichen: „3 BJs 94/87-2 geheim“), doch passiert ist ihm bislang nichts. Einmal hatte Lienicke noch mit dem BND zu tun, als bekannt wurde, daß er derzeit ein Buch über sein Leben mit dem Doppel-Decknamen Robby Seidensticker schreibt. Wegmann warnte, Landesverrat sei strafbar.

Das Buch wird nun also ein Roman, alle Ähnlichkeiten mit lebenden Personen werden rein zufällig sein, versteht sich. Nächtelang hockt Lienicke zu Hause am Computer; dabei steht hinter ihm eine Schnitzerei, wie sie sich ähnlich als Briefbeschwerer auf vielen Schreibtischen findet – nur zeigt sie statt der üblichen drei Affen vier: Der erste kann nichts sehen, der zweite nichts hören, der dritte nichts sagen. „Das sind die Geheimdienste“, spottet Lienicke.

Der vierte Affe aber hält sich den Bauch vor Lachen. „Und das“, sagt der Ex-Agent, „das bin ich.“

D. KONNERTH / LICHTBLICK

BND-Depot Berliner Marienkirche: Pingpong mit dem Osten

Werbeseite

Werbeseite

Hauptstadt

Weltbild an der Ecke

Kulturkampf um Straßennamen in Berlin: Kommunisten sollen verschwinden – doch was ist mit NS-Bezeichnungen?

Gerhard Keil, Bürgermeister im Berliner Bezirk Mitte, hat ein ausgeprägtes Gespür für sozialistische Traditionen. „Unerträglich“ findet es der Sozialdemokrat deshalb, wie der Senat jetzt über seinen Kopf hinweg den Namen der Sozialistin Clara Zetkin aus dem Straßenbild verbannen will.

Nach dem Willen des Berliner Verkehrssenators Herwig Haase (CDU) soll die Clara-Zetkin-Straße, die sich vom Reichstag fast bis zum Bahnhof Friedrichstraße zieht, künftig Dorotheenstraße heißen. Statt an die sozialdemokratische Frauenrechtlerin zu erinnern, die sich 1919 der KPD anschloß, wird der zentral gelegene Verkehrsweg dann den Namen der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten tragen.

Das gibt Ärger. Er werde „massiv“ etwas dagegen unternehmen, kündigte der Lokalpolitiker Keil an, „mit Demonstrationen, Unterschriftensammlungen und allem, was dazu gehört“.

Die verschlafenen Sozialdemokraten rühren sich allerdings reichlich spät. Die SPD im Berliner Senat sei vom Koalitionspartner CDU „völlig überrumpelt“ worden, räumt Parteisprecher Peter Stadtmüller ein.

Dafür ist, wie stets, die PDS zur Stelle. Die Linkssozialisten machen für die Beibehaltung des alten Namens auf dem Straßenschild mobil, sie wollen „verhindern, daß der Senat sein Weltbild auf das Antlitz der Stadt überträgt“.

Der Fall der roten Clara beschäftigt nun die Berliner in beiden Teilen der Stadt. Es droht ein Kulturkampf ums Weltbild auf den schwarz-weißen Emailleschildern an der Straßenecke. Dabei geht es um Kommunisten ebenso wie um Hinterlassenschaften der Nazi-Zeit.

Die Front der Antikommunisten in Berlins Rathaus beruft sich bei ihrer Offensive zur Vergangenheitsbewältigung auf ein Gesetz, das es dem Senat ermöglicht, auch gegen den Willen der Bezirksverordnetenversammlungen Straßen nach Gusto umzubenennen – „ein bißchen tricky“, wie Haase-Sprecher Tomas Spahn einräumt.

Der Verkehrssenator will von seiner Richtlinienkompetenz bei Straßennamen heftig Gebrauch machen. Neben Clara Zetkin sollen im Berliner Osten der bulgarische Kommunist Georgi Dimitroff und der erste sowjetische Stadtkommandant von Berlin, Nikolai Bersarin, als Namenspatrone weichen. Die Dimitroffstraße im Bezirk Prenzlauer Berg soll wie vor Kriegsende Danziger Straße heißen, der Bersarinplatz in Friedrichshain den Namen Baltenplatz erhalten, zu Ehren der baltischen Republiken.

Schon einmal wollte die CDU den Ost-Berlinern die alten Straßenschilder nehmen. Der Plan scheiterte im vergangenen Jahr jedoch am heftigen Widerstand der SPD. „Ehe wir einen Koalitionskrach provozieren, lassen wir lieber alles beim alten“, hatte ein Haase-Mitarbeiter seinerzeit erklärt.

D. GUST / ZENIT

Schilder-Schützer Keil, umstrittenes Straßenschild
„Demonstrationen und alles, was dazu gehört“

Heute ist das egal: Schließlich stehen im Oktober Wahlen zum Abgeordnetenhaus an. Da gilt es rechtzeitig Profil zu zeigen. Vor allem im Westteil der Stadt wollen sich die Christdemokraten als Sieger der Geschichte präsentieren. Der Streit um die Straßennamen kommt da gerade recht.

Bei Anwohnern und Geschäftsleuten im Osten stößt die verordnete Namensreform indes abermals auf breite Ablehnung. Werner Thauer, 42, Inhaber eines Fernsehgeschäfts in der Dimitroffstraße, findet das Haase-Vorhaben „mehr als ärgerlich“. Das Herz des Geschäftsmannes hängt nicht an der Person des einstigen Generalsekretärs der Kommunistischen Internationale. Thauer sorgt sich vor allem um die Kosten für neue Brief- und Rechnungsbögen.

„Wir haben uns an den Namen gewöhnt“, sagt eine Mitarbeiterin des Optikergeschäfts Kutschke an der Dimitroffstraße, und Anett Lamprecht, Angestellte in einem Kosmetiksalon, reut die unnötige Ausgabe. „Das Geld für die Umbenennung“, findet sie, „sollte der Senat lieber sparen.“

Die Straßennamen aus kommunistischer Zeit sind für viele Ost-Berliner ein gewohnter Teil des Alltags. Das Umtaufen ihrer Straßen werten sie als Beweis für die typische Arroganz der Westler gegenüber den kleinen Überbleibseln ostdeutscher Identität.

Die Ostler empört besonders, daß sich das christdemokratische Sendungsbewußtsein auf den Osten der Hauptstadt beschränkt. Im Westen gelten Straßen, die nach dem Hitler-Steigbügelhalter Hindenburg oder dem Jagdflieger des Ersten Weltkriegs Manfred von Richthofen benannt sind, weiterhin als sakrosankt.

Als sich in Berlin-Charlottenburg eine Bürgerinitiative für eine Umbenennung der 1936 getauften Reichssportfeldstraße bildete, wandten sich CDU-Kommunalpolitiker vehement dagegen. Und auch Schilderstürmer Haase war nicht bereit, die Initiative zu unterstützen. Nun hat zwar die Bezirksverordnetenversammlung mit den Stimmen von SPD, Grünen und FDP beschlossen, die Straße in der Nähe des Olympiastadions nach dem jüdischen Sportler Alfred Flatow zu benennen, der 1944 im Konzentrationslager Theresienstadt umkam. Doch der Beschluß entzweit die Anwohner. Eine konservativ dominierte Nachbarschaftsinitiative hat mittlerweile 362 Widersprüche gesammelt.

Ob der von den Nazis ererbte Name auch künftig auf Straßenschildern der Hauptstadt zu finden ist, müssen nun die Richter des Verwaltungsgerichts entscheiden.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Lehrerin Stallner (l.) mit Schülerinnen, Rentner Solowanow in Trakehnen, Rußlanddeutsche Strom, Kaer: „Die Neonazis säen

Rußlanddeutsche

„Da werden Blasen geschlagen“

SPIEGEL-Redakteur Olaf Ihlau über deutsche Rechtsextremisten im ehemals ostpreußischen Königsberg

Mißmutig starrt Heidrun Stallner zum Fenster der Gaststube „Alte Apotheke“ hinaus auf ein Stück ödes Ostpreußen. Graupelschauer peitschen über die verschlammte Dorfstraße der russischen Sowchose, die heute das Terrain des einst weltberühmten Gestüts Trakehnen umfaßt. „Ich kann den Dreck nicht ab, das ist das Schlimmste hier“, schnauzt die pensionierte Realschullehrerin aus Minden und kippt gegen ihren Trakehnen-Koller noch ein Glas Bärenfang.

Dreck und Kälte, Armut und Trostlosigkeit im nördlichen Ostpreußen schlagen aufs Gemüt. Doch die robuste Marjell aus Westfalen ist schon zum fünftenmal in ihrer Heimat, die nach dem Zweiten Weltkrieg der Sowjetunion zugeschlagen wurde, um zwei Monate lang mit pädagogischer Pionierarbeit „etwas Sinnvolles zu tun“.

Drüben, im klammen Backsteingebäude hinter dem verfallenden Landstallmeisterhaus, hat Heidrun Stallner heute wieder versucht, 30 Schülern elementare Deutschkenntnisse beizubringen. Kindern wie Erwachsenen.

Vor allem Rußlanddeutsche, die der Vertreibungsdruck aus ihren mittelasiatischen Siedlungssprengeln in den westlichsten Winkel des Russen-Imperiums geweht hat, kommen zum Sprachunterricht. Aber auch Russen, die schon seit längerem in Jasnaja Poljana (Helle Lichtung) leben, wie das Staatsgut Trakehnen nunmehr heißt.

Heidrun Stallner, „Lebenskünstlerin und politisch ungebunden“, wirkt im versteppten Land zwischen Pregel und Memel für Gottes Lohn. Die Kosten für ihre Unterkunft, die Pacht für das Schulhaus, die Ausgaben für Lehrmaterialien und Bücher trägt der in München eingetragene „Schulverein zur Förderung der Rußlanddeutschen in Ostpreußen“. Unter dessen 600 Mitgliedern geben zunehmend Rechtsradikale den Ton an.

Chefwirbler im braunen Sud ist Dietmar Munier, 40. Der Kieler Verleger und Kaufmann, mit den „Bernstein-Reisen“ auch im Heimweh-Tourismus, mobilisiert über ein weitverzweigtes Netz von Sponsoren beträchtliche Summen für seine „Aktion Deutsches Königsberg“. Die soll, so der Rechtsaktivist in Rundschreiben unverblümt, mit der massenhaften Ansiedlung von Rußlanddeutschen in Kaliningrad „neue Fakten für eine deutsche Perspektive unserer Ostprovinz schaffen“.

Speerspitze für Muniers Regermanisierung in der russischen Exklave um die einstige preußische Krönungsstadt ist die „Gesellschaft für Siedlungsförderung in Trakehnen“ (GST), Stammkapital: 500 000 Mark. „Wir sind der größte private Arbeitgeber im gesamten Kreis“, protzt Muniers neuer Vormann auf diesem Brückenkopf „deutschen Bluts“, Günther Pomplun, 59. Ansonsten gibt sich der gebürtige Pommer wortkarg. „Nur soviel: Wir tun hier einen sozialen Dienst.“

Als „Experten für die russische Wirklichkeit“ legten sich die deutschnationalen Träumer mit Alexander Schwarz, 39, einen Rechtsanwalt zu, der sich als „der einzige Jude aus Tschernjachowsk“ vorstellt. So heißt Insterburg heute.

Jeder weiß, daß Schwarz über exzellente Verbindungen in die russische Verwaltungsspitze hinauf verfügt. Regermanisierung von Kaliningrad? Berater Schwarz, dessen Vater Offizier in Stalins Armee war, glaubt da eher, „daß unsere Scheiße besser wärmt als jede fremde Daunendecke“.

In Kaliningrad

sorgen deutsche Rechtsextremisten, die diese russische Exklave am liebsten „regermanisieren“ würden, für Unruhe. In den Nordteil Ostpreußens um das frühere deutsche Königsberg sind bislang schon etwa 20 000 Rußlanddeutsche eingewandert, die aus Mittelasien vertrieben worden waren. Zentrum der gezielten Ansiedlung ist das einstige Gestüt Trakehnen, heute nur noch eine versteppte Viehzucht-Sowchose. Bis vor vier Jahren militärisches Sperrgebiet, kämpft die Region Kaliningrad, in der eine Million Menschen leben, derzeit mit schweren wirtschaftlichen Verwerfungen: Nach dem Zusammenbruch mehrerer Industriekombinate ist die Hälfte der Erwerbsfähigen arbeitslos.

FOTOS: O. IHLAU / DER SPIEGEL

hier unter der Flagge von Humanität den Haß“

Die neuen Ostlandritter schaffen aus Deutschland Traktoren und Lastwagen heran, Baumaterialien und Maschinen. Muniers GST hat ein paar Dutzend vandalisierte Bauernhäuser aufgekauft, in denen sich die Rußlanddeutschen einrichten. Was für den Ausbau fehlt – Fenster vor allem, Ziegel, sanitäre Installationen – importiert die GST. Und auf dem Vorwerk des einstigen Gestüts, wo bei Kriegsende das Dorf Amtshagen niederbrannte, entsteht eine deutsche Siedlung mit 50 Häusern. Drei stehen im Rohbau, die Fundamente für eine deutsche Grundschule sind gelegt.

„Die Schul brauche mer hier, mer möcht endlich a normales Lebe habbe“, sagt Andrej Kaer, 39, im atavistischen Dialekt seiner Ahnen, die auf Einladung der Zarin Katharina der Großen vor über 200 Jahren aus dem Rheinhessischen zum großen Treck gen Osten aufgebrochen waren. Die Nachgeborenen erlitten unter Stalin die Zwangsumsiedlung in den Süden Kasachstans. Von dort treibt der aufflammende Nationalismus Russen wie Deutsche jetzt wieder nach Westen.

„Wer’s nett uff Deitschland bringt, der kummt do her“, begründet Kaer seinen Weg nach Ostpreußen. Auf der Sowchose, marode wie sämtliche Staatsbetriebe der Region, zahlen sie dem Viehzucht-Brigadier 24 000 Rubel im Monat, nicht einmal die Hälfte des gesetzlichen Mindestlohns. Als Melkerin verdient Kaers Frau 60 000 Rubel hinzu.

Das meiste aber bringt der älteste Sohn in die Familienkasse ein, der bei Muniers GST als Schlosser 79 000 Rubel bekommt, umgerechnet gerade 22 Mark. Immerhin können sich die Kaers mit einer Kuh, zwei Schweinen und einem großen Gemüsegarten nahezu als Selbstversorger durchschlagen.

Wer kann es den Rußlanddeutschen bei derart kärglichen Lebensverhältnissen verdenken, daß sie dankbar nehmen, was ihnen aus ihrer Urheimat angedient wird? Wer die Hintermänner, was die Absichten ihrer Wohltäter sind, wissen sie in der Regel nicht.

„Mer habbe nur gehärt, daß reiche Deitsche uns helfe wolle“, sagt Kaers Schwager Karl Strom, 40, der darauf brennt, weiter nach Deutschland zu trecken. Im Ruhrgebiet warten seine Brüder.

Zwar zahlt Muniers Siedlungsgesellschaft dem quicken Maurer in Trakehnen 150 000 Rubel, doch das reicht ihm nicht, „um hier sitze zu bleibe“. Sind die Ausreisepapiere endlich da, „dann fahrn mer fort“, lacht Karl Strom. Die hohen Arbeitslosenzahlen im Land seiner Sehnsüchte schrecken ihn nicht. Voll prallen Selbstvertrauens streckt er seine kräftigen Hände vor: „Dafür find’ ich immer Schwarzarbeit.“

Der bedächtigere Schwager Andrej Kaer indes wird wohl nicht mit von der Partie sein. Er traut sich den ganz neuen Start schon sprachlich nicht mehr zu. Gerade hat er einen Monat bei Verwandten in Hamburg verbracht und sich in der fremden, nervigen Welt recht elend gefühlt. Für die Heimfahrt haben sie ihm einen japanischen Gebrauchtwagen geschenkt. Jetzt verlangt der russische Zoll dafür 800 Mark. Auch die werden wohl die Hamburger noch nachschießen müssen.

Wenn die Hilfstransporte mit Nachschub aus Deutschland in Trakehnen eintreffen, bedienen sich zunächst einmal die Rußlanddeutschen. „Die kriegen einfach zuviel“, kreischt die aus dem Kaukasus vertriebene Russin Lidija Deswakowa und wuchtet vor den Kuhstallungen der Sowchose wütend eine Forke tief in das nasse Heu. Die Lehrerin Stallner empfindet die aufbrechenden Neidgefühle der ortsansässigen Russen „als durchaus irritierend“.

Für den gebürtigen Königsberger Siegfried Jodeit aber ist das ethnische Kalkül solcher Hilfspolitik geradezu ein Verbrechen an der Hoffnung auf deutsch-russische Kooperation im Sinne einer europäischen Perspektive Kaliningrads: „Diese Neonazis säen hier unter der Flagge von Humanität den Haß“, zürnt Jodeit, 62, Mitinhaber eines Hotels und eines Bäckereibetriebs in Königsbergs früherem Vorort Ponarth.

„Da werden große Blasen geschlagen“, spöttelt Trakehnens wichtigster

ULLSTEIN

Weide des ostpreußischen Hauptgestüts Trakehnen (1934)

Werbeseite

Werbeseite

O. IHLAU / DER SPIEGEL

Deutsches Siedlungsprojekt in Trakehnen: „Wir tun hier einen sozialen Dienst“

Mann Nikolai Grischitschkin, Herr über 2000 Rinder und 360 Beschäftigte. Die Sowchose ist nun eigentlich eine genossenschaftlich organisierte Aktiengesellschaft, doch an den alten Machtverhältnissen hat das wenig geändert. Nur die Geschäfte gehen schlechter – wie überall in der Selbständigen Verwaltungseinheit Kaliningrad.

Der aus dem Kaukasus-Vorland stammende Kosake Grischitschkin, 47, hockt mit schwerer Pelzmütze auf dem Schädel in seinem kalten Büro und hadert über die Zeitläufte. „Wir blicken ständig zurück, und keiner weiß, was zu tun ist“, räsoniert der Sowchosen-Chef, dessen Frau und Tochter ebenfalls die Deutschkurse auf Trakehnen besuchen.

Angst vor einem germanischen Revisionismus? Nein, die habe er bestimmt nicht, grient der bärbeißige Kosake. Daß die GST aber ihm mit attraktiveren Löhnen die besten Leute abspenstig mache, sei weniger schön. „Munier hat seine eigenen Ziele, wir haben die unsrigen“, sagt Grischitschkin pampig, „die Zeit wird alles ordnen.“

Nur: Derzeit herrscht Unruhe im Gebiet Kaliningrad, mit emotionalen Aufwallungen, die an die Ungewißheit nach der Wiedervereinigung der Deutschen erinnern. Damals ging in der von Polen und Litauen umklammerten Russen-Exklave das Gerücht um, bald werde Moskau den Deutschen auch das frühere Königsberg verscherbeln. Und selbst Rußlands Chauvinist Wladimir Schirinowski war ja noch vor einem Jahr bereit, Kaliningrad auf dem Altar einer deutsch-russischen Allianz dem neuen Großdeutschland zu opfern.

Das will er nun nicht mehr, weil seine Liberaldemokraten bei den letzten Wahlen in Kaliningrad die meisten Stimmen einfuhren. Die hatten sie vor allem von den 180 000 Veteranen eingeheimst, die nach dem Verlust ihrer sowjetischen Privilegien die politische Front wechselten.

Seine Vorliebe für deutsche Gesinnungsfreunde kündigte der Irrwisch Schirinowski gleichwohl nicht auf. Zu seinen Favoriten gehört neuerdings, neben DVU-Chef Gerhard Frey, eine der schillerndsten Figuren im Rechtspanoptikum: Manfred Roeder.

Der Heppenheimer Ex-Anwalt und Auschwitz-Leugner, 1982 als Rädelsführer von Anschlägen auf Ausländerwohnheime zu 13 Jahren Haft verurteilt, ist nicht weit von Trakehnen in Gawrilovo (Gaweiten) zum „Arbeitseinsatz im alten Preußenland“ aufgekreuzt.

Auch hier werden die Rußlanddeutschen gezielt angesiedelt. Roeder, 66, drapiert seine Germanisierungsambitionen geschickt als „Deutsch-Russisches Gemeinschaftswerk“. Nord-Ostpreußen könne zur Wiege einer neuen historischen Allianz und Gegenstück zum Maastricht-Europa werden, „das dem deutschen Volk den letzten Rest an Selbstbestimmung nehmen soll“.

Rechtsaktivist Munier

Kein Wunder, daß bei derart abstrusen Verquickungen ein diffuses Bild entsteht von deutscher Volkstumspolitik und ihren heimlichen russischen Protektoren. Wütend ziehen Altkommunisten und Kriegsveteranen, die Anfang April den 50. Jahrestag der Kapitulation von Hitlers Königsberger „Festungskommandant“ General Otto Lasch feierten, gegen die „schleichende Germanisierung“ zu Felde. Sie fordern, daß auch die Ruine des Doms endlich abgerissen wird, dessen Türme soeben mit deutscher Hilfe neu eingedeckt wurden.

Vor Roeder und Konsorten, „Christen mit Brandstifterplänen“, warnte jetzt auch die *Kaliningradskaja prawda*. Zwar unterhält das offizielle Bonn „korrekte Beziehungen“ zum ehemals deutschen Gebiet, schrieb das Blatt. Aber die Administration müsse schnell zwischen wahren und falschen Freunden aus Deutschland unterscheiden, „sonst wird unsere Lage gefährlich“.

Da wird das Germanisierungs-Gespenst zum Popanz, denn natürlich hat der Chef der Gebietsverwaltung, Jurij Matotschkin, 64, jederzeit die administrativen Hebel, unliebsame Entwicklungen zu stoppen und unerwünschten Besuchern das Visum zu verweigern. Zudem, so räumt auch die Lehrerin Heidrun Stallner ein, ist Ostpreußen für das Gros der Rußlanddeutschen ohnehin „bloß eine Durchgangsstation“.

Den Rentner Wladimir Solowanow, der 30 Jahre in Trakehnen schaffte und nur noch einen Zahnstummel vorzuweisen hat, kümmern solche Sorgen jedenfalls nicht. „Die Deutschen im Dorf sind normale Leute, Mensch bleibt Mensch“, findet der Alte. Mit drei Parteien teilt sich Solowanow, 69, ein Haus. Es liegt gleich neben dem heruntergekommenen Hauptstall der einstigen Trakehner Deckhengste.

Mit der Zucht von Pferden hatte die Sowchose nie etwas im Sinn. Auch die Rußlanddeutschen wagten sich nicht daran. Jetzt starteten zwei agile Russen einen Versuch zur Wiederbegründung des Gestüts. Konstantin und Swetlana Morosow, Absolventen der Moskauer Landwirtschaftlichen Akademie, haben 50 Hektar Wiese gepachtet und aus Rostow am Don einen Hengst und fünf Stuten geholt, Enkel der von Russen erbeuteten Trakehner. „Es ist verdammt schwer“, lautet die nüchterne Zwischenbilanz der Morosows. Die Ersparnisse sind aufgebraucht, im Stall steht bislang nur ein Fohlen zum Verkauf. Von der Politik halten sich die Jungzüchter fern, und die Rußlanddeutschen stören sie nicht.

„Von denen sollen ruhig mehr kommen, damit wir alle besser leben können“, sagt Konstantin Morosow, „denn allein schaffen wir das hier nicht.“

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Post

Straße statt Schiene

Die Deutsche Post AG sorgt für zusätzlichen Lkw-Verkehr auf den Straßen. Mit dem Ausbau von 41 Zentren für den „Kombinierten Ladungsverkehr“ von Brummi und Zug werden derzeit nur noch 30 Prozent der jährlich 680 Millionen Sendungen per Zug transportiert – bislang waren es mehr als doppelt so viele. Bis Ende Mai fallen allein im Raum Karlsruhe wöchentlich über 170 Postzüge weg. Nach einem Vertrag zwischen Post und Bahn sollen längerfristig wieder 70 Prozent der Güter als „schienengebundenes Frachtaufkommen“ befördert werden. In dem neuen Postverteilungszentrum im baden-württembergischen Lahr ist das kaum möglich: Das Gelände hat keinen Gleisanschluß.

K. HAMANN / DIAGONAL

Posttransport auf der Straße

Beamte

Effizient beleidigt

Wer bei der Privatisierung des Öffentlichen Dienstes von bisherigen Staatsdienern höhere Effizienz fordert, beleidigt damit womöglich die Beamtenschaft: Die Offenbacher Staatsanwaltschaft will jetzt gegen den Chef der Deutschen Flugsicherung GmbH (DFS), Dieter Kaden, Anklage wegen „Verächtlichmachung des Öffentlichen Dienstes“ erheben. Kadens Vergehen: Als die staatliche Bundesanstalt für Flugsicherung 1993 in die privatwirtschaftliche DFS umgewandelt worden war, hatte er von seinen Untergebenen ein Ende der Beamtenmentalität gefordert: Die alte Regel „mitzeichnen lassen“ gelte nicht länger; die habe dafür gestanden, daß „andere die Verantwortung tragen, wenn etwas schiefläuft“.

Schule

Lehre in der Klasse

In Rheinland-Pfalz sollen Jugendliche künftig während ihrer Schulzeit einen Beruf erlernen können. Die sozialliberale Landesregierung will im kommenden Jahr mit einem Modellversuch das sogenannte Realgymnasium erproben. Die neue Schulform wird 13 Jahre umfassen – wie das normale Gymnasium auch. Von der 10. bis zur 12. Klasse sollen die Modellschüler allerdings eine Lehre machen, in der 13. Klasse können sie die Fachhochschulreife erreichen. Die Landesregierung will damit die Gymnasien entlasten und die berufliche Bildung aufwerten. Schmankerl für die Absolventen: Wenn sie an einer Fachhochschule studieren, müssen sie im Gegensatz zu den Abiturienten kein zusätzliches Praktikum ableisten.

ZB / DPA

Lehrlingsausbildung in der Chemieindustrie

Beratungsstellen

Lesben in der Klemme

Der Frankfurter „Lesben Informations- und Beratungsstelle“, einem von der rot-grünen Stadtregierung mit über 100 000 Mark jährlich unterstützten Verein, droht der Entzug der öffentlichen Fördermittel. Um Portokosten abzuwälzen, hatte der Verein sein Jahresprogramm zusammen mit den Versandkatalogen eines Frauenbuchhandels und eines Sex-Shops mit dem Namen „Lady's Finest“ verschickt. Vor allem das Angebot der „Sexspielzeuge“ (Katalogtext) für Frauen, darunter „Vibratorinnen“ oder eine Gerätschaft namens „Alligator – Brustklemmen mit Kette“, führte dazu, daß die Stadt jetzt die Gemeinnützigkeit der Einrichtung überprüft. Die Informations- und Beratungsstelle wird bislang von rund 150 Frauen im Monat besucht.

Bayern

Goppel unter Beschuß

Bayerns Umweltminister Thomas Goppel, 47, wird von seinen eigenen Mitarbeitern heftig kritisiert. Im Hause des CSU-Politikers kursieren anonyme Schreiben an den Personalrat mit dem Vorwurf, der Minister sehe sein Hauptanliegen nicht in der Ökologie, sondern in der „ungehemmten Entwicklung des Wirtschaftsstandorts Bayern, den es von überflüssigen wie lästigen Fesseln des Umweltschutzes zu befreien“ gelte. Eine von Goppel verordnete Strukturreform im Ministerium habe nur dazu geführt, so die hausinterne Kritik, daß „allzu produktive Abteilungen spürbar gedeckelt werden können“; der Personalrat dürfe nicht länger zusehen, wie „das Amt und seine Aufgaben totorganisiert werden“. Unter Beschuß steht Goppel inzwischen auch wegen seiner Vorliebe für den Bayerischen Landesjagdverband und dessen Biotop-Projekt „Naturerbe Bayerische Landschaft“. Das Vorhaben wird vom Ministerium in diesem Jahr ganz unbürokratisch, ohne Zuschußantrag und Projektbeschreibung, mit 350 000 Mark gefördert. Ausgerechnet in Goppels Stimmkreis Landsberg-Fürstenfeldbruck wurde das Projekt gestartet. Die Maßnahmen zur Bewahrung eines Feuchtgebietes erwiesen sich jedoch inzwischen als äußerst zweifelhaft: Das Biotop wurde ausgebaggert, nur ein einziger Baum ziert noch das Gelände – der dient nun als Jäger-Hochsitz.

BOSTELMANN / ARGUM

Goppel

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

H. V. HEYDENABER

Teebelastung durch Pestizideinsatz: „Ein gewaltiges Hauen und Stechen“

Lebensmittel

First Flush

Pestizidfunde in Bio-Tees sorgen für Zank unter Teehändlern – auch die Tester sind im Gerede.

In der Eigenwerbung geben sich die alternativen Teehandelsfirmen sanft und philosophisch.

„Orte der Offenheit“ und ein „Stück Utopie“ verheißt die Berliner Teekampagne. Ein „Gleichgewicht der Natur“ in den „ökologisch bewirtschafteten Teegärten“ verspricht der Teeversand Nur Natur. Und der niedersächsische Teevermarkter Lebensbaum preist den „Schwarztee aus partnerschaftlicher Zusammenarbeit“ an.

Tatsächlich bekriegen sich die Teehändler derzeit jedoch gegenseitig. „Ein gewaltiges Hauen und Stechen“ beobachtet Conrad Bölicke-Steffens, Geschäftsführer der Berliner Teekampagne in der Branche. Gestritten wird um fette Gewinne: Aufschläge von „bis zu 80 Prozent“ (Bölicke-Steffens) auf den Einkaufspreis machen die 237 Gramm Tee, die jeder Bundesbürger jährlich aufbrüht, zum goldenen Regen.

Insbesondere die Anbieter sogenannter Bio-Tees oder auch „rückstandskontrollierter“ Ware verunsichern massiv die Verbraucher: In den angeblich ökoreinen Teeblättchen spüren Lebensmittelkontrolleure immer mal unerwünschte Zusätze auf, die im Etikett unerwähnt bleiben. „Wir wissen gar nicht mehr, was wir glauben sollen“, urteilt Elvira Hartmeier von der Bonner Verbraucherinitiative.

So hatte beispielsweise das Frankfurter Magazin *Öko-Test* Anfang April in einigen Bio-Tees „giftige Blätter“ geortet. In einer der besten Teesorten der Welt, dem als besonders gesundheitsfördernd angesehenen grünen Tee aus der indischen Bergregion Darjeeling, entdeckten die Prüfer eine um das Sechsfache erhöhte Belastung mit dem Supergift PCP (Pentachlorphenol), als in Deutschland erlaubt. Das Zeug wird zur Schimmelbekämpfung in den Transportkisten eingesetzt.

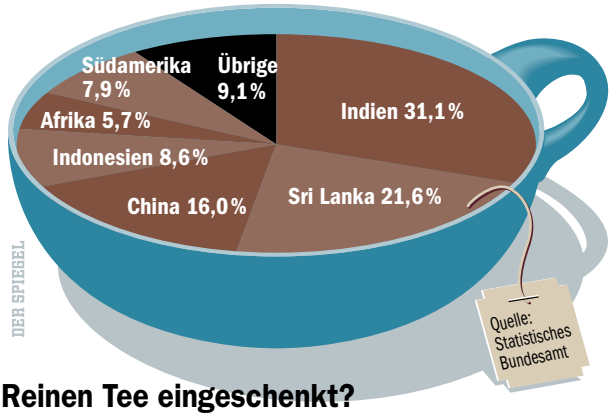
Eine firmeneigene Probe des Tees brachte ebenfalls leicht erhöhte Werte des Pilzkillers PCP. Überdies fanden sich bei anderen Labortests in den braunen Blättern allerlei Schädlingsbekämpfer, etwa die Mittel Ethion, Dicofol und Quinalphos.

Betroffene Firmen wie Nur Natur im bayerischen Königsdorf reagierten rasch, sie gaben eigene Laboruntersuchungen in Auftrag. Doch bei einer Kontrollprobe mit schwarzem Darjeeling-Tee fanden, im Gegensatz zu dem von *Öko-Test* zitierten Labor, die neuerlichen Prüfer keine unstatthaft hohen Pestizidbeigaben.

Nur Natur setzte vergangene Woche eine Gegendarstellung bei *Öko-Test* durch. „Völlig rätselhaft“, urteilt hingegen ein Sprecher der Testzeitschrift.

P. CRIE / SAGA

Teebelastung durch Transport: „Völlig rätselhaft“



Reinen Tee eingeschenkt?

Deutschland importiert jährlich 29 509 Tonnen schwarzen Tee; nach Herkunftsgebieten in Prozent (1993)

Vielleicht nicht ganz. Nach einer Beschwerde der Darmstädter Arbeitsgemeinschaft ökologischer Landbau (Agöl) beim Deutschen Presserat haben die Öko-Tester womöglich „ihre Pflicht zur journalistischen Neutralität verletzt“. Das „prestigeträchtige“ Testmagazin, argwöhnen die Öko-Landbauern, könne sich bei seiner Teekritik „auf die Seite einer Firma geschlagen“ haben. Die Agöl-Kritiker nehmen Anstoß daran, daß einem von der Berliner Teekampagne (mit einer Auflage von 200 000 Stück) bundesweit versandten „Journal ’94“ kürzlich ein Werbezettel von *Öko-Test* beilag: „Seit zehn Jahren testen wir für Sie, testen Sie jetzt uns.“

Tatsächlich waren die Produkte des Berliner Unternehmens in der Öko-Postille besonders gut weggekommen. Als „empfehlenswert“ wurden beispielsweise zwei Teekampagnen-Produkte der Darjeeling-Plantagen Pandam, Rungmuk und Makaibari bezeichnet, die sich derzeit in der Umstellung auf geringeren Pestizideinsatz befinden.

Verschwiegen wurde indes, daß der Großteil der jährlich 420 Tonnen Teekampagnen-Ware, die laut Firmenwer-

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

bung „nach dreifachen Kontrollen“ mit einem eigenen „Rückstandssiegel“ versehen wird, aus herkömmlichen Pflanzungen stammt: ohne Bio-Anbau.

„Wir kaufen unseren Tee auf den großen Auktionen in Kalkutta“, bestätigt Teekampagnen-Sprecher Bölicke-Steffens, „schließlich sind wir ein marktorientiertes Unternehmen.“ Gegründet als „Projektwerkstatt“, die sich angeblich für unterbezahlte indische Lohnpflücker einsetzt, mischt der Alternativversand seit 1985 den bundesdeutschen Teemarkt auf.

Bereits drei Jahre nach der Gründung untersagte das Landgericht Hannover dem Unternehmen jedoch seine gefühlsorientierte Werbung, die unlauter an die „Mildtätigkeit der Kunden“ appelliere. Nicht mal das in Öko-Kreisen begehrte Gütesiegel „Transfair“ haben die Berliner.

Eine im Firmenprospekt ausgewiesene Förderung (rund 160 000 Mark) für ein „Dorfentwicklungsprojekt“ ist ebenfalls umstritten. „Daß die immer noch mit uns werben, ist verwunderlich“, sagt ein Sprecher der Berliner Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt, die das Entwicklungsprojekt in Kerala betreut: „Mit der Teekampagne arbeiten wir seit Jahren nicht mehr zusammen.“ Und über ein seit 1993 betriebenes Baumpflanzprojekt „serve“, das mit angeblich 267 000 Mark von der Teekampagne unterstützt wurde, berichtet ein Mitarbeiter des Tea Boards of India in Kalkutta: „Nach einer großen Fanfare wurde alles mangels Mitteln eingestellt.“ Bei der Teekampagne weiß man davon nichts.

Daheim in Berlin mangelt es offenbar nicht an Geld. Demnächst wird die Teekampagne ein neugebautes Geschäftshaus im brandenburgischen Potsdam beziehen; mit einem jährlichen Umsatz von über 15 Millionen Mark gilt das Unternehmen als Marktführer für den Darjeeling-Versand. Etwa zwei Dutzend Nachahmer werben inzwischen mit einem ähnlich grünen Marketing – heftig befehdet vom Original.

Anfang Mai kommt aus den Teeplantagen im indischen Hochland der begehrte „first flush“ aus der Ernte der feinsten Teespitzen auf den Markt. Tatsächlich wird jedoch weltweit viermal soviel Darjeeling-Tee angeboten, wie überhaupt angebaut werden kann.

Angesichts solchen Etikettenschwindels und des erbitterten Streits unter den Tee-Ökos empfiehlt Gisela Panzer vom Hamburger Verband des Tee-Einfuhr- und Fachgroßhandels „einen kühlen Kopf und eine Tasse guten Tee“. Mit kochendem Wasser aufgegossen, seien die Tees „als gesundheitlich vollkommen unbedenklich“ einzustufen – das macht schon der Verdünnungseffekt.

Kommunen

Gruppen und Cliquen

In Brandenburg wollen unzufriedene Wähler ihre Bürgermeister loswerden, per Volksentscheid.

Provozierend leuchtet das Klinkergelb der Villa inmitten der grauen und verwahrlosten Nachbargebäude. Tagsüber stören Handwerker, die das dreistöckige Gebäude sanieren, die Stille der Straße im Herzen der brandenburgischen Kleinstadt Eberswalde.

Im Vorgarten hat sich, auf einem Schild, der neue Eigentümer verewigt: „Bauherr: Dr. Hans Mai und Familie“.

Der zur Schau gestellte Besitzerstolz gefällt bei weitem nicht allen Bürgern der brandenburgischen Kleinstadt Eberswalde, 40 Kilometer nordöstlich der Hauptstadt Berlin. 5300 Einwohner wollen den Mann gern loswerden – Hans Mai, 50, ist ihr Bürgermeister. Rund zehn Prozent der Eberswalder haben einen Antrag auf die Abwahl Mais unterschrieben und damit einen Bürgerentscheid durchgesetzt.

Die Eberswalder sind unzufrieden mit der ganzen politischen Richtung seit der Wende: Der Wohlstand kommt bei den meisten nicht voran, Miete und Steuern verzehren, anders als in DDR-Zeiten, einen großen Anteil des Einkommens. Und verbittert registrieren viele Eberswalder, daß vor allem eine kleine Minderheit von der Einheit profitiert.

Der Sozialdemokrat Hans Mai, seit 1990 im Amt, ist nur der Sündenbock, an dem die Unzufriedenen ihren Frust und ihren Neid abreagieren – egal, ob er es verdient hat oder nicht.

Der mühselige Aufstieg seit der Wende hat nach dem Eberswalder Beispiel inzwischen auch anderswo in Brandenburg das Volk zu Übungen in Basisdemokratie ermuntert, in insgesamt fünf Kommunen wollen die Bewohner ihren Bürgermeister loswerden. Das Kommunalwahlgesetz des Landes macht’s möglich: Danach können zehn Prozent der Wahlberechtigten einen Bürgerentscheid erzwingen. Votiert bei diesem Entscheid ein Viertel aller Stimmberechtigten gegen den amtierenden Bürgermeister, muß er abtreten.

Mai-Villa: Seit der Wende mehr zusammengerafft als die Vorgänger in 40 Jahren?

In der Stadt Brandenburg betreibt eine Bürgerinitiative die Abwahl des Stadtoberhauptes Helmut Schliesing (SPD) wegen angeblicher Vetternwirtschaft und Unfähigkeit. Die Kritiker werfen Schliesing vor, er habe Investoren vergrault und zugleich Freunden Fördermittel in Millionenhöhe zur Sanierung ihrer Häuser zugeschanzt.

In der Gemeinde Hennigsdorf vor den Toren von Berlin will eine Bürgerinitiative den Bürgermeister Andreas Schulz (SPD) loswerden. Ihr Vorwurf: Obwohl das Rathaus für eine halbe Million Mark saniert worden sei, habe Schulz sich in einem teuren Glaspalast eingemietet.

In Eberswalde kursieren über den Amtsinhaber Mai grobe Unterstellungen und böse Gerüchte. „Der Mai“, ereifert sich Klaus Musahl, ein Mitbegründer der Abwahlinitiative, „raffte seit der Wende mehr zusammen als seine Vorgänger in 40 Jahren.“ Instrumentenschleifer Musahl hingegen hat „mal gerade überlebt“ in einem Kellerladen, wo er Pistolen, Bierkrüge und Gabeln verkauft.

FOTOS: A. PACZENSKY / ZENIT

Bürgermeister Mai: Volkszorn entfacht

Autohändler Klaus-Jürgen Meißner nennt den Bürgermeister einen „Lügner und Betrüger“, der „sich nicht um alle Leute kümmert, sondern nur um seine eigenen Interessen“.

Nachweisen können die Kritiker dem SPD-Mann konkret nichts. Und für den Eklat, der die Bürgerinitiative gegen Mai hervorgerufen hat, ist der Bürgermeister nicht allein verantwortlich: Seit Dezember vergangenen Jahres zanken die Stadtverordneten um die Abwasserpreise. Eine Verdoppelung der Gebühren wurde nach heftigen Protesten zurückgenommen.

„Das Gerücht war schon zu DDR-Zeiten soziale Wirklichkeit“, erklärt der Soziologe Sighard Neckel die Lage in Eberswalde. Neckel verfolgt, zusammen mit Kollegen von der Freien Universität Berlin, seit vier Jahren die Entwicklung in der Ost-Kommune.

Für die Forscher ist der 50 000-Seelen-Ort mit seinem Klima der Verdächtigungen typisch für viele Gemeinden in den neuen Ländern. Über Jahrzehnte habe sich, sagt Neckel, eine eigentümliche „Depression“ aufgestaut.

Während der letzten Kriegstage zerbombten Deutsche das Industrierevier im Finowtal. Danach mauerten sich zeitweise bis zu 30 000 sowjetische Soldaten in den Resten der Stadt ein.

Anfang der siebziger Jahre zogen Tausende Arbeiter aus der ganzen DDR in das neue Plattenbau-Viertel „Max Reimann“. Sie verarbeiteten im Fleisch-

kombinat 200 000 Schweine pro Jahr, werkelten im VEB Kranbau, schufteten im Walzwerk oder bauten am nahe gelegenen Bonzenviertel Wandlitz mit.

Heimisch wurden die wenigsten Zugezogenen in der Stadt, die sich wie ein grauer Bandwurm neun Kilometer durch märkischen Sand zieht.

Die Aufbruch-Euphorie der Wende, erzählt der evangelische Pfarrer Stephan Bickhardt, 35, sei kurz gewesen. Jetzt zerfalle die Stadt „in Gruppen und Cliquen, die gegeneinander intrigieren und sich hart bekämpfen“. Bickhardt, in den achtziger Jahren in Berlin ein engagierter Bürgerrechtler, will Eberswalde nun nach vier Jahren wieder verlassen.

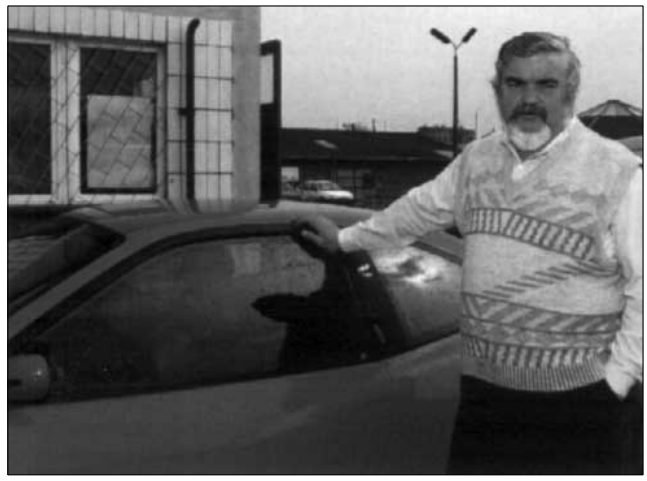
Die Kirche, früher ein Zentrum des Dialogs, spielt kaum noch eine Rolle. Vereinsleben jenseits des neuen Rotary-Clubs, in dem sich Aufsteiger aus Politik und Wirtschaft treffen, gibt es nicht.

Auch die Gewerkschaften, klagt der lokale IG-Metall-Chef Karl-Heinz Lenßen, „fangen den weit verbreiteten Frust nicht auf“. Drei Jahre habe der DGB „paralysiert in einer Baracke“ dem Wachstum der Arbeitslosigkeit auf rund 18 Prozent zugeschaut.

Die Parteien haben in Eberswalde nichts gerissen. Die sechs Abgeordneten der CDU im Stadtparlament verließen schon kurz nach der Wahl 1990 die Partei und gründeten eine „Bürgerfraktion“, die seither in Opposition zu den regierenden Sozialdemokraten erstarrt ist. Derweil ist die SPD nicht einmal in der Lage, den Stadtvorstand zu besetzen.

Die „Wendekoalition aus Protestanten und Freikirchlern“ (Nekkel) ist restlos zerschlissen. Ihr Chef, der Geographie- und Sportlehrer Mai, der seit 27 Jahren in Eberswalde zu Hause ist, besetzte Schlüsselposten im Rathaus vornehmlich mit ehemaligen Schülern und Westlern. Mai und die Seinen, sagt Bickhardt, seien „Fremdlinge in der eigenen Stadt“ geblieben.

Der Bürgermeister beging zudem einen gravierenden taktischen Fehler: Er grenzte auch jene Mitglieder der Lokalelite politisch aus, die nicht als SED-Bonzen belastet waren – Betriebsdirektoren, Techniker sowie die Bürgerrechtler. Kein Wunder, daß die PDS der stabilste Faktor in Eberswalde ist, die SED-Nachfolgepartei verfügt über 450 Mitglieder.



FOTOS: A. PACZENSKY / ZENIT

Mai-Kritiker Meißner: 28 Angestellte im Autohaus

Einer der schärfsten Mai-Kritiker ist Klaus-Jürgen Meißner, 53. Der frühere Betriebsdirektor in der volkseigenen Gebäudewirtschaft dirigiert mittlerweile 28 Angestellte in seinem Autohaus – und sitzt im Landesvorstand der brandenburgischen PDS.

Acht Wochen haben die Mai-Gegner Zeit, den Bürgerentscheid durchzuziehen. Spricht ein Viertel aller Wahlberechtigten dem Bürgermeister das Mißtrauen aus, gibt es Neuwahlen. Gute Chancen, Mai zu beerben, rechnet sich die PDS aus.

Statt nun Schadensbegrenzung zu betreiben, fachte Mai den Volkszorn durch Ausfälle noch an. In einer öffentlichen Erklärung nannte er ausgerechnet die Eberswalder, die Neuwahlen fordern, ein „Bündnis der Gescheiterten“.

Mai-Kritiker Musahl: „Mal gerade überlebt“

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Extremisten

Wutbombe von Weinheim

Die mit den Jahren betulich gewordene NPD radikalisiert sich wieder, immer schärfer hetzen ihre Funktionäre gegen Juden und Ausländer. Neuerdings lockt die älteste rechtsextreme Partei in der Bundesrepublik auch junge Neonazis aus mittlerweile verbotenen Rechts-Organisationen wie der FAP.

T. RAUPACH / ARGUS

Neonazi-Aufmarsch (1993 in Fulda): „BRD heißt das System, morgen wird es untergehen"

Zu Anfang bemüht sich Günter Deckert bei öffentlichen Auftritten stets um ein harmloses Image als Patriot „mit sozialem Einschlag". Da nennt der Vorsitzende der rechtsextremen Nationaldemokratischen Partei Deutschlands (NPD) als Vorbilder unverfängliche Persönlichkeiten der deutschen Geschichte wie den SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher oder den Reichskanzler Otto von Bismarck.

Meist dauert es jedoch nur wenige Minuten, bis unter Deckerts dünner Fassade jener geifernde Haß hervorbricht, den seine Gefolgsleute an ihm so schätzen. Dann wütet er gegen „die rotgrüne Brut der Antideutschen" und den „Judenführer Bubis".

Mit Haßtiraden gegen „Nationalverräter" und „Parasiten" brüllt Deckert in Mikrofone, was die meisten NPD-Mitglieder bislang allenfalls leise ins Bier lallten.

Unter ihrem Chef Deckert, 55, hat sich die älteste deutsche Rechtspartei im Nachkriegsdeutschland von einem betulich gewordenen Stammtischverein zu einer militanten Politsekte gewandelt. Der Ton wird immer schärfer, die braune Truppe gefährlicher, denn Hetzer Deckert lockt inzwischen auch zunehmend Jungrechte, denen die NPD einst viel zu verschlafen war. Deckerts Devise: „Es darf nie langweilig werden."

Seit das Bundesinnenministerium die aggressivsten der meist kleinen Neonazi-Gruppierungen verboten hat, will Deckert die vagabundierenden Reste einsammeln. Neben den zerfallenden Republikanern ist die NPD die derzeit bedeutendste Partei der ultrarechten Szene, zu der nach Schätzungen des Verfassungsschutzes insgesamt rund 41 500 Rechtsextremisten zählen. Etwa 4500 Mitglieder hat die NPD derzeit. Zu ihren besten Zeiten, Ende der sechziger Jahre, waren es 28 000.

Je radikaler die Partei sich geriert, desto intensiver kümmern sich Staatsanwälte um die Führungsspitze. Seit Freitag vergangener Woche verhandelt das Landgericht Karlsruhe wegen Volksverhetzung und Aufstachelung zum Rassenhaß gegen Deckert.

Es ist der dritte Anlauf in einem langwierigen Verfahren. Zuletzt hatte das Landgericht Mannheim Deckert im Juni 1994 zur milden Strafe von einem Jahr auf Bewährung verurteilt. In der Begründung hatte der Richter Rainer Orlet den Rechten als „charakterstarke Persönlichkeit" gerühmt. Das hochumstrittene Urteil hob der Bundesgerichtshof auf, weshalb jetzt neu verhandelt wird.

Selbst wenn Deckert dabei noch einmal auf Bewährung verurteilt werden sollte, dürfte ihm die Haft kaum erspart bleiben. Allein beim Amtsgericht Weinheim sind fünf weitere Verfahren gegen den NPD-Boß anhängig, die meisten wegen Beleidigung; in Stuttgart und Frankfurt wollen ihn Ermittler wegen Volksverhetzung vor Gericht stellen.

Andere NPD-Kameraden machen ebenfalls zunehmend Bekanntschaft mit der Justiz. Vor dem Landgericht

Werbeseite

Werbeseite

Schwerin ist der schleswig-holsteinische NPD-Landesvize Heinrich Förster, 68, wegen versuchten Mordes angeklagt worden. Die Staatsanwaltschaft forderte fünf Jahre Haft, sie wirft dem NPD-Funktionär vor, den Überfall auf ein Asylbewerberheim im mecklenburgischen Bahlen im Juli 1992 mitorganisiert zu haben.

Förster wird von dem früheren NPD-Kreischef von Hagenow, Rüdiger Klasen, 27, schwer belastet. Klasen, mittlerweile zu dreieinhalb Jahren Haft verurteilt, beschuldigt ihn, Jugendliche zu dem Überfall auf das Asylheim angestiftet zu haben.

Für Terror wie in Bahlen bereitet die NPD-Propaganda ideologisch den Boden. Die Parteizeitung *Deutsche Stimme* (Schlagzeile: „Das System hat keine Fehler! Das System ist der Fehler!") schürt den Fremdenhaß mit Parolen wie „multikulturell = multikriminell", hetzt im NS-Jargon gegen „rassefremde Führer" und bietet zur Schulung der Kameraden einschlägigen Lesestoff an: Hitlers „Mein Kampf".

Derart radikale Angebote und Auftritte qualifizieren die NPD als Sammelbecken für jene Jungrechten, deren Organisationen verboten wurden.

In Augsburg und im sächsischen Radebeul etwa traten schon Mitglieder der verbotenen Nationalen Offensive (NO) der NPD bei, der Ex-NO-Mann Wolfgang Teufel brachte es in Augsburg zum Kreisvize der Deckert-Partei.

Friedhelm Busse, 66, Ex-Vorsitzender der seit Ende Februar verbotenen Neonazi-Truppe „Freiheitliche Deutsche Arbeiterpartei" (FAP), empfiehlt Kameraden, Unterschlupf bei der NPD zu suchen. Er rät seinen rund 430 Kadern, dort „auch Funktionen zu übernehmen, etwa als Kreisvorsitzende".

Unter dem Pseudonym „Zeus" verbreitet NPD-Chef Deckert in Computer-Mailboxen der Neonazi-Szene einen Appell, mit dem er „einfache Mitglieder" verbotener rechtsextremer Organisationen aufruft, seiner Partei beizutreten. Doch gerät die NPD selbst in Gefahr, verboten zu werden. Wolfgang Pfaff, Verfassungsschutzchef in Brandenburg, hält ein Verbot der NPD für „unausweichlich", sollte sich die Partei als „Auffangbecken für die verbotene FAP" erweisen.

Noch residiert Parteichef Deckert ebenso offen wie ärmlich in einem Quartier in der Stuttgarter Rötestraße. Die Jalousien sind meist heruntergelassen, künstliches Licht fällt auf vergilbte Wände, braune Türen und Regale mit Hunderten von Aktenordnern. Landkarten vom Großdeutschen Reich und Fotos alter Kämpfer der Partei künden von verlorenen Schlachten.

Geld ist knapp bei den Rechten, solange die Wahlerfolge ausbleiben. Hauptamtliche Mitarbeiter kann die Partei (Mitgliedsbeiträge und Spenden 1992: rund 608 000 Mark) sich nicht leisten, derzeit drücken rund 1,2 Millionen Mark Schulden.

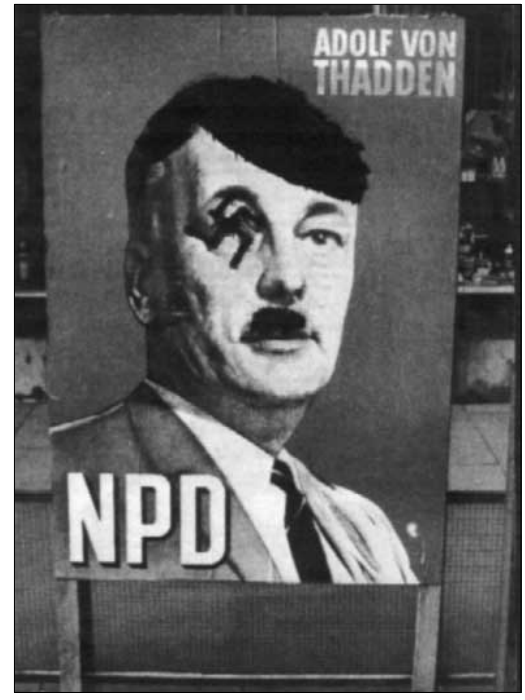
In blauem Jackett und blauem Hemd mit blauer Krawatte sitzt NPD-Chef Deckert am Schreibtisch, umstellt von einstürzenden Papierbergen aus Flugblättern und Rundschreiben. Ein grellrotes Plakat an der Wand verkündet: „Wir räumen auf."

Viel mehr als solche Parolen und Feldwebel-Manieren hat die „Gesinnungsgemeinschaft" (Deckert) den Kameraden inhaltlich nicht zu bieten. Da sie kaum Programmatisches kennen, suchen die Parteifunktionäre ihr Heil in starken Worten.

Dafür ist Deckert der richtige Mann, ein Draufgänger und Selbstdarsteller von penetranter Zähigkeit. Gern lobt er sich als „Aktivist von Format" und als „Idol für junge Leute".

Mit aggressiver Propaganda und der Leugnung des Völkermordes an den Juden („Der Holo ist beendet") hat er die NPD wieder in die Öffentlichkeit katapultiert.

Wählerstimmen freilich bringt ihm das nicht: Bei der Europawahl im Juni 1994 bekam die Partei 0,2 Prozent. „Die Systembonzen", verkündet Deckert auf Versammlungen zwischen München und Greifswald gleichwohl, „sind am Ende."



K. GREISER

Bemaltes NPD-Plakat mit von Thadden (1969)
Wahlkampf mit Schlägertrupps

U. REINHARD / ZEITENSPIEGEL

NPD-Vorsitzender Deckert: „Der Holo ist beendet"

Zu der gewagten Einschätzung verleiten ihn Wahlerfolge im heimischen Weinheim. In dem Städtchen an der Bergstraße sitzt Deckert, Mitglied in zahlreichen Vereinen, seit 1975 ununterbrochen im Stadtrat. Bei der Oberbürgermeisterwahl im Mai vorigen Jahres erhielt der Rechtsextremist 8,3 Prozent der Stimmen.

Im Gemeinderat präsentiert sich der einstige Oberstudienrat (Fächer: Englisch und Französisch) als Wutbombe von Weinheim. Umgeben von jungen NPD-Claqueuren auf den Zuhörerbänken, redet sich Deckert bei Stadtratssitzungen rasch in Rage, nennt den Zuzug von Ausländern nach Weinheim „ein Problem völkischer Art" und wettert mit rotem Kopf gegen „das System".

Den NPD-Vorsitz hatte Deckert 1991 übernommen, als die Partei kurz vor

Werbeseite

Werbeseite

ACTION PRESS

Neonazi-Krawall an der deutsch-polnischen Grenze: „Problem völkischer Art“

dem Aus stand. Noch rund 20 Jahre zuvor hatte die 1964 gegründete NPD mit ihren Erfolgen Politiker und Bürger erschreckt: Zwischen 1966 und 1968 zogen die Rechten in sieben Landtage ein, in Baden-Württemberg erreichten sie 1968 ihr bestes Landtagswahlergebnis: 9,8 Prozent.

An der seinerzeit von Adolf von Thadden geführten Partei (Slogan: „Sicherheit durch Recht und Ordnung“) entzündeten sich tiefgreifende gesellschaftliche Auseinandersetzungen: Bei zahlreichen Krawallen im Bundestagswahlkampf 1969 setzten die rechten Schlägertrupps Stahlruten gegen politische Gegner ein – brutale Auftritte, die sich schlecht mit dem gesetzestreuen Image vertrugen. Nur knapp verpaßte die Partei mit 4,3 Prozent den Einzug ins Bonner Parlament.

Ende der siebziger Jahre machten junge Neonazis den Alt-Nationalisten zunehmend Konkurrenz, und mit den Erfolgen der rechtsradikalen Republikaner, 1983 gegründet, gingen den Nationaldemokraten weitere Wähler und Mitkämpfer verloren.

1991 platzte eine Liaison der finanziell ausgezehrten NPD mit dem Münchner Verleger und Chef der Deutschen Volksunion, Gerhard Frey. Der parteiinterne Streit um die Kooperation brachte die Nationalen an den Rand der Selbstauflösung.

Da sah Günter Deckert, bis dahin Kopf einer Hardliner-Minderheit in der Partei, seine Chance gekommen. Auf einem Parteitag im Juni 1991 in Herzogenaurach wählten 77 Prozent der Delegierten Deckert, der sich als „Erneuerer“ empfahl, zum Parteivorsitzenden.

Auch sein Weg in den Knast, so er denn kommt, wird den harten Kurs der Partei nicht bremsen. Deckert hat bereits einen Nachfolger erkoren: den bayerischen NPD-Landeschef Udo Voigt, 42, einen ehemaligen Bundeswehrhauptmann. Voigt will sich mit ungebremstem Fremdenhaß („Inländerfreundlichkeit ohne Kompromisse“) und der Forderung nach „Ausländerrückführung“ profilieren.

Innerhalb der Partei hat der Fanatiker Voigt bereits eine „schlagkräftige Ordnertruppe“ aufgebaut. „Ein harter Kern von bundesweit 50 Mann“, trainiert in Kampfsportvereinen, stehe auch für Saalschlachten bereit, berichtet Deckert.

Für die Fortbildung der NPD-Kämpfer hat die Partei trotz Geldmangels im sachsen-anhaltinischen Dorf Siedentramm bei Hohenhenningen das Gebäude einer früheren Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft gekauft. Das Haus soll im Herbst als zentrale Schulungsstätte eingeweiht werden.

Als Erholungsheim für alte Kämpfer richtet die NPD zudem eine Gründerzeitvilla im schwäbischen Eningen her, die zwei völkische Damen per Testament den Nationalen vermacht haben.

Für besonders gefährlich halten Verfassungsschützer die NPD-Jugendorganisation „Junge Nationaldemokraten“ (JN). Sie zählt zwar nur 200 Mitglieder, ist aber eng mit der Neonazi-Szene verflochten. Die Gruppe (Aufkleberslogan: „BRD heißt das System, morgen wird es untergehen!“) betrachtet sich als „harten Kern der jungen deutschen Generation“.

JN-Chef Holger Apfel, 24, trommelt unermüdlich für eine „größtmögliche Vernetzung“ der Rechtsextremisten. In Erlangen betreiben Anhänger eine Computer-Mailbox namens „Widerstand BBS“, mit der sie Parolen und Aufsätze elektronisch verbreiten.

Für solche Zwecke stehen in der Partei nicht nur grobschlächtige Rassisten bereit. Jan Zobel, 18, JN-Stützpunktleiter in Hamburg und rhetorisch versierter Gymnasiast, kam vor zwei Jahren zur NPD-Jugend, nachdem er „alle Parteien angeschrieben“ hatte. Sein Grund: Die Deckert-Truppe agiere „radikaler als die biederen Republikaner“ – die allerdings gelten dem Verfassungsschutz neuerdings, ebenso wie die NPD, als rechtsextrem und damit als verfassungsfeindlich.

Doch Zobel traut nur der NPD. In einer Mischung aus Romantik und Rechtsextremismus träumt er von einer deutschen Revolution, „in der wir gemeinsam mit den Linken eine Systemalternative durchsetzen“.

Groll auf die Profit-Gesellschaft hat auch Jörg, 19, aus Frankfurt/Oder zur JN gebracht. Zu DDR-Zeiten war er Mitglied der Freien Deutschen Jugend, der „Kampfreserve“ der SED. Heute will er „Kader für die NPD heranbilden“, um nun auf diese Art die „Dekadenzwelle des Westens“ zu brechen.

Solche Parolen gegen die „Glitzerwelt des Konsums“ hören JN-Mitglieder besonders gern. Der Hamburger Zobel etwa ist fasziniert „vom Sozialistischen“ der frühen NS-Bewegung. Gegen Adolf Hitler als Vorbild hat er immerhin einzuwenden, daß der „die persönliche Freiheit sehr eingeengt“ habe.

M. SCHRÖDER / ARGUS

Neonazi-Propaganda: „Größtmögliche Vernetzung“

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

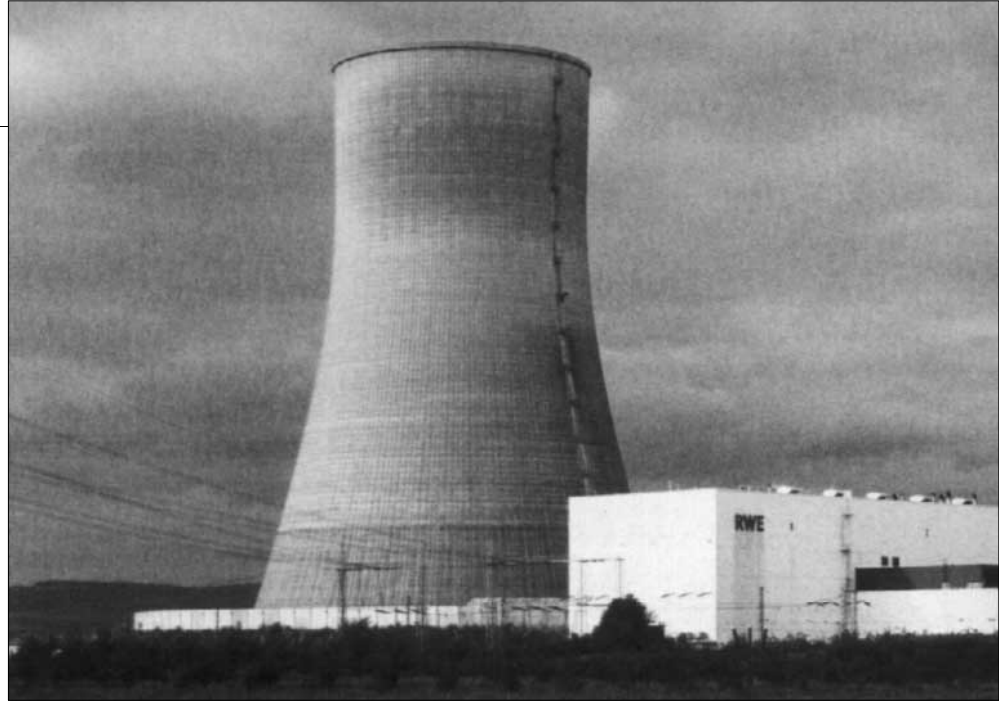
Werbeseite

Werbeseite

Atomkraft

Suppe eingebrockt

Ein Schadensersatz-Urteil gegen Rheinland-Pfalz hat weitreichende Folgen: Experten sehen die Atomaufsicht in Frage gestellt.



Stillgelegtes Atomkraftwerk Mülheim-Kärlich: Auf einer unruhigen Erdformation

Die Sache schien dem Finanzminister so schwerwiegend, daß er sich schriftlich an seinen Ministerpräsidenten wandte: „Lieber Helmut“, schrieb Johann Wilhelm Gaddum, über das geplante Kernkraftwerk Mülheim-Kärlich „möchte ich Dir in wenigen Zeilen meine Meinung sagen“.

Sodann trug Gaddum in dem Brief (Eingangsstempel 23. September 1974) seinen Eindruck vor, „daß wir hier in Rheinland-Pfalz Versuchskaninchen sein sollen“. Der Reaktorbau sei jedenfalls „nicht verantwortbar“.

Helmut Kohl, heute Bundeskanzler, hätte die Mahnung seines Parteifreundes, heute Vizepräsident der Deutschen Bundesbank, besser beherzigt. Dann wäre Rheinland-Pfalz eine mißliche Lage erspart geblieben: Wegen Pfuschs bei der Genehmigung des Atommeilers Mülheim-Kärlich verdonnerte das Koblenzer Oberlandesgericht (OLG) das Land vergangene Woche zu Schadensersatz, voraussichtlich in Milliardenhöhe.

Das Geld soll der Reaktorbetreiber bekommen, das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk (RWE). Der Essener Energiekonzern hatte die Entschädigung verlangt, nachdem er den 1300-Megawatt-Reaktor, unmittelbar am Rhein bei Koblenz auf vulkanischem Untergrund gelegen, auf Klage eines besorgten Bürgers schon 1988, nach nur zwei Betriebsjahren, abschalten mußte.

Seinerzeit hatten die Richter eine fehlerhafte Genehmigung moniert: Der Reaktorkomplex wurde anders gebaut als ursprünglich geplant. Jetzt fand das OLG, daß sich Kohls Beamte 1975 gar einer „Amtspflichtverletzung“ schuldig gemacht haben.

Denn die Ministerialen hätten einer Bauänderung zugestimmt, ohne die damit verbundenen Sicherheitsrisiken zu prüfen. Für die Investitionskosten des Betreibers, laut RWE sieben Milliarden Mark, müsse das Land daher zur Hälfte mit aufkommen.

Wenn das Urteil Bestand hat und das RWE seine Baurechnungen in weiteren Verfahren nachweisen kann, wären mithin 3,5 Milliarden Mark an Schadensersatz fällig – eine ruinöse Summe für den Landeshaushalt von gerade mal 20 Milliarden Mark. „Diese Suppe“, schimpft die Mainzer Umweltministerin Klaudia Martini (SPD), habe die damalige CDU-Regierung unter Helmut Kohl „dem Land eingebrockt“.

Nicht nur in Rheinland-Pfalz, auch in den Atombehörden der anderen Länder hat der Spruch aus Koblenz blankes Entsetzen ausgelöst. Die Kontrollbeamten, ob in Kiel oder Wiesbaden, in München oder Hannover, sehen sich nun vollends in der Zwickmühle.

Um sich gegen alle Schadensersatzrisiken abzusichern, müßten die atomrechtlichen Genehmigungsverfahren, die schon heute Jahre dauern, noch weiter ausgedehnt werden – jedes Detail würde besser dreimal geprüft. „Im Grunde“, so Martini, „müßten wir uns jede Entscheidung vorab vom Gericht genehmigen lassen.“

Gehen die Behörden jedoch tatsächlich akribisch jedem Sicherheitszweifel nach, droht ihnen wiederum eine Schadensersatzklage – wegen Verzögerung. Atombetreiber in Hessen und Schleswig-Holstein machen bereits mit solchen Klagen Druck.

Da können die Behörden schon wenige Tage teuer zu stehen kommen. So verklagte das RWE die hessischen Atomaufseher vergangenes Jahr wegen

D. EIS

mitten auf einem Vulkanschlot

eines Stillstands von nur drei Tagen im Atomkraftwerk Biblis A auf 1,8 Millionen Mark. Auch das Hanauer Brennelementewerk blieb im Sommer 1992 nach einem Störfall 64 Tage länger abgeschaltet, als die Eigner der Atomfabrik für nötig hielten. Die Rechnung aus dem Hause Siemens: 30 Millionen Mark – über die Klagen der Firmen ist noch nicht entschieden.

In beiden Fällen hatten die Aufsichtsbeamten noch Sicherheitsbedenken angemeldet. So auch im Kieler Umweltministerium, das nach einer Reparatur im Kernkraftwerk Brunsbüttel 1992 für eine viertägige Prüfung jetzt 1,5 Millionen Mark an die Hamburgischen Electricitäts-Werke zahlen soll.

Mit dem Druckmittel Schadensersatz, kritisiert der Atomexperte Lothar Hahn vom Darmstädter Öko-Institut, wird die staatliche Atomaufsicht „praktisch lahmgelegt“. Schon die Androhung einer Klage könne zumeist genügen, um Beamte einzuschüchtern. Immerhin kostet jeder Tag Stillstand eines Reaktors von der Größenordnung Mülheim-Kärlich rund eine Million Mark.

Der Bonner Fraktionschef der Grünen, Joschka Fischer, fürchtet bereits, künftig werde der Finanzminister über die Atompolitik entscheiden.

Auch die Betreiber des baden-württembergischen Meilers Obrigheim müssen das Koblenzer Urteil als Ermunterung für Schadensersatzforderungen lesen. Bei dem seit 1968 laufenden Reaktor hatte der Verwaltungsgerichtshof in Mannheim vorletzte Woche die abschließende Betriebsgenehmigung aufgehoben. Begründung: Mangelnde behördliche Prüfung der Sicherheitsrisiken.

Im Fall Mülheim-Kärlich sprachen die Koblenzer Richter dem RWE jetzt sogar den Schadensersatzanspruch zu, obwohl auch nach Meinung des Gerichts völlig unzweifelhaft ist, daß Bauherren und Behörde seinerzeit mächtig untereinander gekungelt hatten.

Im Laufe der Erkundungsphase stellten die Experten damals fest, daß das vorgesehene Kraftwerk laut Plan auf einer Erdbebenspalte stand. Daraufhin wurde der Meiler kurzerhand ein Stück verschoben – ohne Sicherheitsprüfung. In der Genehmigung taucht die Trickserei nicht auf.

Das RWE, zeichneten die OLG-Richter jetzt die damalige Lage nach, habe seinerzeit „nicht unerheblichen Druck“ auf die Behörde ausgeübt. Und so hätten sich Betreiber und Beamte untereinander „verständigt, daß zwar eine Konzeptänderung mit sicherheitstechnischer Einbuße vorlag“, jedoch die Errichtungsgenehmigung nach altem Plan erfolgen solle.

P. MÜLLER / RETRO

Mainzer Umweltministerin Martini
Blankes Entsetzen

Trotz erwiesener Kungelei muß der Konzern nach Meinung der Richter heute jedoch gegen „vergebliche Investitionen“ geschützt werden: Schließlich sei die Nutzung der Kernenergie nach dem Atomgesetz „zu fördern“.

Atomrechtsexperten wie der Berliner Rechtsanwalt Reiner Geulen halten das Koblenzer Urteil „rechtsstaatlich für eine Tragödie“. Damit werde „rücksichtsloses Verhalten von Atombetreibern geradezu prämiert“.

In einem ist Geulen, der die Stadt Neuwied im Klageverfahren gegen Mülheim-Kärlich vertritt, freilich zuversichtlich: Der Skandal-Reaktor, um den seit 20 Jahren Rechtsverfahren laufen, werde wohl nie mehr ans Netz gehen.

Geulen will demnächst beweisen, daß die Mainzer sogar beim Tricksen noch einen Fehler gemacht haben: Die Anlage stehe nach wie vor auf einer äußerst unruhigen Erdformation direkt auf einem Vulkanschlot – der Reaktorblock, meinen Geologen, wurde seinerzeit in die falsche Richtung verschoben.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Pietät

Günters Wunsch

Die Stasi lebt zumindest als Bestattungsinstitut weiter: Letzten Mittwoch trugen die Tschekisten ihren Kameraden Guillaume zu Grabe.

W. BORRS

Guillaume-Bestattung: „Bis zuletzt hingebungsvoll auf Posten“

Über den Sieg des Kapitalismus ärgern sich Mielkes Mannen noch am Grab. Die Marktwirtschaft kenne keine Pietät, schimpft der ehemalige Stasi-Major Hubert Hunold: „Früher waren die Beerdigungen viel billiger.“

Zu DDR-Zeiten betrug die Grabmiete 60 Ost-Mark, Liegezeit 20 Jahre. Nun müßten die Hinterbliebenen „unverschämte 1000 Mark“ Platzgeld hinblättern, empört sich Hunold, „eine Lumperei“.

Seit über 30 Jahren ist der Mann bemüht, verstorbenen Kundschaftern des Friedens einen ehrenvollen Abschied zu bereiten. Hunold, 55, gehörte im Ministerium für Staatssicherheit (MfS) der Spezialeinheit „Freud und Leid“ an, einer zehnköpfigen Gruppe, die pensionierte Geheimdienstler betreute „bis der Sargdeckel zufiel“.

Der Bestatter aus Berufung blieb seiner Branche auch nach der Wende treu. Seit Auflösung des Dienstes hat der frühere Stasi-Offizier für „mehrere Dutzend“ MfS-Angehörige Beerdigungen organisiert – am Mittwoch vergangener Woche trug er den einstigen Meisterspion Günter Guillaume zu Grabe.

BONN-SEQUENZ

Guillaume (1990)

Die Bestattung geriet zum Aufmarsch der abgewickelten Stasi-Generalität. Nach bester Tschekistenmanier hatten die Veteranen schon eine Stunde vor dem Termin das Friedhofsgelände in Berlin-Marzahn sondiert. Nur Markus Wolf, der als Chef der Auslandsspionage Guillaume seit den fünfziger Jahren beim westlichen Gegner geführt hatte, kam erst Schlag 13 Uhr, zum Glockengeläut.

Über 80 alte Kameraden versammelten sich an der Grabstelle, in dunklen Mänteln, mit silbrigem Haar und wachem Blick. Im Westen steht der Name Guillaume für Verrat, seinen Kollegen im Osten aber galt der ehemalige Referent von Bundeskanzler Willy Brandt als Repräsentant für die Überlegenheit des DDR-Geheimdienstes. Guillaumes Enttarnung hatte 1974 zum Rücktritt von Brandt geführt.

In seiner Trauerrede erinnerte der letzte Spionage-Chef der DDR, Wolf-Nachfolger Werner Großmann, an „Fleiß, Zielstrebigkeit, Ausdauer, Geschick“ des Top-Agenten. „Selbst im Wissen um die Gefahr“ habe Guillaume „bis zuletzt diszipliniert und hingebungsvoll auf seinem Posten“ durchgehalten. Mit der Ansprache erfüllte Großmann „Günters letzten Wunsch“.

Noch im März dieses Jahres hatte der ehemalige Generaloberst den verdienten Kundschafter zu einer kleinen Geburtstagsfeier in seine Marzahner Plattenwohnung eingeladen. Von „Krankheit gezeichnet“, war Guillaume, der den Namen seiner zweiten Frau angenommen hatte und deshalb jetzt als Günter Bröhl unter die Erde kam, „wie immer rege beim Gespräch und voller Zuversicht“.

Soviel Zeit wie früher bei offiziellen MfS-Bestattungen blieb Großmann am vergangenen Mittwoch nicht. Hunold mußte seinen alten Chef zur Eile mahnen: Für die 20minütige Zeremonie war mit der Friedhofsleitung ein Festpreis von 480 Mark vereinbart, eine Überschreitung des Zeitlimits hätte die Veranstaltung um 240 Mark verteuert.

Auch die Ehrenbezeugungen fielen sparsam aus. Wäre Guillaume zu Honeckers Zeiten gestorben, klagt der frühere Generalleutnant Günter Möller, „dann hätten wir ihn mit allen militärischen Ehren bestattet“: Soldaten des Wachregiments Feliks Dzierzynski in Habacht-Stellung, Salutschüsse und, vor allem, keine West-Journalisten.

Bis in die Graböffnung stellten an die 40 Berichterstatter dem Dahingeschiedenen nach – „ein würdeloses Schauspiel“, fand Organisator Hunold.

Um wenigstens die nächsten Angehörigen Guillaumes vor den Reportern und Fotografen zu schützen, hatte der gewiefte Geheimdienstmann einen weißen BMW organisiert, den er direkt zu Kapelle und Grab chauffieren ließ. An die Hinterbliebenen „war kein Rankommen“, freute sich Hunold hernach – gelernt ist gelernt.

Im Berliner Stadtteil Hellersdorf betreibt der Alt-Stasi mittlerweile das „St. Anschar Bestattungsinstitut“. Kunden aus dem Geheimdienstmilieu schätzen seinen schlichten und diskreten Service. Der ehemalige Tschekist kann prominente Namen anführen: Im Dezember 1993 brachte er Heinz Fiedler unter die Erde, den ehemaligen Chef der Hauptabteilung VI. Im vorigen Oktober begrub er Rudi Mittig, früher Stellvertreter von Erich Mielke.

Vom Diensteintritt bis zum Tod blieb in Mielkes Geheimarmee nichts dem Zufall überlassen. Die von Generalleutnant Möller befehligte Truppe „Freud und Leid“ hatte in jeder Stasi-Abteilung ein bis zwei „Ansprechpartner“, die für Seniorenfeiern, Urlaube und selbst Eheprobleme zuständig waren. Einmal im Jahr wurden die Aktivisten zur Schulung versammelt, um die Regeln der Konspiration fürs Rentnerleben zu studieren.

Heute treffen sich die Altkader vor allem bei Beerdigungen. „Unsere Leute sterben ja wie die Fliegen“, klagt Ex-General Möller.

Werbeseite

Werbeseite

Immobilien

KRACH IM BURGENLAND

Er liebt Protz und Pomp und ist Herr über Schlösser, Hotels, Bürogebäude und Tausende von Wohnungen. Doch der schillernde Immobilien-Tycoon Herbert Hillebrand hat sich im Osten übernommen. Die Banken versuchen zu retten, was noch zu retten ist. Droht nach dem Fall Schneider eine zweite Großpleite?

Im gepanzerten BMW 750, mit Chauffeur und Bodyguard, hat Herbert Hillebrand auch die abgelegensten Nester Ostdeutschlands besucht. Sein Spleen trieb ihn bis nach Großkmehlen und Schwarza: Überall, wo ein Adelssitz billig zu haben war, griff er zu.

Der Millionär aus dem rheinischen Kerpen hatte bereits im Westen 22 Schlösser und Burgen gesammelt, als er in der ehemaligen DDR auf Einkaufstour ging. Nun hat er 27 Stück, ein Schlößchen braucht er noch.

Der rührige Familienvater hat 14 Kinder, 10 leibliche, 4 adoptierte. Die noblen Anwesen pflegt Hillebrand, 54, seinen Kindern zu schenken; jedem hat er zwei Schlösser oder Burgen zugedacht.

Ob er Schloß Nummer 28 jemals schafft, ist ungewiß. Sein Einkaufsrausch ist verflogen, Hillebrand muß sich, will er finanziell überleben, von einem großen Teil seines Besitzes trennen.

Bereits im Frühjahr vergangenen Jahres war der Rheinländer so klamm, daß er in einigen seiner Firmen den Arbeitern monatelang keinen Lohn zahlte. Auf seinen vielen Baustellen ging es aus Geldmangel oft sehr ruhig zu, mittlerweile ist es ganz still geworden. Im Kölner Mediapark montierte vergangene Woche die Baufirma Bauwens ihre vier Kräne ab und stellte die Arbeit an Hillebrands jüngstem Prachtstück – einem 150 Meter hohen Büroturm – ein.

Der „Burgenkönig“, wie sich Hillebrand gern nennen läßt, hat sich übernommen. Die Krisenzeichen mehren sich: In zwei ostdeutschen Hillebrand-Firmen tauchten Konkursverwalter auf.

Genau ein Jahr nach der Milliarden-Pleite des Baulöwen Jürgen Schneider, der aus seinem Osterurlaub nicht mehr zurückkehrte, droht der nächste Großcrash auf dem deutschen Immobilienmarkt. Einige Vergleiche mit dem Toupet-Träger Schneider drängen sich auf – nicht nur, weil auch Herbert Hillebrand den Kahlkopf geschickt tarnt.

Wie Schneider hat Hillebrand ein Faible für denkmalgeschützte Bauten, die er aufwendig renoviert; wie einst Schneider regiert Hillebrand sein Reich von einem teuer restaurierten Gemäuer aus; wie Schneider hat er ein schwer durchschaubares Firmengestrüpp errichtet.

In vielen seiner Burgen und Schlösser betreibt der Rheinländer Seniorenresidenzen oder Schulungszentren, er vermietet fast 4000 Wohnungen, baut Verwaltungshäuser und Büropaläste, er handelt in Schweden mit Immobilien und im rheinischen Kerpen mit Textilien.

Nicht zuletzt verbindet ihn mit dem abgetauchten Kollegen eine Abneigung gegen pünktliche Bezahlung. „Nur anfangs zahlt er prima“, weiß ein Bauunternehmer aus dem rheinischen Erftstadt. So gerieten auf Hillebrand-Baustellen immer mal wieder die Arbeiten ins Stocken.

Ihm thüringischen Suhl, wo Hillebrand ein 220-Millionen-Mark-Projekt hochziehen wollte, streikten die 70 portugiesischen Arbeiter eines Subunternehmers, weil sie kein Geld sahen. In der Magdeburger Börde, wo Hillebrand in Oschersleben, Eilsleben und Groß Rodensleben über 300 Sozialwohnungen errichtete, zogen Baufirmen einige Male ihre Arbeiter ab: Die von Hillebrand beauftragte Solid Bauträger GmbH aus dem westfälischen Coes-

Baulöwe Hillebrand*: Wahllos raffte der Burgenkönig im Osten zusammen, was

* Auf Burg Hemmersbach; vor einem Großfoto seiner Familie.

J. H. DARCHINGER

Hillebrand-Objekt Burg Rheineck

OSTWESTBILD

Hillebrand-Objekt Schloß Hohenerxleben

H. GUTTMANN / FORMAT

ihm lukrativ schien

feld überwies die fälligen Abschlagszahlungen nicht.

Der Bauträger konnte nicht zahlen, weil Hillebrand keine Gelder herausrückte. Da schaltete die Solid den Düsseldorfer Rechtsanwalt Wilhelm Weitz ein, und der schickte Hillebrand einen groben Brief. „Ihr Einfallsreichtum, fällige Zahlungen einzubehalten und zu verzögern, ist beispiellos“, monierte der Anwalt. „Wir gewinnen den Eindruck, daß Ihr Verhalten . . . dem ‚Bereich der Wirtschaftskriminalität‘ zuzuordnen ist.“

Als der säumige Zahler den Brief erhielt – das war im vergangenen Sommer –, wußte er vermutlich schon, daß er sich mit seinen Investitionen im Osten verspekuliert hatte: Das Ende einer steilen Karriere scheint unausweichlich.

Als „Deutschlands mieterfreundlichsten Hausbesitzer“ lobte Helmut Schlich, der Direktor des Deutschen Mieterbundes, öffentlich den Burgherrn. Für weniger mitteilenswert hielt Schlich den Umstand, daß er Freund Hillebrand als Berater diente.

Solch merkwürdige Allianzen wie zwischen Großvermieter und Mieterfunktionär gedeihen im rheinischen Klüngel. Und darin kennt sich Hillebrand aus, seit er mit 14 Jahren bei Onkel Jupp anfing und dann eine Sparkassenlehre machte.

Im Rheinischen, wo so manches Problem bei einigen Glas Kölsch und Kabänes geklärt wird, baute der junge Finanzierungskünstler bald seine ersten Eigentumswohnungen, die er mit gutem Gewinn verkaufte. Es ging ständig aufwärts in den sechziger Jahren, und Hillebrand könnte heute sorgenfrei ein Immobilienreich regieren – wenn nicht 1989 die Mauer gefallen wäre.

Da hatte Hillebrand „als deutsch denkender, deutsch fühlender Mensch“ vor Rührung „richtig dicke Tränen in den Augen“. Bei aller Ergriffenheit vergaß er nicht das Geschäftliche: Zwei Milliarden Mark wolle er im Osten investieren, tönte der Rheinländer; erschrocken beobachtete ein Kölner Immobilienhändler Hillebrands auf Pump finanzierte Expansion im Osten: „Das schlägt dem durch die Knopflöcher.“

Nach der Wende hat sich Hillebrand, wie er mit seinem leicht rheinischen Tonfall verkündete, „63 Baustellen angelacht“, aber erst später gemerkt: „Das war eigentlich zuviel.“

Dabei erwarb Hillebrand manch heruntergekommenes Ost-Objekt so preiswert wie einst der Berliner Bäcker Horst Schiesser die Neue Heimat: für eine Mark. Daß Neubau oder Sanierung mehr Geld verschlingen, als er auftreiben kann, hat Hillebrand in seinem Kaufrausch übersehen.

Wahllos raffte der Burgenkönig zusammen, was ihm lukrativ schien: Grundstücke für den Bau von Sozialwohnungen, Freizeitbädern, Verwaltungszentren und Kliniken. Weil ihm die Treuhandanstalt noch viele Millionen obendrauf legte, nahm Hillebrand nebenbei auch einige Fabriken: zwei Porzellanfirmen, einen Besteckhersteller und eine Glashütte.

Nur allzugern überließen Kommunal- und Landespolitiker ihm ihre Immobilien. Unermeßlich reich schien ihnen der Investor aus dem Westen zu sein und dazu auch noch sehr fromm.

Denn wo Hillebrand auftritt, baumelt – nicht zu übersehen – ein großes güldenes Kreuz vor der Brust. „Der läuft immer herum wie ein Bischof in Zivil“, juxt ein Geschäftspartner. Auch Bruder Willi, in der Firma als Prokurist angestellt, weist sich mit umgehängtem Kreuz als guter Katholik aus.

Herbert Hillebrand sparte nicht an wohltätigen Gesten. In Suhl beispielsweise spendierte er bedürftigen Kindern einen Urlaub in Kanada. Die Lokalpolitiker waren beeindruckt und verkauften ihm ihre abrißreife Stadthalle für eine Mark.

Hellauf begeistert von dem scheinbar steinreichen Investor waren Suhls Stadtväter, als sie Hillebrand auf seinem feudalen Wohn- und Geschäftssitz Burg Hemmersbach besuchen durften. Ständig waren ostdeutsche Delegationen zu Gast: Wer mit Hillebrand geschäftlich zu tun hatte, erhielt eine Einladung.

Die Gäste aus dem Osten, ob von der PDS oder der CDU, waren tief beeindruckt von der Welt, die ihnen der Burgenkönig zeigte. „Wie Dallas und Denver live“, staunte einer.

Abgeholt von einem überlangen Mercedes Pullman, durften sie Hillebrands Werke bestaunen. Auf dem Besuchsprogramm stand immer die Manager-Schule Burg Rheineck bei Bad Breisig oder Schloß Marienfels, das Hillebrand zu einer luxuriösen Seniorenresidenz umgewandelt hatte, sowie der Kölner Mediapark. Nicht zur Besichtigung vorgesehen waren etwas schäbigere Objekte wie die Siedlung Kölnberg, wo die ärmeren Bürger Kölns hausen.

Höhepunkt des Ausflugs ins Rheinische war der Empfang auf Burg Hem-

OSTWESTBILD

Hillebrand-Bau in Suhl: Chronischer Geldmangel verzögerte immer wieder den Bau

mersbach bei Kerpen. Selbst altgediente Banker, die Prunk und Protz ihrer neureichen Klientel kennen, staunten über die Residenz mit Schwimmbad im Keller und dem zum Konferenzraum umgewandelten riesigen Rittersaal, wo die Leibwächter herumwuselten. „So etwas habe ich vorher noch nie gesehen“, bekannte der Direktor einer Landesbank.

Doch schon vor einem Jahr ließen sich Banker nicht mehr von dem Glamour blenden. Zu jener Zeit waren die ersten bedrohlichen Nachrichten in das Informationssystem der Kreditinstitute gedrungen: Hillebrands Krach mit ostdeutschen Bürgermeistern und Landräten.

Der Burgenkönig hat im Osten viel versprochen und wenig gehalten: Der einst gefeierte Investor wurde bald zur Reizfigur.

Als Hillebrand 1993 Schloß Hohenerxleben bei Magdeburg für 100 000 Mark erwarb, verpflichtete er sich, das arg ramponierte Anwesen für mindestens fünf Millionen Mark herzurichten. Hillebrand ließ für die ersten anderthalb Jahre ein Schild anbringen, das Spaziergänger vor der drohenden Einsturzgefahr warnte, dann spendierte er ein paar Holzbalken, um eine bröselnde Wand abzustützen.

Schloß Schwarza im Thüringer Wald wollte er zügig zu einem modernen Verwaltungszentrum für sechs Gemeinden der Region umbauen. Wie bei vielen anderen Hillebrand-Objekte kommen die Arbeiten nicht so recht voran, der Bürgermeister von Schwarza muß weiterhin in einer schäbigen Notunterkunft ausharren. Der hat, der ewigen Querelen überdrüssig, den Mietvertrag gekündigt und baut ein eigenes Verwaltungsgebäude.

In Suhl versprach Hillebrand, für 220 Millionen Mark ein modernes Kongreßzentrum Ende 1993 hinzustellen. Chronischer Geldmangel verzögerte immer wieder den Bau, die ebenso verwirrende wie dubiose Vertragsgestaltung wurde zur Daueraffäre in der Stadt. Der rheinische Großinvestor ist aus Suhl verschwunden, neuer Bauherr wurde die Düsseldorfer Commerzleasing, eine Tochter der Commerzbank.

„Mein größter Reichtum sind meine 14 Kinder“

In Staßfurt, einem Städtchen bei Magdeburg, brach Empörung aus, als ein Mietvertrag Hillebrands bekannt wurde. Hillebrand hatte im September 1992 den Landrat des Kreises Staßfurt zu einer abenteuerlichen Vereinbarung überredet. Der mittlerweile verstorbene Landrat Gerhard Gallus wollte ein prächtiges Verwaltungsgebäude haben, dafür nahm er eine Menge Merkwürdigkeiten in Kauf.

Für den geplanten Bau wurde damals weder das Datum der Fertigstellung noch die exakte Größe der Bürofläche festgehalten, auch nicht die Höhe der Miete.

Wohl aber verpflichtete sich der Landrat, vom Tag der Fertigstellung an pro Jahr „8,2 Prozent des vom Vermieter nachzuweisenden Gesamtaufwands für das Mietobjekt“ zu zahlen. Zu dem Gesamtaufwand gehörten auch die Kosten, die Hillebrand als „Eigenleistungen“ in Rechnung stellte. Der Vertrag wurde auf 20 Jahre abgeschlossen, die Miete sollte zu dem gleichen Prozentsatz wie die jährliche Inflationsrate angehoben werden.

Bei einem so vorteilhaften Mietvertrag – er ist weitgehend identisch mit den Vereinbarungen, die Hillebrand dem Bürgermeister von Suhl für das Kongreßzentrum abschnackte – stellte der Rheinländer in Staßfurt statt der eigentlich vorgesehenen 10 000 Quadratmeter Bürofläche eine „vom Landkreis nie gewollte und nie genehmigungsfähige Gesamtmietfläche von 15 000 Quadratmetern“ hin, wie die neue Landrätin Petra Czuratis monierte.

Der mehr als 60 Millionen Mark teure Verwaltungsbau am Rand der Kleinstadt ist jetzt bezugsfertig – und ein Streitobjekt zwischen Hillebrands Anwälten und den Juristen des Landkreises.

Der Landkreis hat keine Verwendung mehr für den 162 Meter langen Koloß. Denn bei der Gebietsreform wurde nicht, wie erwartet, Staßfurt zur

Kreisstadt, sondern der Ort Aschersleben.

Landrätin Czuratis hat den Mietvertrag schon vor zwei Jahren für nichtig erklärt – unter anderem „auch wegen Sittenwidrigkeit“, weil der Vertrag dem Bauherren „unter Ausnutzung der Unerfahrenheit Vermögensvorteile verspricht, die in einem auffälligen Mißverhältnis zur Leistung stehen“.

Jetzt verhandelt der Landkreis mit dem neuen Eigentümer des Gebäudes – die Immobilien-Vermietungsgesellschaft Dr. Gubelt und Co. hat das Objekt für 62,5 Millionen Mark übernommen –, wer zu welcher Miete einziehen soll. Hillebrand jedenfalls wird nicht, wie angekündigt, 5000 Quadratmeter anmieten, um dort seine Abteilung „Aufbau Ost“ unterzubringen.

Auch aus vielen anderen vollmundig verkündeten Investitionen wird nichts. Der Bau eines Spaßbades bei Dresden ist gestrichen, verabschiedet hat sich Hillebrand auch als Bauherr von 378 Wohnungen in Sachsen-Anhalt – die Fördermittel des Landes, mehr als 53 Millionen Mark, mußte er an den neuen Investor, den westfälischen Unternehmer Josef Boquoi, abtreten.

Inzwischen zankt sich Hillebrand schon wegen einer läppischen Million mit dem Bürgermeister von Aue.

Die kleine Stadt im Erzgebirge hatte Hillebrand eine Million Mark für ein Besteck-Museum gegeben, doch aus dem versprochenen Bau wurde nichts. Der Bürgermeister von Aue drohte dem Burgenkönig vergangene Woche eine Betrugsanzeige an. Dann werde er, konterte Hillebrand, eine Klage wegen Verleumdung einreichen.

Wie Hillebrands Reich zerbröselt, zeigt sich beispielhaft in Aue, wo der Rheinländer die Wellner Bestecke und Silberwaren GmbH besitzt, vor dem Krieg der größte deutsche Besteckhersteller. Vergangene Woche ging der Betrieb in die „Gesamtvollstreckung“ – eine ostdeutsche Regelung, die dem westdeutschen Konkurs entspricht.

Bereits am Gründonnerstag wurde beim Amtsgericht Erfurt ein Konkursantrag für die Weimar-Porzellan GmbH in Blankenhain gestellt. Düster sieht es auch für die vier anderen Glas- und Porzellanfirmen aus, mit denen Hillebrand ins Geschäft mit Tischzubehör kommen wollte.

Es wird eng für den Immobilienkönig auf Burg Hemmersbach. Ihm bleibt vor allem die Hoffnung, daß die Banken nach dem Schneider-Debakel eine weitere Großpleite verhindern und ihm ein – wenn auch deutlich geschrumpftes – Immobilienreich lassen.

Hillebrand wird jedenfalls niemals verarmen: „Mein größter Reichtum sind meine 14 Kinder.“ Und denen gehören 27 Schlösser und Burgen.

Übernahmen

Hang zum Spiel

Der scheue US-Milliardär Kirk Kerkorian weiß, wie man Geld macht. Das zeigt auch die Übernahmeschlacht um Chrysler.

Der schwarzglänzende Glaspalast ist gewiß nicht schön. Bei Tageslicht strahlt das MGM Grand Hotel den öden Charme einer Versicherungszentrale aus. Nachts steht der schwach angestrahlte, 30 Stockwerke hohe Bau wie ein grünschimmerndes Terrassenmonster im Lichtermeer der Spielerstadt Las Vegas.

Auch der goldfarbene Riesenlöwe, der über dem riesigen Portal thront und an ein primitiv gemachtes Plastikspielzeug erinnert, zeigt, daß dem Bauherrn Ästhetik völlig egal ist. Kirk Kerkorian kommt es nur auf eines an: Größe.

Vor anderthalb Jahren hat der amerikanische Milliardär dieses größte Hotel der Welt mit 5005 Zimmern, Spielcasino und Vergnügungspark am „Strip“ in Las Vegas eröffnet. Barbra Streisand sang dazu, für 20 Millionen Dollar Gage.

Seit drei Wochen ist der Finanzier und Investor, dessen privates Vermögen auf 2,5 Milliarden Dollar geschätzt wird, wieder in den Schlagzeilen. Kerkorian, 77, will für knapp 23 Milliarden Dollar den Autokonzern Chrysler kaufen. Das wäre die zweitgrößte Firmenübernahme in der US-Wirtschaftsgeschichte.

Das Chrysler-Management zeigt sich entsetzt, es hält Kerkorians Plan für gefährlich. „Chrysler darf nicht aufs Spiel gesetzt werden“, meint Bob Eaton, der Chef des drittgrößten US-Autokonzerns (Umsatz 1994: 52 Milliarden Dollar, 130 000 Beschäftigte).

Eaton kennt seinen Widersacher gut. Der reiche Unternehmer hält zehn Prozent der Chrysler-Aktien.

Noch wird gerätselt, was Kerkorian tatsächlich will. Um Chrysler übernehmen zu können, fehlen Kerkorian und seiner Investorengruppe noch rund zwölf Milliarden Dollar. Keine Bank zeigte Interesse, den Deal zu finanzieren.

Näher liegt der Verdacht, daß der drahtige Mann mit dem vollen Haar und dem verschmitzten Furchengesicht auf seine alten Tage sein Vermögen noch ein wenig aufbessern will. Zeit seines Lebens hat Kerkorian mit Ausdauer bewiesen, daß ihm vor allem wichtig ist, aus viel Geld noch mehr zu machen.

P. C. BORSARI

Chrysler-Interessenten Iacocca, Kerkorian: Bizarres Altherrengespann

An Energie fehlt es Kerkorian nicht. Noch heute spielt er täglich Tennis, das Alter ist ihm nicht anzusehen. Nur seine Nase zeigt, daß sich der ehrgeizige Aufsteiger in jungen Jahren regelrecht durchboxen mußte.

Als Milliardär ist Kerkorian ein Spätstarter: Seine tausendste Dollarmillion hatte der gebürtige Kalifornier erst in einem Alter zusammen, in dem sich andere längst zur Ruhe gesetzt haben.

Der Sohn eines armenischen Obstbauern hat in seinem Leben oft genug bewiesen, mit welchen Tricks man Geschäfte machen kann. So konnte aus

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

dem Knaben Kerkor, der über die achte Schulklasse nicht hinauskam, Kirk werden, der zu den 20 reichsten Amerikanern gehört. „Ich bin ein Sohn aus armen Verhältnissen, der Glück hatte“, sagt er bescheiden über sich selbst.

Zu den scheuesten Vertretern der US-Wirtschaft zählt er ohnehin. Mit Journalisten redet Kerkorian grundsätzlich nicht. Öffentliche Auftritte sind ihm ein Greuel. Gesehen wird er allenfalls, wenn in seinem MGM Hotelkomplex ein großer Schwergewichtsboxkampf auf dem Programm steht.

Der Milliardär hat seine Firma Tracinda nach seinen beiden Töchtern Tracy und Linda benannt. Sie investiert in alles, was Geld bringt. Die Branche ist unwichtig, nur der Gewinn zählt.

Der flinke Kerkorian hat sich schon in vielen Metiers bewährt. Im Zweiten Weltkrieg war er durch sein fliegerisches Talent aufgefallen. So wurde er Trainer für Kampfpiloten. Später gründete er eine Fluggesellschaft, die betuchte Gäste aus Los Angeles ins Spielerparadies von Las Vegas flog. Kerkorian machte seinen ersten goldenen Schnitt. Er verkaufte die Airline bald für über 100 Millionen Dollar.

Anschließend beteiligte sich Kerkorian an der Fluggesellschaft Western Airlines. Und wieder veräußerte er seinen Anteil mit hohem Gewinn.

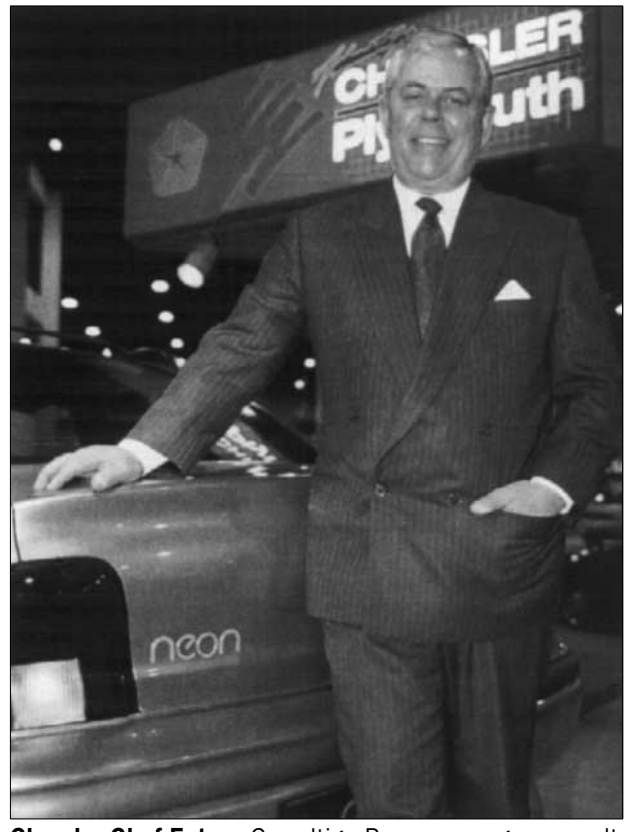
Auch das Glücksspiel half dem Aufsteiger, dem in der Presse immer wieder Kontakte zur Unterwelt nachgesagt wurden. Der Geschäftsmann war allerdings zu schlau, um sich selbst an die Glücksautomaten oder Kartentische zu setzen. Lieber baute Kerkorian Casinos in Las Vegas, wo er seit einigen Jahren auch lebt. Allein in den Spielkatakomben seines MGM Grand Hotels sorgen 3500 einarmige Banditen und Pokermaschinen 24 Stunden am Tag für ununterbrochenen Cash-flow.

Seinen Ruhm als rücksichtsloser Profiteur aber begründete der Aufsteiger in Hollywood. 1969 erwarb er einen maßgebenden Anteil am traditionsreichen Filmstudio Metro-Goldwyn-Mayer (MGM) und blieb fast zwei Jahrzehnte lang dessen Boß.

„Er hat die Studios zerstört“, urteilt Peter Bart, der einst Führungsmann bei MGM war. „Nach 20 Jahren waren sie nur noch ein kümmerlicher Schatten ihrer einstigen Größe.“

Gewinn brachte ihm die Hollywood-Firma trotzdem. 1986 drehte er die reiche Filmsammlung von MGM völlig überteuert für 1,6 Milliarden Dollar dem Medienmogul Ted Turner (CNN) an. Den Preis trieb er in die Höhe, indem er Turner mitteilte, die ägyptische Fayed-Familie sei ebenfalls an MGM interessiert.

Auch den Rest von MGM verkaufte der Investor 1990 zu einem total überhöhten Preis. Der italienische Geschäftsmann Giancarolo Parretti griff für 1,3 Milliarden Dollar zu; später wurde Kerkorain verklagt, weil die Studios in finanziell katastrophalem Zustand gewesen seien.



J. M. KELLY / GLOBE PHOTOS

Chrysler-Chef Eaton: Gewaltige Reserven angesammelt

Mit seinem Hollywood-Gewinn machte sich der Mann mit dem Hang zum Glücksspiel nach Detroit auf. Und wieder gewann er. Zu diesem Zeitpunkt war der Autokonzern Chrysler gerade mal wieder knapp an der Pleite vorbeigeschrammt, die Aktien waren für 12 Dollar zu haben. Heute sind die Papiere rund 45 Dollar wert.

Aber dieser ungewöhnliche Zugewinn reicht dem geschäftstüchtigen Kalifornier nicht. Ihn stört, daß Chrysler-Boß Eaton die Gewinne zur Seite legte und über sieben Milliarden Dollar als Polster für schlechte Zeiten angesammelt hat. Immer wieder verlangte der Großaktionär von Eaton, den Wert der Konzern-Aktien zu steigern – durch höhere Dividenden für die Aktionäre.

Für seinen Kampf hat sich Kerkorian mit der Chrysler-Legende Lee Iacocca, 70, verbunden. Der hatte den Autokonzern vor dem Kollaps gerettet, wurde aber vor zwei Jahren aus der Firma gedrängt. Seither sinnt er auf Rache.

Übernähme das bizarre Altherrengespann den Autokonzern, könnte es für Chrysler gefährlich werden. Kerkorian hat kurzerhand einen großen Teil der Konzernreserven zur Finanzierung seiner Übernahme eingeplant, die notwendigen Kredite würden ebenfalls dem Unternehmen aufgeladen. Derart geschwächt, könnte der Autokonzern eine neuerliche Krise kaum überleben.

Doch Kerkorian muß gar nicht Chrysler-Eigner werden, um sein Vermögen zu mehren. Wie das geht, hat Kerkorian schon mehrfach bewiesen.

Der Chrysler-Konzern hat zwei Möglichkeiten, die Übernahme abzuwehren. Für Kerkorian sind sie beide attraktiv.

Chrysler könnte, Variante Nummer eins, einen anderen Investor gewinnen. Dieser sogenannte weiße Ritter müßte das Angebot des Raiders, des Firmenräubers, überbieten.

Der Konzern könnte aber auch, Variante Nummer zwei, den Quälgeist Kerkorain abschütteln, indem er ihm anbietet, dessen Aktien zu einem hohen Preis zurückzukaufen.

Diesen vermögenswirksamen Trick hat Kerkorian schon häufiger mit Erfolg angewendet. Daß diese Methode ihm den Vorwurf einbrachte, Firmen regelrecht zu terrorisieren, stört den Geschäftsmann nicht.

So nötigte er die Fluggesellschaft Western, an der sich Kerkorian 1968 maßgeblich beteiligt hatte, im Jahr 1976 zum Rückkauf seiner Aktien mit einem gehörigen Aufschlag. Kerkorian hatte gedroht, den Anteil sonst an einen Konkurrenten zu geben.

Dasselbe geschah bei Columbia Pictures, einer Filmgesellschaft, die heute zum Sony-Konzern gehört. Als Kerkorian 1978 einen Anteil von 20 Prozent an Columbia übernehmen wollte, bekam er den Zuschlag nur gegen das Versprechen, sich nicht ins Management einzumischen und seinen Anteil nicht zu erhöhen. Kerkorian hielt sich nicht an die Abmachung und versuchte, Aktien zuzukaufen. Nach etlichen Prozessen gab Columbia entnervt auf und zahlte den Investor großzügig aus.

Kein Wunder, daß der Ex-MGM-Manager Peter Bart, der sich sein Urteil über seinen langjährigen Boß aus nächster Nähe bilden konnte, zu dem klaren Ergebnis kommt: „Kirk gewinnt immer.“

Ostdeutschland

Leipzig lockt Manager-Frauen

Die Stadt Leipzig will Manager-Frauen locken, um an deren Männer zu kommen. Mit einer Reihe kleinformatiger Anzeigen in der Zeitschrift *Brigitte* und einer 24seitigen Farbbroschüre soll das vorherrschende Bild der grauen, biederen Ost-Stadt aufgefrischt werden. In dem edel gestylten Blättchen mit dem Titel „Frauen-Blicke“ finden sich Reportagen zu Themen wie Shopping und Freizeit, aber auch Schule und Wohnen. Eingeklebt ist eine Telefonkarte, die das nächtliche Leipzig zeigt. „Damit findet man gleich Kontakt“, so Uwe Hitschfeld, Geschäftsführer der von Sponsoren und der Stadt getragenen Initiative Leipzig e.V. Sein Verein betreibt seit zwei Jahren mit dem Slogan „Leipzig kommt“ erfolgreich Imagewerbung. Zuletzt hatte er bei den Lesern des Stadtmagazins *Kreuzer* für Freude gesorgt: Einer Anzeige („Leipzig kommt – das Kondom zur Kampagne“) lag ein roter Gummi der Marke London bei.

Werbebroschüre

Manager

Lufthansa-Mann berät Konkurrenz

Der frühere Lufthansa-Verkaufsvorstand Adrian von Dörnberg hat einen neuen Job. Der Edelmann, vor zwei Jahren bei der bundesdeutschen Linie ausgeschieden, wird zukünftig die österreichische Fluggesellschaft Austrian Airlines (AUA) beraten. Die Aufgabe ist pikant: Hauptkonkurrent der AUA ist die Wiener Lauda Air. Die aber gehört zu knapp 40 Prozent der Lufthansa, bei der Dörnberg noch immer auf der Gehaltsliste steht und ein Anrecht auf weltweite Freiflüge hat. Dörnbergs letztes berufliches Engagement endete mit einer Bruchlandung. Der Werbeverlag Hoppenstedt, den er ein Jahr zuvor erworben hatte, mußte im vergangenen Sommer Konkurs anmelden.

BMW

Rebellion im Betriebsrat

Im Betriebsrat von BMW stören zwei Rebellen das bisher ungewöhnlich einträchtige Verhältnis zwischen den Arbeitnehmervertretern und der Firmenleitung. Die Betriebsräte Johann Richter und Rolf Denzel, die mit einer eigenen Liste „Konzept 2000“ gegen die IG-Metall-Vertreter angetreten waren, siegten im vergangenen Monat vor dem Münchner Arbeitsgericht gegen die Einheitsfront von Betriebsratschef Manfred Schoch und BMW-Vorstand Bernd Pischetsrieder. Auf

W. M. WEBER
Richter

Antrag der Rebellen muß die Betriebsratswahl von 1994 wiederholt werden, weil den ausländischen Mitarbeitern das umständliche Wahlverfahren nicht in ihrer jeweiligen Landessprache erklärt worden ist. Betriebsrat und Unternehmen wollen notfalls bis zum Bundesarbeitsgericht gegen das Urteil vorgehen. Nicht nur die Wahlunterlagen, sondern auch alle Sicherheits- und Prüfbestimmungen müßten dann nach Ansicht der BMW-Personalabteilung in bis zu 80 Sprachen übersetzt werden. Dem aufmüpfigen Betriebsrat Richter will BMW gleichzeitig fristlos kündigen, weil er angeblich seinen Job vernachlässigt hat.

Familien

Waigels Konzept gekippt

Bundesfinanzminister Theo Waigel muß seinen Entwurf für einen neuen Familienleistungsausgleich komplett überarbeiten. Die Bundesländer, auf deren Zustimmung Waigel angewiesen ist, lehnen das Konzept ab. Am Donnerstag dieser Woche soll der Bonner Minister eine entsprechende Stellungnahme der Finanzministerkonferenz der Länder erhalten. In dem Brief zeigen die Länderminister eine Vielzahl ungeklärter Punkte in dem Finanzkonzept auf. Es kann in keinem Fall am 1. Januar 1996 in Kraft treten. So rechnen die Länder nicht mit 6, sondern mit 15 Milliarden Mark Steuerausfällen pro Jahr. Bei einigen Gruppen ließen sich „Verschlechterungen für Familien gegenüber dem jetzigen Zustand nicht vermeiden“. So sei das Kindergeld nach Waigels Lösung keine Sozialleistung mehr und verliere daher den Schutz gegen Pfändungen. Die neuen Zuständigkeiten von Finanz- und Arbeitsämtern, Gemeinden, Arbeitgebern und anderen Stellen seien „für den Bürger nur schwer zu durchschauen“. Die Länder befürchten einen zusätzlichen Personalbedarf von „mehreren tausend Beschäftigten“, unter anderem, weil viele Arbeitslose, Rentner, Auszubildende und Sozialhilfeempfänger wieder ins Besteuerungsverfahren gedrängt würden. Oft seien die gleichen Personen vor kurzem bewußt von der Steuer ausgenommen worden, bei ihnen sei mit aufwendiger Beratung zu rechnen. Waigel muß nun schnell eine Übergangslösung präsentieren, will er seinen Plan nicht völlig aufgeben.

W. M. WEBER
Familie aus der Krisenregion Schweinfurt

SPD-Wirtschaftsrat

BDI-Chef Henkel sagt ab

Deutschlands oberster Industrielobbyist will nicht in den Wirtschaftsrat von SPD-Chef Rudolf Scharping einrücken. Hans-Olaf Henkel, Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI), hält das parteinahe Engagement in dem Beraterkreis für nicht vereinbar mit seiner Arbeit als Verbandschef. Bislang haben sich für den neuen Wirtschaftszirkel, der in den kommenden Wochen gegründet werden soll, nach SPD-Angaben fast 300 Interessenten gemeldet. Scharping hatte Henkel zunächst als Beispiel für einen Industrievertreter genannt, den er gern in seinem Kreis gehabt hätte. Damals war Henkel allerdings noch nicht BDI-Chef.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Konzerne

Um jeden Preis

Daimler zahlte für Dornier ein Vermögen. Wie groß dieses tatsächlich war, blieb ein Geheimnis – bis jetzt.

Edzard Reuter zollt der Dame großen Respekt. Martine Dornier-Tiefenthaler ist nach Ansicht des Daimler-Benz-Chefs eine „höchst bemerkenswerte Persönlichkeit".

Reuter muß es wissen. In den gut sieben Jahren, in denen er an der Spitze des Daimler-Benz-Konzerns steht, gelang der Rechtsanwältin ein einmaliges Kunststück. Durch geschickte Vertragsgestaltung sorgte sie dafür, daß Deutschlands größter Konzern für die verzweigte Sippe der Dorniers so etwas wie ein privater Geldautomat wurde: Wenn sie Bares brauchten, konnten sie sich bei Daimler bedienen.

Welche Verträge der Stuttgarter Konzern mit der Familie Dornier abschloß und wieviel Geld er zahlte, seitdem er bei der Luftfahrtfirma Dornier einstieg, zählt zu den Geheimnissen, die Reuter bei seinem Abschied am 24. Mai am liebsten mit in seinen Ruhestand nehmen würde.

Verständlich. Denn der Vertrag, Urkundennummer 423/1988, den Daimler-Benz am 3. August 1988 mit den Dornier-Erben schloß, offenbart eines der peinlichsten Kapitel jüngster Konzerngeschichte. Und er zeigt, wie hemmungslos die Daimler-Führung mit dem Geld ihrer Aktionäre umging.

Für 440 Millionen Mark hatte Daimler-Benz 1985 zwar bereits die Mehrheit an Dornier erworben. Doch die verbliebenen Familiengesellschafter hatten sich derart weitreichende Rechte zusichern lassen, daß sie alle wichtigen Entscheidungen blockieren konnten.

Als die Stuttgarter Konzernstrategen 1988 bei Dornier durchgreifen wollten, pochten die Familiengesellschafter auf ihre Rechte. Nun begann eine Pokerpartie, in der Martine Dornier-Tiefenthaler die mächtigen Daimler-Vorstände wunderbar abzockte.

Martine Dornier-Tiefenthaler vertrat die Erben von Claudius Dornier (ihren Mann Conrado, Cristian, Camilo und Sandra). Neben ihnen war noch Silvius Dornier an der Flugzeugfirma beteiligt.

In den Verhandlungen baute die Juristin nicht nur auf Paragraphen und Verträge. Sie setzte auch ihr schauspielerisches Repertoire ein: Sie lachte und weinte, sie brüllte und fluchte, mitunter drohte sie den Daimler-Managern auch, ganz leise.

Der Einsatz lohnte sich. Daimler-Benz bekam zwar, wie gewünscht, die „industrielle Führung der Dornier GmbH". Doch der Konzern mußte dafür ordentlich zahlen: Sowohl die Erbengemeinschaft als auch Silvius Dornier bekamen für den Verzicht auf ihre Widerspruchsmöglichkeiten, wie der Vertrag ausweist, jeweils „DM 285 Mio (Deutsche Mark zweihundertfünfundachtzig Millionen)".

Auch angesichts dieser großen Zahlen verlor Martine Dornier-Tiefenthaler kleine, aber entscheidende Nebensächlichkeiten nicht aus dem Blick. Die Finanzämter könnten ihren Teil einfordern. Dafür aber wollten die Erben nicht aufkommen. Deshalb vereinbarte die Anwältin mit dem Stuttgarter Konzern: Sollten die Finanzämter die 285-Millionen-Überweisung als „steuerpflichtige Einkünfte" betrachten, „werden die Erben von der Daimler-Benz AG von den Folgen dieser Steuerpflicht freigestellt, so daß für die Erben der Gesamtbetrag ohne jedwede Steuerbelastung bleibt".

Die clevere Unterhändlerin hat bei den Gesprächen im Hotel Stuttgart International noch weit mehr erreicht. Martine Dornier-Tiefenthaler sicherte die Familieneigentümer auch gleich gegen mögliche Ertragseinbrüche bei der Luftfahrtfirma ab. Für die Anteile, die sie weiterhin an Dornier halten, garantiert Daimler-Benz den Erben „eine Mindestdividende" von 15 Prozent – ganz gleich, ob die Firma Gewinne oder Verluste einfliegt.

Martine Dornier-Tiefenthaler mußte sich zwar von frustrierten Daimler-Managern als geldgierig und zickig verunglimpfen lassen. Doch das irritierte sie wenig, denn sie wußte, in welcher Zwangslage sich die Konzernherren von Daimler befanden. Edzard Reuter bereitete die Übernahme von MBB vor und wollte anschließend aus den beiden Luftfahrtfirmen Dornier und MBB seinen Aerospace-Konzern basteln.

Die Dornier-Erben hätten diese hochfliegenden Pläne mit ihren Blockademöglichkeiten gewaltig stören können. Reuter mußte befürchten, daß es jedesmal einen langwierigen Rechtsstreit gibt, wenn Daimler-Benz Arbeiten aus einer Dornier-Fabrik in ein MBB-Werk verlagert. Deshalb war er offenbar bereit, fast jeden Preis für den Verzicht auf diese Widerspruchsrechte zu zahlen.

Anfangs war Reuter maßlos verärgert darüber, wie Martine Dornier-Tiefenthaler diese Lage ausnutzte. Später aber stand sie bei dem Konzernherrn in höchstem Ansehen.

Die Leistung der ebenso intelligenten wie durchsetzungsstarken Frau imponierte ihm derart, daß er sie in den Aufsichtsrat von Mercedes-Benz berief. Der Rechtsanwältin war es nicht nur gelungen, Daimler-Benz in den Verhandlungen um insgesamt 570 Millionen Mark zu erleichtern. Sie hatte zudem dafür gesorgt, daß ihre Arbeit als Anwältin der Erbengemeinschaft anschließend auch noch von Daimler-Benz bezahlt wurde.

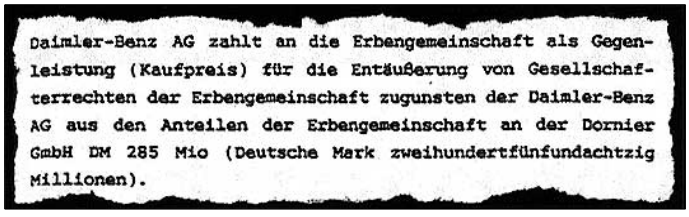
In einem Nebenpunkt hatte sie sich zusichern lassen, daß „alle Kosten der rechtlichen und steuerrechtlichen Beratung" für Silvius Dornier und die Erbengemeinschaft von Daimler-Benz übernommen werden.

Am 13. Januar 1989 übermittelte Martine Dornier-Tiefenthaler, per Telefax, dem Stuttgarter Konzern ihre Rechnung: „Hinsichtlich der Vertragsgestaltung zwischen der Daimler-Benz AG und der Erbengemeinschaft nach Professor C. Dornier jr. erlaube ich mir gemäß der Vereinbarung vom 3.8.1988 . . . DM 10 260 000 in Rechnung zu stellen."

Daimler-Benz zahlte und schwieg.

J. H. DARCHINGER

Dornier-Tiefenthaler, Reuter: Sie lachte und weinte



Daimler-Benz AG zahlt an die Erbengemeinschaft als Gegenleistung (Kaufpreis) für die Entäußerung von Gesellschafterrechten der Erbengemeinschaft zugunsten der Daimler-Benz AG aus den Anteilen der Erbengemeinschaft an der Dornier GmbH DM 285 Mio (Deutsche Mark zweihundertfünfundachtzig Millionen).

Vertragsausriß: Für den Verzicht 285 Millionen

„Ich vertraue dem Markt“

Postminister Wolfgang Bötsch über die Chancen der Telekom im künftigen Wettbewerb

M. DARCHINGER

Postminister Bötsch: „Wenn das Monopol weiterbestünde, wären noch mehr Jobs bedroht“

SPIEGEL: Herr Bötsch, glauben Sie ernsthaft, daß Sie Ihre neuen Pläne für einen nahezu schrankenlosen Wettbewerb in der Telekommunikation politisch durchsetzen können?

Bötsch: Unsere Pläne sind das Ergebnis intensiver Gespräche und Vorarbeiten im Ministerium. Wir sind optimistisch, daß wir diese Pläne auch umsetzen können. Ich gehe davon aus, daß auch die Sozialdemokraten, die im Bundesrat die Mehrheit haben, unser Konzept nicht in seiner Substanz in Frage stellen werden.

SPIEGEL: Bislang sind Sie nicht gerade als besonders zielstrebiger Marktwirtschaftler aufgefallen. Nun wollen Sie von 1998 an den deutschen Telekommunikationsmarkt völlig freigeben, was weltweit einmalig wäre. Beliebig viele Anbieter sollen künftig der Telekom Konkurrenz machen dürfen. Warum der Meinungswandel?

Bötsch: Einen solchen Wandel gab es nicht. Als wir im vergangenen Jahr kurz vor der Bundestagswahl für die Post-Privatisierung eine Zweidrittelmehrheit im Parlament brauchten, mußte die Liberalisierung zunächst zurückgestellt werden. Die Opposition hätte der notwendigen Grundgesetzänderung mit Sicherheit nicht zugestimmt, wenn wir damals schon unsere Vorstellungen für den Wettbewerb in der Telekommunikation eingebracht hätten.

SPIEGEL: Mit Ihren neuen Plänen haben Sie wenig Freude hervorgerufen: Arbeitnehmer und Gewerkschaften sorgen sich um die Zukunft der Telekom, die großen Banken und der Finanzminister fürchten um Einbußen beim Börsengang des Staatsunternehmens. Und für die Privatwirtschaft ist Ihr Vorstoß nicht konkret genug.

Bötsch: Sie haben den wichtigsten Adressaten nicht erwähnt: den Kunden. Das Ziel des Ganzen ist schließlich, daß wir den Bürgern in Zukunft zu bezahlbaren Preisen vielfältige Telekommunikationsdienste anbieten können: Telefon, Datenübertragungen und neue Angebote wie Telebanking. Das schaffen wir am besten durch einen intensiven Wettbewerb.

SPIEGEL: Denken Sie dabei auch an den Privatkunden? Dem bringen Ihre Pläne zunächst nur eine Verteuerung der Ortsgespräche, denn hier wird eine im Wettbewerb stehende Telekom sicher stärker zulangen. Andererseits werden viele Normalverbraucher ihre neuen Dienste so schnell gar nicht nutzen.

Bötsch: Eines stimmt: Bei den Ortstarifen sind im Moment die Kosten höher als die Einnahmen, bei den Ferngesprächen ist es umgekehrt. Da wird es sicher zu einer Korrektur kommen. Allerdings führt der Privatkunde ja nicht nur Ortsgespräche und der Geschäftskunde nicht nur Ferngespräche. Und was den Nutzen neuer Dienste betrifft: Da vertraue ich auf den Markt.

SPIEGEL: Die neuen Wettbewerber haben die Privatkunden gar nicht im Visier. Sie

Härteste Konkurrenz

wird nach den Vorstellungen von Bundespostminister Wolfgang Bötsch (CSU) künftig in Deutschland auf dem Wachstumsmarkt der Telekommunikation herrschen. Die Zahl der Anbieter soll von 1998 an nicht mehr beschränkt werden. Die stärksten Konkurrenten für die Telekom AG werden dabei aus den Reihen der Energiekonzerne kommen, die sich schon jetzt mit internationalen Allianzen auf den neuen Markt vorbereiten. Mit seinen forschen Liberalisierungsplänen geht Bötsch, 56, ein großes Risiko ein: Wird die Telekom zu sehr geschwächt, könnte der für 1996 geplante Börsengang der Staatsfirma zu einem Flop werden.

Das Gespräch führten die SPIEGEL-Redakteure Klaus-Peter Kerbusk und Elisabeth Niejahr.

Werbeseite

Werbeseite

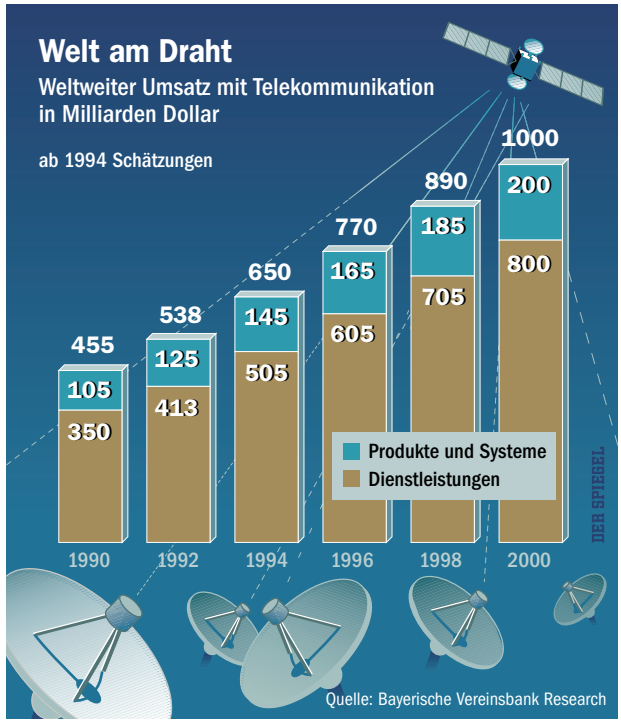
Werbeseite

Werbeseite

wollen die großen Firmen bedienen, sie wollen Rennstrecken mit Datenautobahnen anlegen – nach dem Privat-Telefonierer fragt keiner.

Bötsch: Das steht nicht im Vordergrund, zunächst geht es um die Marktöffnung für neue Anbieter. Ich prophezeie aber, daß die neuen Techniken viel Platz lassen für Wettbewerb auch um den Privatkunden.

SPIEGEL: Für zufriedene Kunden brauchen Sie nicht nur fähige neue Anbieter, sondern auch eine leistungsfähige Telekom. Bislang haben Sie noch nicht mal Finanzminister Theo Waigel von ihren Plänen überzeugen können.



Bötsch: Theo Waigel hat mich in einem Brief aufgefordert, bis 1998 mit der Liberalisierung behutsam vorzugehen. Da sind wir allerdings einer Meinung, denn auch ich will vor 1998 keinen Eingriff in den Kernbereich des Monopols vornehmen. Etwas anderes ist die Zeit danach, für die wir jetzt unsere Pläne vorgestellt haben.

SPIEGEL: Für den Wert der Telekom-Aktie im kommenden Jahr ist nicht nur die Zeit bis 1998 entscheidend, sondern sehr wohl die Marktposition des Unternehmens in den Jahren danach. Fürchten Sie nicht, daß Ihr Liberalisierungs-Tempo die Telekom an den Rand des Ruins treiben könnte?

Bötsch: Ich sehe nicht, daß die Telekom dadurch geschwächt wird. Sie verfügt schließlich über einen riesigen Vorsprung gegenüber neuen Konkurrenten,

„Wir müssen den Neueinsteigern einige Vorteile sichern“

weil sie über eine hervorragende Infrastruktur verfügt, zum Beispiel über ein hochmodernes, volldigitalisiertes Netz in den neuen Bundesländern, und weil sie sich bereits intensiv auf den Wettbewerb ab 1998 vorbereitet.

SPIEGEL: Das tun die Konkurrenten auch. Wollen Sie behaupten, daß der Telekom durch den geplanten rigorosen Wettbewerb keine Nachteile entstehen?

Bötsch: Die Telekom wird natürlich nicht den 100prozentigen Marktanteil behalten, aber sie wird Marktführer bleiben. Ich gehe davon aus, daß der Markt so schnell wächst, daß unterm Strich keine Schwächung entsteht.

SPIEGEL: Auch ohne neue Konkurrenz sollen in den kommenden fünf Jahren mindestens 60 000 Stellen bei der Telekom abgebaut werden. Wie wollen Sie den Leuten klarmachen, daß ausgerechnet der Postminister dafür sorgt, daß sie ihren Job verlieren?

Bötsch: Dieser Postminister hat zunächst mal dafür zu sorgen, daß sich der Standort Deutschland gut entwickelt. Und er muß dafür sorgen, daß bei der Telekommunikation nicht das gleiche geschieht wie in anderen Branchen wie beispielsweise der Unterhaltungselektronik, wo wir kräftig zurückgefallen sind. Entscheidend ist, daß per Saldo sowohl in Deutschland als auch im Ausland mehr Arbeitsplätze entstehen als heute. Dafür ist Wettbewerb unverzichtbar. Wenn das Monopol weiterbestünde, würde die Telekom den Anschluß an das Marktgeschehen verlieren, und damit wären mittelfristig noch viel mehr Jobs bedroht.

SPIEGEL: Wäre es für den Standort Deutschland nicht ebenso schädlich, wenn der für 1996 geplante Börsengang der Telekom ein Flop wird? Davor warnen auch die großen Banken, die das Geschäft abwickeln sollen.

Bötsch: Der Börsengang wird kein Flop. Die Erwerber von Aktien betrachten nicht nur den Status quo. Sie werden berücksichtigen, ob und wie sich die Telekom im Wettbewerb bewähren wird. Ein großer Monopolist wäre kein Renner an der Börse.

SPIEGEL: Ihr forsches Tempo ist aber beispiellos. Selbst in Ländern mit einer sehr liberalen Wirtschaftspolitik wie

Großbritannien oder den Vereinigten Staaten lief die Freigabe der Märkte anders. In Großbritannien ist zunächst für viele Jahre ein, später dann ein zweiter Wettbewerber zugelassen worden. In Amerika bestehen weiterhin regionale Monopole.

Bötsch: Nach dem Motto Exempla trahunt gehen wir eben mit gutem Beispiel voran. Das ist nötig, wenn wir die Telekommunikationsmärkte der Zukunft nicht verschlafen wollen. Es geht schließlich um einen riesigen Wachstumsmarkt, für den viel Interesse geweckt werden muß – auch in anderen Ländern.

SPIEGEL: Sie wollen die Zahl der Wettbewerber, die Lizenzen bekommen, nicht begrenzen. Und Sie wollen die Telekom als einziges Unternehmen dazu zwingen, eine flächendeckende Versorgung anzubieten, während ihre Konkurrenten sich auf attraktive Geschäftsfelder konzentrieren können. Sind das faire Startbedingungen?

Bötsch: Damit der Wettbewerb überhaupt in Gang kommt, müssen wir den Neueinsteigern einige Vorteile gegenüber der Telekom sichern. Und weil wir auch mittelständischen Unternehmen eine Chance geben wollen, bleibt uns gar nichts anderes übrig, als die Zahl der Lizenzen nicht von vornherein festzulegen. Übrigens haben mir Vertreter der Telekom signalisiert, daß eine große Zahl von Wettbewerbern für sie vermutlich günstiger ist als wenige sehr starke Konkurrenten. Außerdem wird die Zahl der Anbieter nicht beliebig groß sein, schließlich muß einiges an technischem und geschäftlichem Know-how eingebracht werden.

SPIEGEL: Die Hauptkonkurrenten der Telekom werden vermutlich die großen Energiekonzerne sein, sie können die nötigen Investitionen am ehesten finanzieren. Ist das der vielgepriesene Wettbewerb, wenn ausgerechnet eine Handvoll Strom-Monopolisten den Zukunftsmarkt unter sich aufteilt?

Bötsch: Auch wenige große Anbieter werden sich einen intensiven Wettbewerb liefern. Aber eines muß klar sein: Es geht nicht an, daß die neuen Konkurrenten ihr Geschäft in der Telekommunikation durch Gewinne aus dem Monopolbereich finanzieren. Darin sehe ich das eigentliche Problem. Schließlich achten wir auch bei der Telekom darauf, daß Kosten aus Bereichen mit intensivem Wettbewerb – etwa dem Mobilfunk – nicht im Monopolbereich verbucht und durch Gebühren gedeckt werden. Das gleiche Prinzip müßte auch für die Stromerzeuger gelten.

SPIEGEL: Wie wollen Sie das schaffen? Etwa mit einer riesigen neuen Regulierungsbehörde wie in den USA?

Bötsch: Ich kann Ihnen heute noch nicht genau sagen, wie die Organisations-

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

strukturen aussehen werden. Es wird eine Regulierungsbehörde geben, aber wir werden wohl nicht mehr als die knapp 400 Leute brauchen, die heute im Postministerium arbeiten.

SPIEGEL: Wenn Ihre Pläne durchkommen, wird es in Deutschland vermutlich nicht nur viele neue Dienste geben, sondern auch viele neue Tarife. Wohin das führen kann, zeigt sich beim Mobilfunk: Da gibt es heute drei Netzbetreiber und etwa 150 Tarife, bei denen kaum jemand durchblickt. Entsteht nicht ein Chaos, wenn Sie eine unbegrenzte Zahl von Lizenzen vergeben?

Bötsch: Das glaube ich nicht. Denken Sie nur an die Deutsche Bahn, da gibt es auch viele Tarife . . .

SPIEGEL: . . . die sich auch kein Mensch merken kann.

Bötsch: Eine komplizierte Welt führt zu komplizierten Sachverhalten. Ein gewisser Aufwand ist unvermeidlich, um aus verschiedenen Angeboten das günstigste herauszufinden. Ich vermute allerdings, daß nach einem stürmischen Anfangswettbewerb eine überschaubare Zahl von Anbietern mit einem ebenso überschaubaren Angebot übrigbleibt.

SPIEGEL: Rechnen Sie damit, daß die Goldgräberstimmung, die sich für 1998 abzeichnet, schnell zusammenbricht ?

Bötsch: Nicht alles, was technisch machbar ist, wird sich durchsetzen. Ich gehe zum Beispiel davon aus, daß das Telebanking eine große Zukunft haben wird. Beim Teleshopping habe ich eher Zweifel. Es ist attraktiv, Bankgeschäfte daheim am Computer zu erledigen. Aber wer einen Rettich zum Mittagessen kaufen will, der wird auch in Zukunft riechen oder fühlen wollen, ob er pelzig ist.

SPIEGEL: Gerade für das Telebanking müssen Sie noch viele Fragen der Datensicherheit klären. Beim Mobilfunk blieb bislang ungeklärt, wie die Polizei Verdächtige abhören soll – das rächt sich heute. Wie wollen Sie das regeln?

Bötsch: Wir müssen die Probleme des Datenschutzes parallel zur Liberalisierung klären. Beim Mobilfunk geht der Streit darum, daß Abhörmaßnahmen im digitalisierten Netz nur mit hohem technischem Aufwand möglich sind. Ich bin der Meinung – wie die meisten meiner Kabinetts-Kollegen –, daß die Betreiber die Kosten dafür tragen müssen. Wir wollen eine entsprechende Verordnung mit technischen Vorgaben noch bis Anfang Mai erlassen.

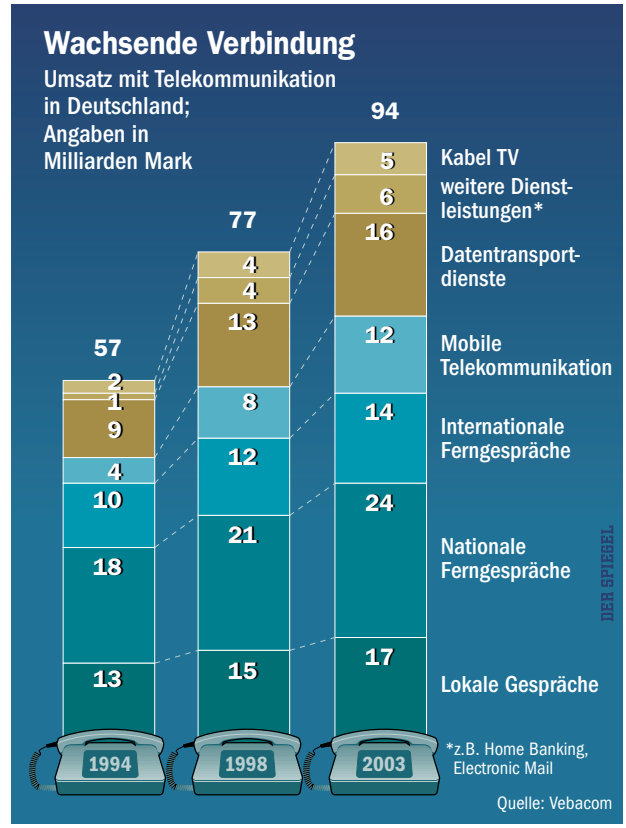
SPIEGEL: Da werden die Netzbetreiber aufjaulen. Sie rechnen mit Zusatzkosten von je 30 bis 50 Millionen Mark.

Bötsch: Ich sehe keine andere Möglichkeit. Wenn die Kosten beim Staatsunternehmen Deutsche Bundespost anfallen würden, müßten wir sie über die Gebühren an den Kunden weitergeben. Das wäre nicht in Ordnung, denn hier geht es um eine verfassungsrechtliche Aufgabe, für die der Verursacher geradestehen muß.

SPIEGEL: Sie selbst gelten nicht gerade als Technik-Freak. Was finden Sie persönlich an einer neuen Informationsgesellschaft mit Tele-Heimarbeit, Video-Shopping und unzähligen neuen Fernsehkanälen eigentlich erstrebenswert?

Bötsch: Auf eine Vielzahl von Fernsehprogrammen könnte ich persönlich gut verzichten. Aber solche Entwicklungen können nicht künstlich aufgehalten werden, also müssen wir den richtigen Umgang damit finden. Und einige Dienste finde auch ich reizvoll, etwa das sogenannte Pay-per-view, bei dem ich für genau die Leistung bezahle, die ich vom Programmanbieter erhalte. Ich würde dabei im Zweifel zur Fußballübertragung greifen.

SPIEGEL: Herr Bötsch, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Banken

Heißer Draht

Die Bank der Zukunft hat keine Filialen und wenig Mitarbeiter, das Kreditgewerbe steht vor einem tiefgreifenden Wandel.

Der Eingang zu dem langgestreckten Verwaltungsbau an der Autobahnabfahrt Quickborn, 25 Kilometer nördlich von Hamburg, ist nur schwer zu finden. Die unscheinbare Eingangstür läßt sich nur mit Hilfe einer Magnetkarte öffnen.

In dem Industriegebiet, mitten in den schleswig-holsteinischen Niederungen, residiert die Comdirect Bank, ein Kreditinstitut völlig neuen Zuschnitts. Statt Schalterhallen und Kassenhäuschen nimmt bei dieser Tochter der Commerzbank das „Call- und Lettercenter" den größten Platz ein. In sterilen Großraumbüros beantworten mehrere Dutzend angelernte Banker, Kopfhörer am Ohr und Bildschirm vor der Nase, die Anrufe und Briefe.

Immer wieder fragen die Anrufer irritiert, ob sie die Bank denn aufsuchen könnten. „Nein", erklärt Stefan Homp, Leiter des Privatkundengeschäfts, geduldig, „eine Direktbank ist nur über Telefon, Fax oder brieflich erreichbar – aber dafür um bis zu 88 Prozent billiger."

Geschäftsführer Bernt Weber hat sich den Lebensmitteldiscounter Aldi als Vorbild genommen. „Bei uns bekommen Sie nicht alles, aber alles besonders preiswert", lautet seine Strategie.

Die Botschaft kommt offenbar an: Innerhalb von zwei Monaten konnte die Comdirect Bank 6000 Kunden gewinnen, bis Jahresende sollen es 50 000 sein. Im Endausbau, 1996, sollen vom Bausparvertrag über das Sparkonto bis zur Lebensversicherung 20 Produkte angeboten werden.

FOTOS: R. JANKE / ARGUS

Comdirect-Bank in Quickborn: Nur über Telefon, Fax oder brieflich erreichbar

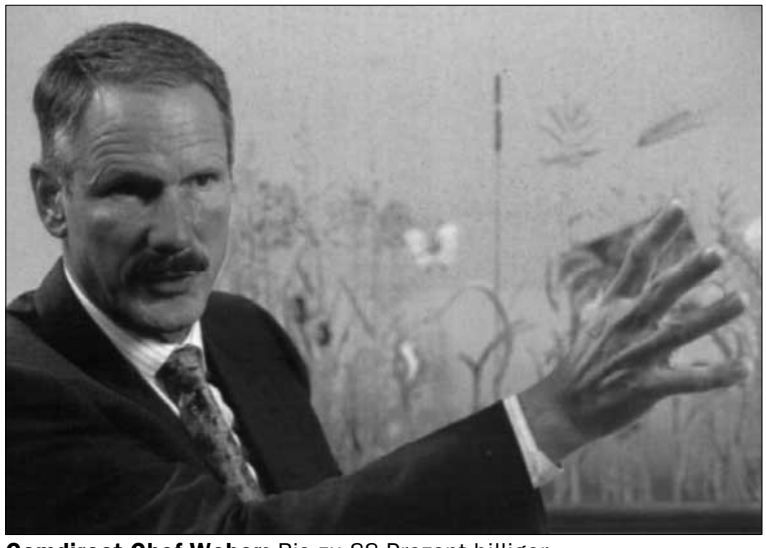
Seit die Münchner Hypobank vor einem Jahr mit der Direkt Anlage Bank den ersten Discountbroker in Deutschland etablierte, ist bei den Banken das Gründerfieber ausgebrochen. Die Deutsche Bank eröffnet im Herbst in Bonn ihre Bank 24, die rund um die Uhr per Telefon, Computer oder Fax erreichbar sein wird.

Die Berliner Bank will bereits im Juni mit einer elektronischen Bank bundesweit auf Kundenfang gehen. „Über kurz oder lang werden alle größeren Kreditinstitute im Direktgeschäft tätig sein", sagt Helmuth Strothmann aus dem Vorstand der Berliner Bank.

Fast ein Dutzend Discountbroker bieten mittlerweile den billigeren Kauf von Aktien, Investmentfonds und Anleihen an. Doch das ist längst nicht alles. Spätestens seit dem Start der Comdirect Bank kündigt sich eine Revolution im Privatkundengeschäft an, wie sie tiefgreifender nicht sein könnte.

15 Prozent der Kontoinhaber sind nach Ansicht von Burkhardt Pauluhn, dem für die Privatkunden zuständigen Generalbevollmächtigten der Deutschen Bank, zur Zeit bereit, zu einer Direktbank zu wechseln. Vor allem unter den Jüngeren, die mit Computer und den neuen Medien aufwachsen, werden die fünf Millionen potentiellen Kunden vermutet.

Jahrelang haben die Kreditinstitute die Gebühren bei Kontoführung oder Baufinanzierung immer mehr angehoben – nun ist die Schmerzgrenze er-



Comdirect-Chef Weber: Bis zu 88 Prozent billiger

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

reicht. „Die Kunden akzeptieren unsere Preise nicht mehr“, klagt Albrecht Schmidt, Vorstandssprecher der Bayerischen Vereinsbank. Das anonyme Bankgeschäft bietet eine preiswerte Alternative.

Doch was wird aus den vielen traditionellen Filialen, die nicht so kostengünstig wie die Billigbanker auf der grünen Wiese anbieten können? 14 000 der 48 000 Zweigstellen und 100 000 Arbeitsplätze stehen nach einer Untersuchung der Wiesbadener Unternehmensberatung Arthur D. Little in den nächsten Jahren zur Disposition. Die Deutsche Bank beispielsweise baute im Inland im vergangenen Jahr 2500 Arbeitsplätze ab, 1995 sollen es noch mehr werden.

„Wir haben die Kostenbremse weiter angezogen“, sagt Vorstandssprecher Hilmar Kopper. Das Betriebsergebnis des Branchenprimus sank 1994 um 23,1 Prozent. Ähnlich negativ lief es bei den meisten anderen Instituten (siehe Grafik Seite 121).

Zwar lag dies vor allem an den mageren Finanzgeschäften, die unter anderem wegen der Fehleinschätzung der Zinsentwicklung beim Branchenprimus um 1,5 Milliarden Mark nach unten sackten. Aber auch im Privatkundengeschäft wächst langsam der Druck auf die Profite.

Seit im August 1994 Geldmarktfonds in Deutschland zugelassen wurden, geben sich immer weniger Kunden mit Sparzinsen von zwei Prozent zufrieden. Über 40 Milliarden Mark liegen schon auf den Geldmarktkonten, die etwa doppelt soviel abwerfen und trotzdem ohne Kosten jederzeit kündbar sind.

Direktbanken müssen keine teuren Filialen in den Innenstädten unterhalten und ihren Angestellten keine hohen Tariflöhne zahlen; ihnen fällt es deshalb leichter, in dem neuen Geschäft mitzuhalten.

Die Allgemeine Deutsche Direktbank offeriert etwa ein Tagesgeldkonto, das schon bei einem Mindestguthaben von 1000 Mark Zinsen von zur Zeit vier Prozent abwirft. Im Gegensatz zum traditionellen Festgeld, das für einen bestimmten Zeitpunkt fest angelegt wird, ist das Geld jederzeit verfügbar.

Mit diesem Konto konnte die älteste deutsche Direktbank, die den Gewerkschaften gehört, über 200 Millionen Mark einsammeln. Bei der Comdirect Bank sind es bereits nach wenigen Wochen mehr als 100 Millionen.

Sobald die Bundesbank die kurzfristigen Zinsen erhöht, klettern auch die Renditen für das Tagesgeld. In Hochzinsphasen können Guthaben auf normalen Girokonten in Zukunft fünf oder sechs Prozent abwerfen. Da werden auch viele traditionelle Sparkassenkunden schwach werden, die bisher ihr Geld brav zur nächsten Filiale tragen.

Noch ist es für Kunden einer Direktbank allerdings schwierig, an Bargeld zu kommen. Zwar können Kunden von Anbietern wie der Augsburger Aktienbank mit kostenlos mitgelieferten EC- oder Kreditkarten an den meisten Geldausgabeautomaten Scheine ziehen. Doch die fremden Banken kassieren dafür in der Regel vier Mark pro Auszahlung.

Die Berliner Bank rüstet deshalb zur Zeit jede Woche zehn Aral-Tankstellen mit eigenen Geldausgabeautomaten aus. Ende nächsten Jahres sollen mindestens 1000 Automaten an Tankstellen und in Einkaufszentren der Asko-Gruppe Bargeld ausspucken. „Damit können wir endlich bundesweit den Gesamtbedarf der Privatkunden decken“, sagt Strothmann.

Der Vorstand der Berliner Bank will vom Konsumentenkredit über die Spareinlage bis zu Fondsanteilen alles am Telefon verkaufen. Schließlich seien die meisten Dienstleistungen der Banken „im Grunde ganz einfache Produkte“. Bisher rechtfertigten Banker ihre hohen Gebühren gern mit dem Hinweis auf ihre angeblich so individuell auf den Kunden zugeschnittenen Dienste.

Die Berliner Bank – bisher ein Geldinstitut mit regionaler Bedeutung – will mit Hilfe ihrer Direktbank gewaltig expandieren. Nicht teure Filialen von Berchtesgaden bis Leer sollen den Durchbruch zu nationaler Größe bringen, sondern der heiße Draht in die Hauptstadt.

Strothmann will nicht zu den Discountanbietern gezählt werden. Die größere Bequemlichkeit, weniger die niedrigeren Preise würden dem Home Banking zum Sieg verhelfen, meint er.

Die Deutsche Bank hat sich beim Gewerbeaufsichtsamt der Stadt Bonn eine Ausnahmegenehmigung geben lassen, nun kann sie mit ihrer Bank 24 auch wirklich 24 Stunden für den Kunden dasein. Die Düsseldorfer Citibank wurde beim nordrhein-westfälischen Arbeitsministerium vorstellig, um demnächst Ähnliches anbieten zu können.

Mittelfristig jedoch wird auch im Bankgewerbe der Preis zum entscheidenden Kriterium. So warnt die den Kreditinstituten nahestehende *Börsenzeitung* in einem Leitartikel vor dem „Nullsummenspiel Direktbanking". Viele Banken fürchten eine „Kannibalisierung" ihrer Profite: Attraktive Kunden könnten zur hauseigenen Billigkonkurrenz abwandern.

Als Ersatz für eine konventionelle Bankverbindung wird die Comdirect Bank frühestens im Herbst taugen, wenn eine Kundenkarte den kostenlosen Zugang zu allen 770 Geldausgabeautomaten der Commerzbank eröffnet. Dann kann auch der Zahlungsverkehr, zur Hälfte der üblichen Gebühren, über ein Konto der Comdirect Bank abgewickelt werden.

Auch die Deutsche Bank will die Kostendifferenz zwischen ihrer Bank 24 und dem Mutterinstitut an den Kunden weitergeben.

Die Anrufe sollen über das bankinterne Datennetz nach Bonn weitergeleitet werden. So will die Bank die Telefongebühren, eine der größten Kostenstellen im Geldgewerbe der Zukunft, niedrig halten. Für den weiteren Ausbau dieser Datenautobahn wurde eine gemeinsame Tochtergesellschaft mit Mannesmann und RWE gegründet.

500 000 Kunden will Deutsche-Bank-Chef Kopper mit seiner Bank 24 innerhalb von vier bis fünf Jahren gewinnen. Ganz ohne Abwanderung von Stammkunden aus der teuren Filialbank wird dies nicht abgehen. Doch vor allem, so das Kalkül, soll die Expansion zu Lasten innovationsunwilliger Institute gehen.

„Sparkassen und Volksbanken müssen Kunden ziehen lassen", sagt Weber. Mindestens zehn Prozent der Bankfilialen müßten in den nächsten fünf Jahren geschlossen werden, wenn die Vorhersagen der Marktforscher sich nur halbwegs erfüllten.

Er benötige nur ein Drittel des Personals einer vom Volumen her vergleichbaren Filialbank, rechnet Bernhard Hafner, Vorstandvorsitzender der Allgemeinen Deutschen Direktbank, vor. Bei größeren Einheiten werden die Kostenvorteile eher noch zunehmen.

Doch die kleineren Kreditinstitute beginnen sich zu wehren. Dorfbanken wie die niedersächsische Sparkasse Scheeßel bieten Home Banking über den Computer „mit Datex-J, Btx oder ZV-light" und, natürlich, „deutlich günstigere Postengebühren".

Schon gibt es Studien, die den Ausbau des Telefon-Banking für einen letztendlich immer noch zu teuren Zwischenschritt halten. Denn dafür werden immer noch Menschen gebraucht.

Die Zukunft gehört dem Computer-Highway, über den der Kunde vom Fernsehsessel aus sein Konto verwaltet. Möglicherweise wandeln sich manche Kreditinstitute zu bloßen Softwareanbietern, die elektronische Bankgeschäfte organisieren.

Das Gespräch mit einem Bankberater wird spätestens dann zu einem Luxusartikel.

Manager

Regelrecht Schiß

Komiker wie Ottfried Fischer, John Cleese und Gerhard Polt werden ganz ernsthaft bei Schulungen für Manager und Vertreter eingesetzt.

Die Übung „bessere Koordination" gerät mitunter ziemlich feucht: Unternehmensberater Walter Kapitel bindet zwei Führungskräfte an jeweils einem Bein mit einem Seil aneinander – und läßt sie gemeinsam ein steiles Bachbett hinaufkraxeln.

J. DONOSO / SYGMA

Monty-Python-Star Cleese: Mit überirdischer Hilfe Personalführungsproblem gelöst

Auch die Übung „Verantwortung tragen" nimmt Kapitel beim „Outdoor-Training" wörtlich. Er fordert die Manager auf, sich einen Stein zu suchen, der ihrer schweren Verantwortung entspricht, und diesen durch die Landschaft zu schleppen. „Vorstandsmitglieder tragen riesige Brocken herum", sagt Walter Kapitel, „geben aber ihre Last nicht ab, auch wenn sie fast zusammenbrechen."

Als wäre das nicht lustig genug, regt der Münchner Management-Trainer Walter Kapitel die Seminarteilnehmer – meist leitende Angestellte von Firmen wie Siemens, Nestlé oder Apple – nach dem Unterricht auch noch an, sich gegenseitig zu veräppeln. Abends im Tagungshotel, wenn die Strapazen des Freiluft-Rollenspiels vorüber sind, versuchen sich die Wirtschaftsbosse als Kabarettisten. In den künstlerischen Aussageformen Sketch, Lied oder Pantomime stellen Firmenchefs die Situation ihres Unternehmens dar. „Dabei kommen oft irrsinnig witzige Sachen heraus", behauptet Kapitel.

Der Humor-Einsatz, erklärt der Unternehmensberater im leicht verblasenen Jargon der Zunft, „erhöht per spielerischen Ansatz die Lernbereitschaft und stärkt das kreative Potential". Deshalb verwenden immer mehr Verkäufer-Coachs Humor und Satire als Lehrmittel. Versicherungen zeigen ihren Vertretern Gerhard Polts Vertreter-Haßfilm „Kehraus", Computerfirmen konfrontieren ihr Verkaufspersonal zur Abschreckung und Belehrung mit Videos von John Cleese. Und andere Konzerne schmücken ihre Fortbildungsseminare mit bekannten Kabarettisten.

Als die Landesbausparkasse ihren Mitarbeitern bei einem Seminar ein neues Sparmodell vorstellte, machte der Fernsehserien-Star („Ein Bayer auf Rügen") Ottfried Fischer den Pausenclown. Fischer lockerte die Vorträge über Sparprämien und Bewertungsstichtage mit kabarettistischen Kostproben auf – und machte sich nebenbei ein bißchen über den Bausparbetrieb lustig. „Das Kabarett hat Ventilfunktion", sagt der schwergewichtige Spaßmacher, „man kann über die Oberen herziehen, und den Unteren gefällt's."

Wenn Bruno Jonas, Dieter Hildebrandt oder Gerhard Polt bei Firmenveranstaltungen auftreten, steigt die Stimmung im Betrieb. Das ist gut für die Bosse. Und gut für die Kabarettisten, die an einem Abend oft 10 000 Mark extra verdienen. „Unterhaltung für die Wirtschaft", sagt Ottfried Fischer, „ist die Prostitution des Satirikers."

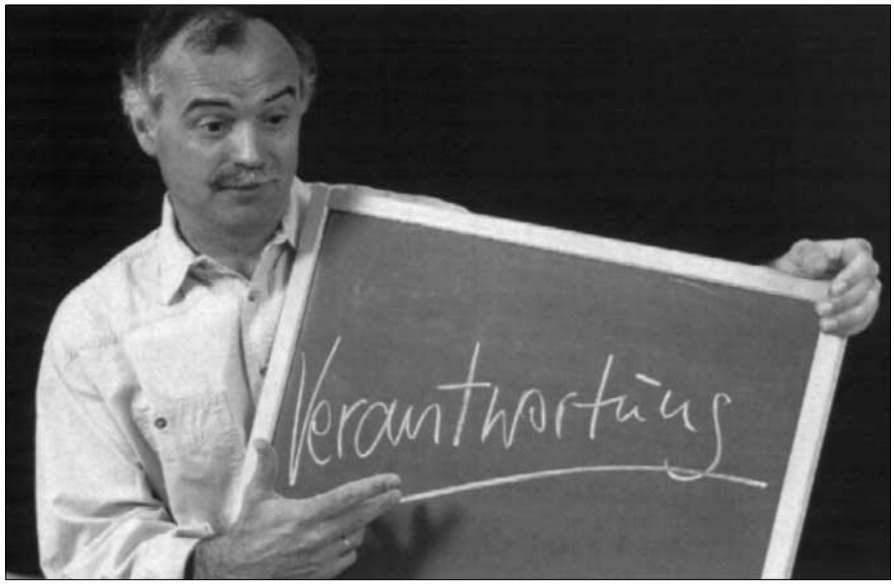
Preisgünstiger kommt es für die Unternehmen, Satire auf Video vorzuführen. Besonders Versicherungen arbeiten mit komischem Unterrichtsmaterial, um ihre Außenvertreter bei Schulungen auf die humoristischen Wechselfälle des Versicherungswesens vorzubereiten. Die Allianz etwa zeigt in Seminaren gern Sketche von Otto und Emil. Und in der betriebsinternen Videoabteilung von Lloyd's sind Dutzende von Schulungsfilmen entstanden, „in denen wir uns sehr schön selber auf die Schippe nehmen", wie ein Lloyd's-Mitarbeiter behauptet.

Der bayerische Anti-Policenfilm „Kehraus" von Hanns Christian Müller und Gerhard Polt ist in Deutschlands Versicherungspalästen längst ein Klassiker. In diesem satirischen Horrorstück über Klauseln, Krapfen und Betriebsinterna versucht ein entnervter Versicherungsnehmer, einen Vertrag rückgängig zu machen – ein völlig aussichtsloses Unterfangen, besonders am Faschingsdienstag.

Doch offenbar wollen die Vertreter nicht immer aus „Kehraus" lernen. „Versicherungen beschäftigen querbeet die verschiedensten Leute – Mathematiker, Vertreter, Sachbearbeiter", sagt Lloyd's-Sprecher Peter Frank, „da muß man stark auf Befindlichkeiten achten." Im Klartext: Fühlt sich der „Kehraus"-Betrachter allzusehr an seine eigenen Arbeitsmethoden erinnert (und somit attackiert), ist das Lernziel verfehlt.

Andererseits wollen die Personal-Coachs auch ablehnende Reaktionen bei den Mitarbeitern provozieren. Durch die satirische Überspitzung soll eine übertriebene Identifikation mit der Firma abgebaut werden; problematische Situationen im Betrieb, so die Absicht der Management-Berater, sollen durch spaßbedingte Distanzierung erkannt und behoben werden. „Die Satire ist ein guter Spiegel, in dem einem die Lächerlichkeit des eigenen Verhaltens auffällt", sagt Berthold Henseler von der Münchner Beratungsfirma Sidoun Management und Marketing Services.

Das kann nicht jeder gleich gut vertragen. „Hohe Führungskräfte haben oft regelrecht Schiß vor dem Management-Training", sagt Humor-Animateur Walter Kapitel. Satire und Sport schaffen Distanz – zu den Bilanzen und zur eigenen Bedeutung. Gerade den Chefs fällt es da oft schwer, Abstand zu gewinnen, indem sie, statt zu delegieren, etwa selber ein Floß zusammenzimmern und danach ihre Erfolgs- und Pannen-Erlebnis-



W. M. WEBER

Management-Trainer Kapitel: „Irrsinnig witzige Sachen“

se auch noch vor der Gruppe als Rollenspiel darbieten sollen.

Wohl auch deshalb erfreuen sich Klamauk-Filme, in denen sich Profi-Komiker gegen Gage zum pädagogisch wertvollen Hanswurst machen, unter Schulen und Schülern zunehmender Beliebtheit. Marktführer auf diesem Spezialgebiet ist der Brite John Cleese, bekannt als Oberscherzbold der TV-Chaoten Monty Python, Schauspieler und Regisseur („Ein Fisch namens Wanda“). Der psychotherapieerfahrene und gruppendynamisch gehärtete Cleese bündelte seine Kenntnisse zu Ratgeber-Videos für Wirtschaftsunternehmen.

Für die Produktionsfirma „Video Arts“ nahm John Cleese mehr als 70 lustige Lehrfilme auf, die in über 20 Sprachen übersetzt wurden, Autohersteller, Computerkonzerne und Banken benützen die Gaga-Gebrauchsanweisungen. Seine Anteile an der von ihm selbst mitgegründeten Firma hat Cleese mittlerweile zum stolzen Preis von 43 Millionen Pfund verkauft.

„Normale Trainingsvideos strotzen entweder vor Moral oder vor Langeweile“, sagt Sara Tsudome, Mitarbeiterin eines großen amerikanischen Computerherstellers mit Sitz in Frankfurt. Was modernes Management ist, brachte ihr Humorist Cleese bei, indem er mit überirdischer Hilfe ein Personalführungsproblem löste – „das ist so überzeichnet dargestellt“, sagt Tsudome, „daß ernsthafte Erklärungen nicht notwendig sind“.

Nahezu alle Wirtschaftszweige versorgt der Brite mit seiner humoristischen Software. In einem der Videos tritt Cleese in gehobener Position auf – als Heiliger Petrus. Wenn er dereinst selbst vor Petrus treten müsse und nach seinem Beruf gefragt werde, könne er außer „Komiker“ befriedigt antworten: „Ich drehte nützliche Trainingsfilme.“

Werbeseite

Werbeseite

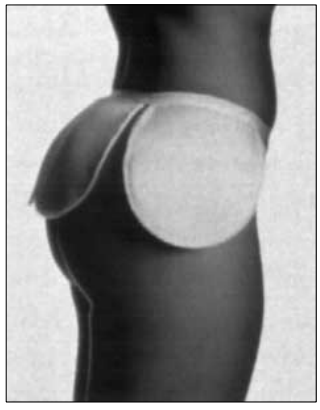
Werbeseite

Werbeseite

Mode

Kunstpo für Diätopfer

Wenn Intelligenz heißt, die Dinge von einem neuen Standpunkt aus zu betrachten, dann sind japanische Designer verdammt intelligent. Anstatt, wie sonst üblich, Hosen und Röcke dem Körper anzupassen, gleichen sie den Körper der Kleidung an. Mit Polstern, die an einem Band hängen, werden flache Pos und Hüften gerundet, was einen weiblich-üppigen Gesamteindruck geben soll. Gleichzeitig sind die Kunstpölsterchen, die gern in Kombination mit dem wattig-dicken Wonderbra getragen werden, auch geeignet für abgemagerte Diätopfer. Sie können sich, unbelastet von ungelösten



COURTESY OF COLORS

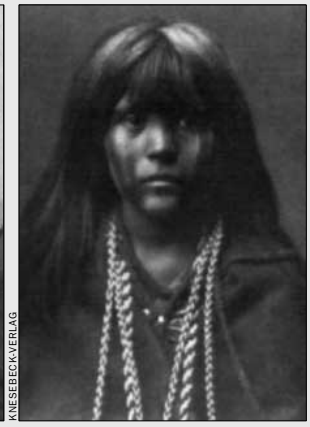
Po-Polster

Problemzonen, selbstbewußt in alter Fülle zeigen und sogar die zu weit gewordenen Stretchhosen noch auftragen. Den Wunderpo gibt es bisher allerdings nur in Japan zu kaufen.

Feminismus

Potenz in Millilitern

Anka Radakovich hat offenbar fast alles ausprobiert, was Spaß macht: Callboys und Aphrodisiaka, eßbare Unterwäsche und 200-Dollar-Bustiers. Und sie kennt, so scheint es, auch sämtliche Arten von Jungs, die in den USA herumlaufen: Die einen reden nur über die Größe ihres besten Stücks, andere messen ihre Leistung im Bett in Millilitern, und die übrigen gucken am liebsten endlose Baseballspiele im Fernsehen. Mit derlei Erkenntnissen über das seltsame Geschlecht, die sie allmonatlich den Lesern des amerikanischen Zeitgeistmagazins *Details* mitteilt, hat es Radakovich zum Status einer Starkolumnistin gebracht – jetzt sind die gesammelten Anschläge der Trash-Feministin in deutscher Übersetzung als Buch erschienen („Der Club der wilden Mädchen". Goldmann Verlag, München; 328 Seiten; 12,90 Mark). Immerhin gibt es auch einiges über Frauen zu erfahren, zum Beispiel, daß sie in langen New Yorker Nächten um die Wette prahlen, wer mit dem berühmtesten Mann im Bett war. Zudem räumt Radakovich mit dem Mythos vom Penisneid auf: Die Beule am Unterleib, findet sie, sehe in einem engen Kleid einfach „gräßlich" aus.



KNESEBECK-VERLAG

Curtis-Aufnahmen

Fotografie

Grimmige Güte

Sie heißt Mosa, und so klar und zugleich geheimnisvoll, wie ihr Name klingt, sieht das Mädchen vom Stamme der Mohave den Betrachter auch an. 1903 hat der amerikanische Fotograf Edward S. Curtis die Squaw aufgenommen – eine von mehr als 2200 Fotogravuren, die der Forscher Anfang des Jahrhunderts zu einer einzigartigen anthropologischen Dokumentation über 80 Indianerstämme zusammenstellte. Der Münchner Knesebeck Verlag präsentiert nun eine Auswahl von Curtis-Fotos. Ein besonderes Reproduktionsverfahren läßt die Aufnahmen fast so authentisch aussehen wie Originale. Der deutschen Ausgabe liegt eine Übersetzung der Begleittexte bei („Native Nations". Knesebeck Verlag, München; 160 Seiten; 148 Mark). 30 Jahre brauchte Curtis für seine Arbeit, sein Kapital ging drauf. Er büßte seine Gesundheit ein, und die Familie verließ den besessenen Visionär. Nichts hielt ihn ab, Leben und Bräuche der Indianer festzuhalten – die grimmige Güte im Gesicht eines Hopi-Mannes; der unberührte Palmenhain dort, wo heute die Reichen-Oase Palm-Springs liegt; die Studien von Indianermüttern mit Kindern. Denn, so sah Curtis voraus: Was er nicht bewahrte, würde „für immer verlorengehen".

Pop

Die große Zweiflerin

Immer wenn einer auf die dumme Idee kam, sie eine Überlebende zu nennen,

GAMMA / STUDIO X

Faithfull

dann hat Marianne Faithfull kurz gelächelt und den Raum verlassen – denn ums Überleben, so sagt sie, sei es ihr nie gegangen. Darum, ein großer Rockstar zu werden, erst recht nicht. Dabei hatte die Verwandte des Leopold Ritter von Sacher-Masoch so ziemlich alles, was der Rock'n'Roll bieten kann: Limousinen, ein Leben mit den Rolling Stones, Nächte in London, Marrakesch, New York und Dublin. Mit nur einer Handvoll Langspielplatten in 30 Jahren hält sie eine Art Understatement-Rekord der Popgeschichte, und die gerade erschienene CD „A Secret Life" ist ein Wunder an vornehmem Minimalismus – weil man ihr den Zweifel am eigenen Talent bis heute anhört. „Sie weiß, was sie verloren hat, aber sie wartet immer noch auf mehr", singt sie in „She". Reue war nie ihre Sache, und außerdem, das weiß sie, ist es dafür sowieso zu spät.

Werbeseite

Werbeseite

Jugend

AGITPOP AUS DEM GHETTO

Sie sind längst zu Hause in der Fremde und doch Fremde im eigenen Land: Die Rapper der türkischen Hip-Hop-Szene in Berlin, Köln und anderen deutschen Großstädten artikulieren vor dem Mikrofon ihre alltägliche Wut – auf islamische Traditionen und deutsche Vorurteile. Nun hat auch der Musikmarkt den Türken-Rap entdeckt.

FOTOS: T. MUSCIONICO / CONTACT PRESS / FOCUS

Türkischer Breakdancer im Kreuzberger Jugendzentrum: „Du bist Türke. In Deutschland. Verstehe das, und vergiß es nicht"

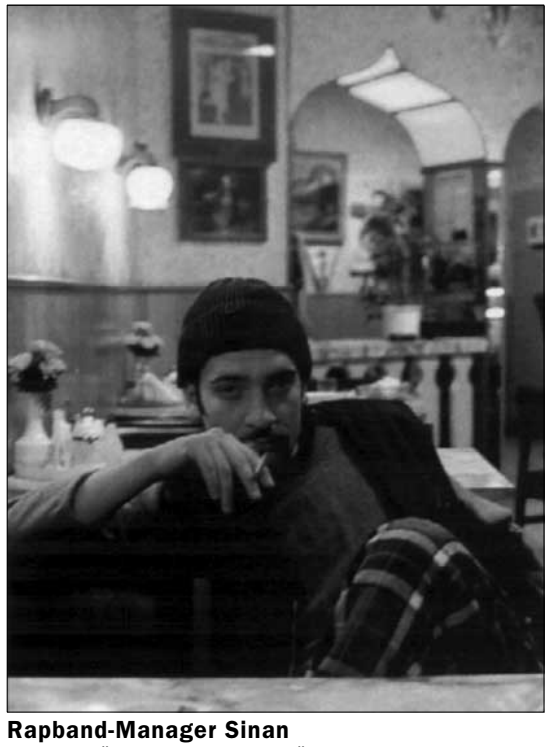
Im Kreuzberger Arbeiterlokal Bel Kepçe sitzt Ozan Sinan an einem der Resopaltische, löffelt Hammelfleisch mit Joghurt und trinkt gezuckerten Tee dazu. Er trägt eine Daunenweste, Wollmütze und Kapuzenpulli, die Uniform der Hip-Hopper von Berlin bis Los Angeles, und er scheint allezeit zufrieden zu lächeln.

„Wir dürfen uns nicht mehr mit den Identifikationsmodellen abfinden, die man uns bisher angeboten hat", sagt Sinan. „Wir sind keine Türken, wir sind keine Deutschen, wir sind wir. Und wer wir sind, müssen wir jetzt langsam mal definieren." Er sagt das ohne Zorn, ruhig und freundlich; wie einer, der von etwas redet, das schon lange überfällig ist.

Viele seiner Altersgenossen, sagt Sinan, liefen immer noch in die Assimilationsfalle, sie wollten deutscher als die Deutschen sein: „Aber warum sollen wir uns an eine Gesellschaft anpassen, die uns von Anfang an abgelehnt hat? Wenn ich sehe, wie mein Vater zusammenzuckt, wenn ihn ein Deutscher scharf anredet, wie er überfreundlich und vorsichtig mit den Menschen hier umgeht, dann kocht es jedesmal in mir hoch."

Sinan ist Manager und Kopf eines losen Verbunds aus drei Rapgruppen, der unter dem Namen „Cartel" firmiert. Und er begreift sich als politischer Kämpfer: „Seit 30 Jahren sind wir Türken hier. Wir haben Deutschland genauso mit aufgebaut wie alle anderen Deutschen. Außerdem sind die meisten Türken der zweiten Generation hier geboren. Wir gehören nicht in die Türkei. Wir gehören hierher."

Hip Hop ist ein Ventil für solche Emotionen. Die Rapmusik dient in Berlin wie in Nürnberg, Kiel und Frankfurt als Sprachrohr einer Generation junger Türken, die sich als kulturelle Avantgarde ihrer Generation verstehen. Sie wenden sich ebenso gegen Ausländerhaß wie gegen die Zwänge der islamischen Tradition. Sie leben im Wider-



Rapband-Manager Sinan
„Wir gehören nicht in die Türkei, sondern hierher"

Spraybild in der „Naunyn Ritze“: „Die Gangs sprühten als erste Graffiti“

spruch zweier Kulturen, und sie wissen nicht, ob sie sich fremd im eigenen Land oder zu Hause im fremden Land fühlen sollen. „Türksun“ heißt einer der Texte des Cartels, und darin skandiert der Rapper Erci Ergün: „Du bist Türke. In Deutschland. Verstehe das, und vergiß es nicht.“

Ozan Sinan ist 23 Jahre alt. Früher mal war er Mitglied der Berliner Straßengang „Giants“, später Marketing-Student und Werbefachmann beim Berliner Radiosender Kiss FM. Nun hat er die erste Cartel-CD produziert. Zum Cartel gehören Erci aus Berlin, Karakan aus Nürnberg und Da Crime Posse aus Kiel.

„Die Jungs haben eine unglaubliche Energie und eine Sprache, die vom Publikum als die ihrige verstanden wird – also alles, was ein Hit braucht“, sagt Martin Brem von der Plattenfirma Mercury, bei der die Rapper unter Vertrag sind. „Dazu kommt, daß man ein solches Projekt langfristig aufbauen kann.“

„Defol Dazlak“ hieß der Hit: „Verpiß dich, Glatze“

Bei 800 000 jungen Türken in Deutschland und ein paar Millionen in der Türkei ist die Rechnung einfach: Kommerz plus Agitationspop gleich Umsatz. Auf diese Gleichung setzen auch andere: Kürzlich eröffnete in Köln eine neue Großdiskothek – für junge Türken. 2000 Gäste passen ins „Bodrum“, das im Keller eines Einkaufszentrums in der Kölner Innenstadt liegt. Gespielt wird türkischer Pop: traditionelle Melodien mit den typischen Dreivierteltonschritten, unter die Techno-, House- oder eben Hip-Hop-Rhythmen gemischt werden. Auch in den Importabteilungen der Plattenläden stehen inzwischen in der Türkei produzierte Pop-CDs.

Der Nürnberger Rapper Alper fand den Einstieg in den neuen Markt fürs Multikulturelle mit seiner Band King Size Terror, die er zusammen mit dem Deutsch-Peruaner Chill gegründet hat. „Ich wollte schon immer in meiner Muttersprache rappen“, sagt der Türke Alper, der heute bei Karakan mitmacht. Gleich mit seiner ersten Maxi-CD landete er einen Hit in der deutsch-türkischen Hip-Hop-Szene – ein Debüt mit politischer Sprengkraft. Denn im Text forderte Alper die deutschen Türken zum Zurückschlagen auf. „Defol Dazlak“ hieß der Titel, zu deutsch: „Verpiß dich, Glatze“. Auch die Musik war multikulturell: „Wir verwenden türkische und orientalische Samples“, erklärt Alper, „und haben festgestellt, daß die wunderbar mit den Hip-Hop-Beats harmonieren.“

Ähnlich wie die amerikanische wurzelt auch die türkische Hip-Hop-Kultur in der Straßenbanden-Szene. Die schwarzen Gangsta-Rapper Ice Cube, Ice-T oder Public Enemy hatten Banden aus den heruntergekommenen Vierteln von Los Angeles und New York angehört. Ihre Botschaft war klar: Das System ist rassistisch, und der Kampf dagegen findet auf der Straße statt. „Kill the Cops“ und „Fuck the Police“ hieß es in den Texten.

„Ich erinnere mich noch gut an die Anfänge der Berliner Streetgangs Mitte der achtziger Jahre“, sagt Sinan. „Das waren die ersten, die Rap hörten, und sie sprühten als erste Graffiti an die Wände.“ 350 bis 400 Gangmitglieder bildeten damals den harten Kern.

Die jungen Türken lieferten sich nicht nur Straßenschlachten mit verfeindeten deutschen Gangs, sondern manche von ihnen mischten auch im Drogenkleinhandel und im Autoknackergeschäft mit – deshalb gab es bald Ärger mit professionellen Ganoven und mit der Polizei. Heute existieren nur noch die Kreuzberger „36 Boys“ als geschlossene Gruppe.

Nach wie vor haben sie ihr Hauptquartier in der „Naunyn Ritze“, dem Jugend- und Gemeindezentrum in der Kreuzberger Naunynstraße. Die Fassade des vierstöckigen Altbaus ist mit Graffiti verziert. Plakate werben für Reggae- und Hip-Hop-Partys, DJ-Workshops und Tanzkurse. Das Café ist schon am frühen Nachmittag gut be-

Berliner Türkengang „36 Boys“: „Wir haben hier Bandenkrieg gemacht“

sucht. Ein paar Jungs spielen Kicker, andere schlürfen in einer Ecke ihren Tee, und an der Bar lehnen die Veteranen der Hip-Hop-Szene.

22 Jahre ist Taner Celebi erst alt, aber er war von Anfang an dabei. Ein durchtrainierter Bursche mit herausforderndem Blick, der sich immer noch wie ein Streetfighter kleidet – schwarze Jeans und Bomberjacke. Er kam schon mit neun Jahren zum Hip Hop. „Wild Style“ war für ihn damals das Schlüsselerlebnis, der erste Rapfilm, der im deutschen Fernsehen gezeigt wurde: „Ich habe sofort angefangen, die Schriftzüge der Graffiti-Sprüher nachzumachen, und bin voll auf die Musik abgefahren.“

Mitte der achtziger Jahre kam er zu den 36 Boys. „Wir waren die ersten, die hier Bandenkrieg gemacht haben“, sagt er stolz. Heute ist Taner einer der Erzieher in der Naunyn-Ritze, veranstaltet Hip-Hop-Partys und organisiert Breakdance-Kurse.

Die „Kreuzberg Battle Moves“ gehören zu seinen Schützlingen, eine Breakdance-Gruppe, die auf Festivals in ganz Europa auftritt. Chef ist Bülent Yavoz, ein gedrungener 17jähriger, der seine dunkelblonden Haare in einen Pferdeschwanz gebunden hat. Bülent war Breakdance-Europameister. Dann geriet er in eine Schlägerei. „So’n Araber hat mir von hinten ein Messer reingestochen“, sagt er. Und fügt trotzig hinzu: „Hat sich von vorne nicht getraut.“

„Die meisten Eltern können mit Hip Hop nichts anfangen“

Beim Training in einem kahlen Raum von der Größe eines Schulzimmers versucht er ein paar Drehungen auf dem Rücken, aber nach dem zweiten Mal verzieht er das Gesicht vor Schmerz und läßt andere aus der Gruppe ran. Deniz, ein 15jähriger, der seinen Körper auf der rechten Hand rotieren lassen kann. Ozcan, der auf dem Kopf herumwirbelt. Hasan mit dem Seitenscheitel, der seine Drehungen mit einem kalkulierten Sturz stoppt. Zwei Mädchen sind auch dabei, Bagdagül und Mona. Sie tragen Bomberjacken wie die Jungs, und sie sind genausogut.

„Meine Familie hat sich schon gewundert, daß ich als Mädchen so was mache“, sagt Bagdagül. Bülent nickt. „Die meisten Eltern können mit Hip Hop nichts anfangen“, sagt er, „meine auch nicht.“ Deutschen Jugendlichen geht es da nicht anders. Hasan grinst: „Aber dann zeigen sie jedem Besucher das Video von Bülent bei der Meisterschaft.“

OUTLINE / INTERTOPICS

Rapband „Public Enemy“
Das System ist rassistisch

Tatsächlich scheint es, als biete die Rapmusik den jungen Türken in Berlin und anderen deutschen Großstädten eine Artikulationsplattform, auf der sich der Zweifrontenkampf gegen einengende türkische Traditionen und gegen ausländerfeindliche Diskriminierung offen austragen läßt.

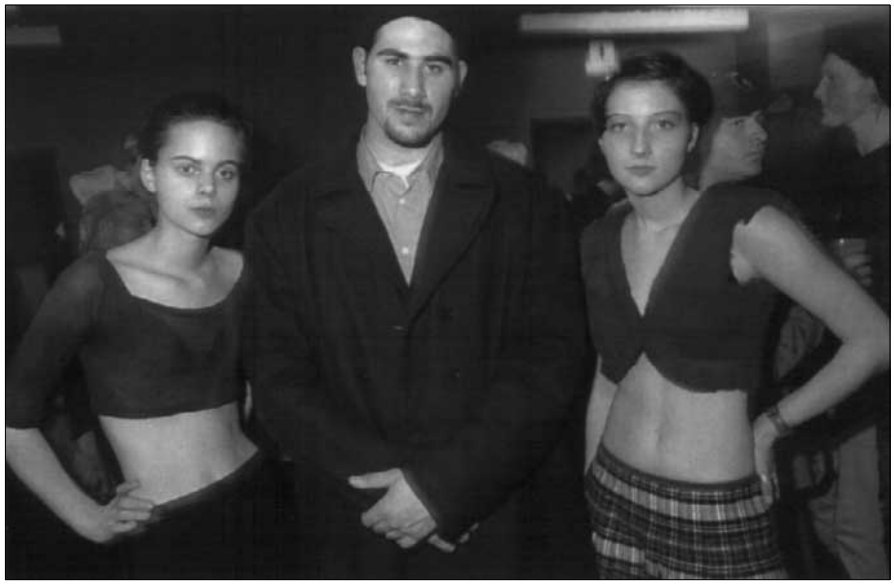
„Hip Hop ist das beste Medium für ein gemeinsames Bewußtsein“, behauptet Ozan Sinan. In Berlin ist Rap, wie an vielen Orten der Welt, die Volksmusik der an den Rand gedrängten Jugendlichen.

Für Sinan selbst aber ist die Musik mehr als Agitpop: Sie ist eine Karrierechance. Denn Sinan will nicht nur türkische Rapgruppen managen, sondern am liebsten die gesamte Berliner Partyszene. Sein Büro ist mit Designermöbeln eingerichtet, die Wände sind sanft lachsfarben gestrichen, Handy und Faxgerät stehen fast nie still. Zusammen mit einem Freund gibt er das Nightlife-Fanzine *Flyer* heraus; die beiden veranstalten Partys und bauen eine Marketing-Agentur auf.

Sinan möchte die Tür aufstoßen zum großen Geschäft – auch für seine Bands. Die Jungs der Crime Posse etwa rappen mittlerweile auf türkisch, deutsch, englisch und spanisch, und so träumt Sinan von einer multikulturellen Rapzukunft. „Irgendwann“, sagt Sinan, „wird unsere Herkunft keine große Rolle mehr spielen.“

Werbeseite

Werbeseite



Trendscout Maneri (M.), Forschungsobjekte: Was ist top, was trendy?

FOTOS: H. A. FRIEDRICHS / A. HAMANN

Party-Girls, Stiefel und Handschuhe von Techno-Tänzern: „Schon in der Steinzeit absolut uncool“

Mode

Immer Richtung hip

Sie streifen durch Discos, begutachten die Helden der Subkultur und deren Party-Kleidung: Trendscouts, die modernen Modespürhunde.

Neonfarbene Müllfahrerjacken mit Fluoreszenzstreifen sind Manys „momentanes Haßobjekt Nummer eins“. Zipfelmützen aus Strick wie auch weiße Baumwollhandschuhe hält er für „ganz schlimm, das Allerletzte“. Und diese bunten Plateau-Schuhe mit Schnürbändern? „Die waren doch schon in der Steinzeit absolut uncool“, brüllt der 21jährige, während er durch die Hallen des alten und als Diskothek dienenden Münchner Flughafens streift.

Dort stampfen rund 50 000 Beine zu Breakbeat und Techno-Musik von Diskjockey Mark Spoon. Die Trommelfelle vibrieren zwar im Akkord, doch Manys Geschmacksnerven sträuben sich: „Die Rave-Party hat mir nix gebracht.“

Das ist nun Pech, aber nicht weiter schlimm. Denn der junge Münchner mit dem harten Modeurteil schnürt jede Nacht durch die Szene, immer auf der Suche nach dem, was morgen mega-out oder giga-in sein könnte. „Man schaut“, erklärt Many Maneri, „was sich wie in Richtung hip verändert.“

„Trendscouts“ heißen solche Kundschafter des Kommenden. Sie stehen in Diensten der Bekleidungsindustrie und schnuppern, welche modischen Fimmel (Jargon: Fads) sich bei den Kids durchsetzen könnten. Die jugendlichen Fad-Finder unterrichten die meist schon ergrauten Manager über die Blüten, die der Dschungel der Subkulturen gerade so hervorbringt; und sie begleiten die Grufties, wenn die mal eines der Biotope des Jungen höchstselbst in Augenschein nehmen wollen.

In Deutschland ist der Job des Trendscout so neu, daß er neben den Diskjockeys zu den Traumberufen der Jugendszene zählt. Die Schau- und Horchposten der Modespürhunde sind Kneipen, Klubs, Discos, Bars, Cafés und Plattenläden, ihre Pistenkenntnis umfassend: Sie wissen, welche Events top, welche DJs trendy sind, wo und wann die In-Partys stattfinden und wie man einen „Pseudo-Nightclubber“ von einem „Glory-Typen“ unterscheidet.

Das kann nur einer, der selbst unerbittlicher Szenegänger ist. Denn im Gegensatz zu früher, als die Jugendkultur noch einigermaßen homogen war, ist sie heute vielschichtig und in zahlreiche, häufig gegenläufige Gruppen und Grüppchen aufgesplittert. Entsprechend kurzlebig und schwer berechenbar sind die Modetrends der Youngster: „Eine Firma muß einen Trend ganz am Anfang erwischen, sonst ist er ohne sie abgefahren“, postuliert Many Maneri, der tagsüber Betriebswirtschaft im zweiten Semester studiert.

Many scoutet für ein schönes Handgeld in Diensten von Häberlein & Mauerer in München – einer von etwa einem Dutzend Trendagenturen, die in den letzten zwei Jahren in Deutschland entstanden sind. Sie heißen szeneflott „Megacult“, „At Work“ oder „Die Brut“, sind zumeist noch klein und vor allem von der Hoffnung ihrer Gründer auf baldigen Reichtum getragen.

Ihr Vorbild sind amerikanische Trendgurus wie Faith Popcorn, John Naisbitt oder Suzi Chauvel, die ein landesweites Kundschafternetz unterhalten und Millionen mit ihren Prognosen verdienen. Die sind zwar nicht

Werbeseite

Werbeseite

sonderlich tiefsinnig, aber dafür einprägsam formuliert.

So erfand Faith Popcorn für den von ihr behaupteten Trend, die Menschen würden sich zunehmend in ihre vier Wände zurückziehen und dort gleichsam kokonartig einspinnen, den plakativen Begriff des „Cocooning". Den ebenfalls prognostizierten Trend zu vermehrten Reisen bezeichnete die US-Pythia mit einer seidenspinnerhaften Begriffsdehnung „mobiles Cocooning". Und die Vorhersage, der Mensch werde zukünftig mehr Zeit zu Hause mit Freunden verbringen, bekam den Namen: „geselliges Cocooning". Den Trend zu häufigerem Bar- und Restaurantbesuch schließlich, den sie ebenfalls vorhersagte, taufte die Spürnase – wo die Begriffe fehlen, stellt sich der Gleichlaut ein – „Salooning".

Der deutsche Meister im Erfinden von „Megatrends" und „Metatrends" ist Gerd Gerken. Dem selbsternannten „Neudenker" verdankt die Menschheit den Trend zum „kollektiven intra-nationalen Anschmieglichsein", die „Renaissance der körperlichen Verwegenheit" sowie die Erkenntnis, „daß jede Scheiße geglaubt wird, wenn ich sie so formuliere, daß mich keiner versteht".

Als „führenden Trendforscher Deutschlands" zitiert sich auch Matthias Horx, der in Hamburg eine „Voll-Trendagentur" betreibt und neben der „Rezessionskultur" auch die „Post-Emanzipation" entdeckte, womit er allerdings nicht die Telekom meinte. Vor vier Jahren – da war er noch Volljournalist – beschrieb er in weiser Jobvorsorge Trendforschung als das „Voodoo der modernen Gesellschaft, ein Spiel, mit dem sie sich in immer feineren Bildern, Facetten und Nuancen selbst betrachtet und am Ende selbst erzeugt".

So hilft der Trendscout dem Trendgeschehen ein wenig nach, wie es Many um vier Uhr morgens in der ehemaligen Charterhalle des Flughafens Riem tut: Er besteigt das Podest, auf dem Armand van Helden seine Platten auflegt. Dann überreicht er dem New Yorker Star-DJ ein Paar mintgrüne Trekking-Schuhe von Adidas.

„Es gibt", erklärt er, „in der Szene eine regelrechte Jagd auf diesen seltenen Schuh aus der 91er Kollektion." Die wenigen Restexemplare verteilt Many an handverlesene Diskjockeys, Barkeeper, Musiker und Party-Veranstalter: Wenn solche Opinion-Leader diese Abenteuerschuhe tragen, so die Spekulation, verlangt vielleicht schon bald die Masse nach ähnlich gestyltem Drei-Streifen-Schuhwerk.

Neben Many scouten fünf weitere Jung-Schnüffler republikweit für Adidas. In Hamburg beobachtet Niko die Kunst- und Videoclip-Szene, in Köln streift Sascha durch House- und Techno-Partys. Eine Fotografin aus Bochum covert die In-Klubs, Discos und Galerien, in Berlin hält ein Grafiker die Augen auf, in Leipzig ein Plattenhändler.

Im Gegensatz zu den Trendpropheten mit ihrer vorauseilenden Phantasie sind die Trendscouts harte Markterkunder. „Diese sogenannten Zukunftsforscher destillieren sich doch nur was aus Befragungen und Zeitschriften zusammen", resümiert Many. „Aber wenn etwas in der Presse gestanden hat, ist es schon kein Trend mehr, sondern von gestern."

Jeden Monat, manchmal wöchentlich oder gar täglich berichten die Scouts ihren Auftraggebern per „Newsletter", in dem sie ihre Beobachtungen zusammenfassen, minutiös aus der Szene – etwa, daß die Pistenführer derzeit transparente Schuhe tragen, Super-Minikilts, Tierfellwesten und langärmelige T-Shirts von Aldi zu Designerhosen kombinieren.

„Trendscouts verschaffen uns eine Ahnung davon, was kommt"

„Trendscouts bringen uns sicherlich keine enorme Umsatzsteigerung. Aber sie verschaffen uns vielleicht eine Ahnung davon, was kommt", konstatiert Erich Stamminger, Marketingchef von Adidas. Alle zwölf Wochen befragt er oder einer seiner Mitarbeiter die Trendscouts persönlich. „Man nimmt uns ernst", sagt Many stolz, „wir sind für die keine Trend-Depperl."

Ein wenig anders ist die Aufgabe der fünf Trendscouts, die Levi Strauss in der Bundesrepublik beschäftigt: Sie sollen herausfinden, welche Klubs und Events der Jeanshersteller sponsern könnte. „Es wäre tödlich", erklärt der deutsche Levi's-Chef Felix Sulzberger, „wenn wir in einen Laden kämen, der in der Szene unten durch ist" – etwa einen, in dem Schwule diskreditiert oder mal Skinheads gesichtet wurden. „Für so etwas sind unsere Zuträger aus der Szene zuverlässige Informanten."

Ganz oben ist der Scout, wenn er seinem Auftraggeber Vorschläge für Sponser-Events machen darf – und die dann auch noch akzeptiert werden. Darauf hofft derzeit Many, der sich kürzlich dachte, „daß man mal was anderes, ganz Cooles machen könnte".

Wochenlang hörte er sich in der Szene um, dann hatte er einen Neutrend gefunden, der ihm vielversprechend erschien. Seit zwei Monaten basteln die Fädenzieher in der Szene ihre Mountainbikes zu Motorrädern mit Pedal um – ein Fad im Geburtsstadium, über den bislang kaum jemand etwas weiß, geschweige denn ein Zeitgeistblatt geschrieben hat.

Nur den Namen für sein Gefährt hat Many ganz easy erfunden: „Low Rider".

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

FOTOS: K. MEHNER

Ballettvorführung vor Ärztekongreß (in Fulda): „Es gibt Termine, um die wir uns nicht reißen“

Showgeschäft

Alles Balletti

Das Deutsche Fernsehballett, schönste Altlast der untergegangenen DDR, tingelt heute auf Betriebsfesten und Urologen-Kongressen.

Christina konnte nicht verstehen, warum die Menschen plötzlich auf der Mauer tanzten. „Das gibt doch bloß Ärger“, schoß es der Ballerina durch den Kopf, als sie an jenem 9. November die DDR-Nachrichtensendung „Aktuelle Kamera“ verfolgte.

Ihren Kolleginnen und Kollegen vom Fernsehballett des Deutschen Fernsehfunks (DFF) ging es kaum anders: Diszipliniert probten die Tänzerinnen und Tänzer im Dresdner TV-Studio weiter für die Unterhaltungsshow „Ein Kessel Buntes“ – immer lächelnd, leicht geschürzt und mit bis zu 300 Bewegungshaltungen pro Minute.

Erst spät am Abend sprach sich das Berliner Beben herum. „Da haben wir gehofft, die Show fällt aus“, erinnert sich Christina. Doch keiner aus der Truppe murrte, als der „Kessel Buntes“ im Programm blieb: „Wir haben getanzt wie immer.“ Solcherart Unbekümmertheit gegenüber den Zeitläuften hat das Ensemble bis heute am Leben gehalten. Das DDR-Fernsehen ist lange abgewikkelt, nur die Tänzer des Ost-Balletts, schon zu Honeckers Zeiten hoch geehrt, dürfen weiter ihre Beine schwenken.

Die Truppe gilt als schönste Altlast der DDR, langbeinig, sexy, garantiert asbest- und politikfrei: eben so, wie der Westen den Osten gern hätte.

Jammern ist den Tänzern wesensfremd. Statt sich über steigende Mieten und raffgierige Investoren zu ereifern wie viele Landsleute, hüpfen die Damen (und Herren) im Dreivierteltakt über die Bühne. Die Fröhlichkeit wurde den Ballerinen von Kindesbeinen an eingepaukt.

Neun Jahre lang dauerte der Drill im Internat, bevor Christina im September 1989 mit 19 Jahren in die renommierte Truppe aufgenommen wurde. Das Ballett war für sie ein Versprechen auf die große weite Welt.

Fernsehballerina Christina: „Du hangelst dich von Jahr zu Jahr“

Inzwischen wohnt Christina Wagenführ in Berlin-Charlottenburg. Osten? Westen? Die Mauer in ihrem Kopf ist längst zertanzt wie die berühmten Märchenschuhe. „Ist doch egal, wo einer wohnt“, meint Christina.

Wo er wohnt, vielleicht, aber nicht, wo er herkommt. Nur eine einzige Tänzerin aus dem Westen hat die Aufnahme in den ostdeutschen Tänzer-Olymp geschafft. „Die meisten von drüben sind einfach nicht gut genug“, behauptet Chefchoreographin Emöke Pöstenyi.

Das Gehalt von Tänzerin Christina ist mit 4000 Mark brutto nach 14 Jahren Ausbildung und knochenschwerer Arbeit nicht gerade üppig. Doch warum meckern, wenn man Spaß am Job hat? In einem Spielfilm des Blödelbarden Otto ist sie aufgetreten, „den fand ich schon als Kind ganz toll“.

Bei der Galaveranstaltung einer Filmgesellschaft in Hamburg fällt der Applaus nicht geringer aus als beim MDR-Frühlingsfest der Volksmusik in Chemnitz. Stehende Ovationen gibt es hüben wie drüben. Also alles Balletti?

In Berlin-Weißensee sitzt der Rentner Günter Jätzlau, 64, in seiner Zweiraumwohnung und sorgt sich um seine Schäfchen. Vor 33 Jahren hat der Choreograph das Fernsehballett gegründet, 30 Jahre lang als künstlerischer Leiter den Kopf hingehalten und seine Truppe verteidigt „gegen die roten Khmer“, wie er die SED noch heute nennt.

Mit denen wurde er fertig. „Aber dann kamen

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

die Wessis, die wußten ja alles besser.“ Als das Ballett 1992 in eine private Gesellschaft umgewandelt wurde, schied Jätzlau resigniert aus.

Aus der Ferne diagnostiziert er bei seinen Tänzerinnen jetzt erste Wendeschäden: „Ophelia war früher nie wütend“, berichtet Jätzlau über eine Solotänzerin der Truppe. „Wenn doch, dann hatse hinter der Bühne jeweint.“ Mittlerweile hat der Ballett-Rentner die Ballerina schon richtig wütend auf der Bühne gesehen, „da hab ick jeweint“, sagt Jätzlau.

Die glitzernde Unterhaltungsshow am Samstagabend, ureigenstes Parkett der TV-Tanzmäuse, ist im Osten mit der Wende untergegangen; im Westen war diese Art Fernsehunterhaltung schon lange vorher, mit Peter Frankenfeld, gestorben. Die billigen Game-Shows heute brauchen kein Ballett als Pausenfüller, es gibt ja die Werbespots.

Deshalb haben die Tänzer jetzt weniger in den Fernsehstudios zu tun, um so öfter hüpfen sie Kongressen und Festen vor. Heute zur Betriebsfeier eines Pharmakonzerns nach München, morgen zur Vereinigung Mitteldeutscher Urologen nach Fulda. „Es gibt Termine“, räumt Chefchoreographin Pöstenyi ein, „um die wir uns nicht reißen.“

Doch die 18 Damen und 8 Herren klagen nicht. Selbst Gaby Schreier, mit 39 Jahren dienstälteste Tänzerin, verkneift sich alle Beschwerden. Wie eine Feder tänzelt sie über die Bretter – freilich nur noch einen Sommer lang, dann beginnt für sie der Ruhestand.

In der DDR wurde den Tänzerinnen der Einstieg in einen neuen Beruf mit einer Frührente erleichtert. Auf derlei Privilegien kann Gaby nicht mehr hoffen. „Vielleicht schimpfe ich in einem halben Jahr, wenn ich arbeitslos bin“, ahnt die Balletteuse.

Doch Miesmachen gilt nicht. Wenn die Truppe mit dem Reisebus durch die Republik zockelt, erinnert das Gackern und Prusten im Wageninneren an eine fröhliche Klassenfahrt. Jede der Tänzerinnen hat Hunderte von Schrittfolgen

K. MEHNER

Choreographin Pöstenyi
„Gib Wessis keine Chance“

und Nummern im Kopf gespeichert. Daß „wir verdammt gut sind“, weiß die Pöstenyi nicht erst seit gestern. 1978 durfte die gebürtige Ungarin mal am Broadway kiebitzen. „Was die können, können wir schon lange“, stellte sie fest.

So leichtfüßig wie ihre Mädchen ist sie nicht durch die Wende getänzelt. Sie hat darunter gelitten, daß sich im Westen keiner für die Ost-Stars interessierte. Das Büro der Choreographin Pöstenyi ziert denn auch ein frecher Aufkleber: „Gib Wessis keine Chance!“

Doch ohne die geht es längst nicht mehr. Seit das Ballett aus der Konkursmasse des DDR-Fernsehens herausgelöst wurde, fungiert ein Westdeutscher als Geschäftsführer. Zwei Show- und PR-Firmen in Köln und Hamburg sind mittlerweile finanziell an dem Ballett beteiligt. Auch der Mitteldeutsche Rundfunk, einer der Nachfolger des DFF, hält noch Anteile an der Ballett-Gesellschaft – was Pöstenyis Gruppe den sperrigen Titel „MDR-Deutsches Fernsehballett“ eintrug.

„Früher lag dein Leben schon mit 18 Jahren fertig vor dir“, räsoniert Christina, „heute hangelst du dich von Jahr zu Jahr.“ Immerhin sieht die Auftragslage für 1995 ganz gut aus. „Was wir ausgeben, tanzen wir auch rein“, weiß der Kölner Show-Unternehmer Pal Berkovics, einer der Gesellschafter der Ballett GmbH.

Damit die Kasse klingelt, hüpft die Gruppe nun auch mal um einen Aral-Benzinkanister oder das Coca-Cola-Emblem. Nicht gerade abendfüllend, aber „ein Angebot an die Werbewirtschaft“, sagt Berkovics.

Der Unterhaltungsprofi, selbst in den Fünfzigern aus Ungarn entflohen, betreibt einen bunten Gemischtwarenladen. Neben Thomas Gottschalk, Joan Collins oder Roger Moore vermarktet er auch deutsche Prinzessinnen. Als er 1991 überdies ins Ballett-Geschäft einstieg, mußte er erst mal gegen Vorurteile ankämpfen. „Bei euch liegt doch der Ost-Staub noch auf den Schuhen“, habe ihm mancher Veranstalter bedeutet, erzählt Berkovics.

Mit einer simplen Legende vermarktet die Unternehmensleitung des Fernsehballetts ihre Truppe: „Armes Spitzenballett steppt tapfer durch die verödeten Landschaften.“ Doch diese Geschichte hängt den Tänzern langsam zum Halse heraus.

Auch zu DDR-Zeiten war nicht alles Sonnenschein. Einmal pro Jahr, wenn der Stasi-Fußballklub Dynamo Berlin, von wundersamer Hand geführt, mal wieder die Meisterschaft gewonnen hatte, mußte der Cancan bei den Genossen Kundschaftern vorgeführt werden. Stasi-Chef Mielke bat sich nach jedem Auftritt aus, eines der Mädchen küssen zu dürfen.

„Das fanden die gar nicht lustig“, erinnert sich Rentner Jätzlau, „det wurde vorher ausjewürfelt“ – wer verlor, mußte die Wange hinhalten.

K.-H. GÖLKA

Fernsehballett zu DDR-Zeiten (1988): „Hinter der Bühne jeweint“

Werbeseite

Werbeseite

Fotos: AP

Bombenattentat, Überlebende in Oklahoma City
„Ein neues Kapitel in der amerikanischen Geschichte“

USA

FANAL GEGEN WASHINGTON

Amerika fühlt sich in seinem Innersten bedroht: Der blutigste Anschlag der US-Geschichte hat das Selbstvertrauen der Weltmacht erschüttert. Die Vereinigten Staaten, von Niedergangs- und Zukunftsängsten geplagt, mußten erfahren, daß auch die heile Welt des Mittleren Westens vor hausgemachtem Bombenterror nicht sicher ist.

Es ist wie im Fernsehen“, murmelte entgeistert ein Verletzter, der aus der gigantischen Staubwolke herauswankte. Damit hatte der Unbekannte auf den Punkt gebracht, was die meisten Amerikaner empfanden: Diese verkohlten Autos, die zerfetzten Fassaden, die blutüberströmten Gesichter, die Kinderleichen unter Trümmern – das waren Bilder aus einer anderen, weit entfernten Welt, aus Grosny, Belfast oder Sarajevo, das gehörte nicht hierher.

Terrorismus war für Amerika bisher etwas gewesen, das woanders passierte, allenfalls noch denkbar schien im Großstadtinferno New Yorks. US-Bürger wurden schon oft bevorzugte Opfer haßerfüllter Attentäter, doch das Mißgeschick widerfuhr ihnen gewöhnlich in der Fremde, im Nahen Osten vor allem.

Aber in der amerikanischen Provinz? Mitten in der Prärie? Bombenleger, die aus dem eigenen Hinterland stammen? Gerade weil das bis dahin so unvorstellbar schien, erschütterte der Sprengstoffanschlag von der Gewalt eines Erdbebens, der am vorigen Mittwoch einen neunstöckigen Gebäudekomplex der US-Regierung in Oklahoma City aufriß und dabei hundert, womöglich zweihundert Menschen tötete, die Nation in ihren Grundfesten. Amerika hatte das Gefühl, im Schmerz über das Attentat auch seine Unschuld und sein Selbstvertrauen verloren zu haben.

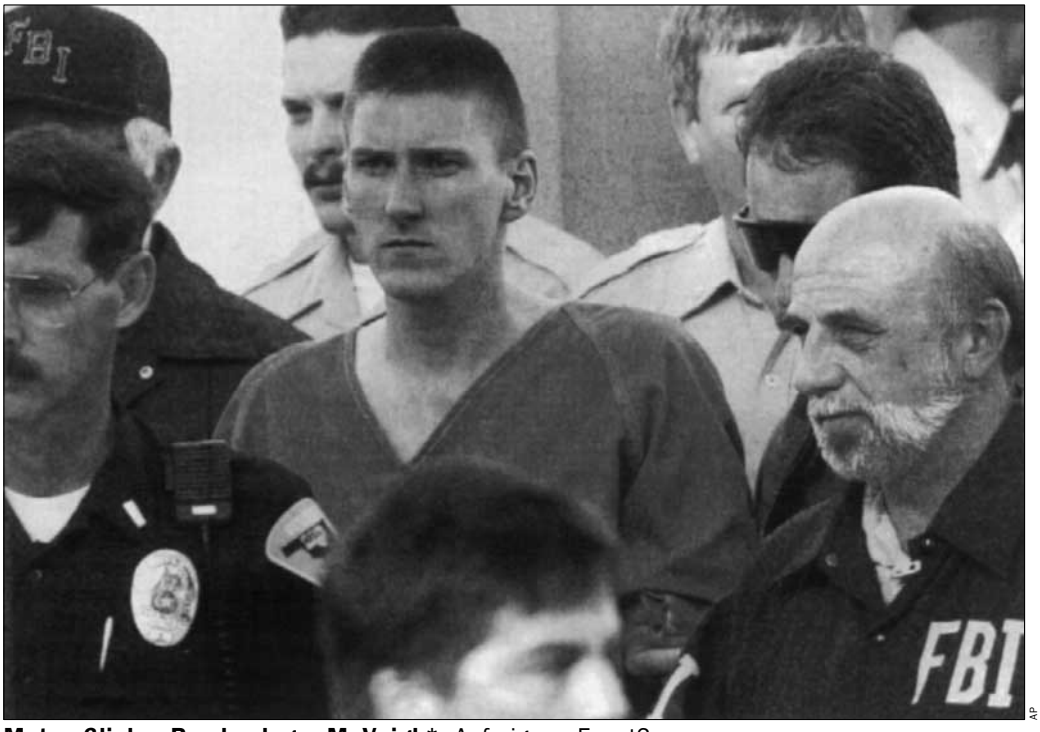
Denn diesmal hatten nicht ausländische Bösewichter zugeschlagen, sondern junge weiße Amerikaner, die sich als Vorkämpfer eines fundamentalistischen Patriotismus verstehen (siehe Seite 152).

Nach einer Menschenjagd, die nahezu ohne Beispiel in der jüngeren amerikanischen Geschichte war, gingen den Fahndern zwei der mutmaßlichen Täter ins Netz. Thomas McVeigh, 27, wurde zunächst wegen einer Lappalie festgesetzt – rund hundert Kilometer nördlich von Oklahoma City ertappte ihn die Polizei bei einer Geschwindigkeitsüberschreitung. Zugleich fahndeten die Behörden landesweit nach den Brüdern Terry und James Nichols. Terry Nichols stellte sich am Freitag in Harrington, Kansas.

Die drei sollen Mitglieder der Michigan Militia sein, einer rechtsradikalen Vigilantentruppe (SPIEGEL 5/1995). Zugleich werden ihnen Verbindungen zu den BRANCH-Davidians nachgesagt, jener Sekte, die am Tag des Anschlags genau vor zwei Jahren im Flammeninferno ihres Quartiers in Waco, Texas, unterging.

In einer Blitzaktion hatte das FBI Tatortspuren zu den Tätern zurückverfolgt: Ein Achsenstück mit einer Identifizierungsnummer führte zur Lkw-Vermietung Ryder. In deren Niederlassung im gut 400 Kilometer entfernten Junction City, Kansas, hatten zwei junge Männer – einer von ihnen McVeigh – den Lieferwagen gemietet, in dem die Bombe hochging. Ihr soldatisch kurzer Haarschnitt flößte den Ryder-Angestellten in dem Army-Standort so viel Vertrauen ein, daß sie nicht einmal den Führerschein der Kunden verlangten.

Den Fahndern half vermutlich auch das Videoband einer Überwachungskamera. Nur einen Block entfernt postiert, hatte die Kamera den Tatort voll im Blick. Obwohl das Gerät schwer beschädigt wurde, zeigten die Aufnahmen womöglich nicht nur den Anschlag selbst, sondern auch das Tatfahrzeug und vielleicht sogar die Täter.



AP

Mutmaßlicher Bombenleger McVeigh*: Auf eigene Faust?

* Am Freitag letzter Woche vor dem Bezirksgericht in Perry (Oklahoma).

Bis zum Wochenende stand nicht fest, ob die Verdächtigen McVeigh und sein Mittäter auf eigene Faust handelten oder im Auftrag ihrer Truppe unterwegs waren. Die Bürgerwehr vom Ufer des Lake Michigan gilt jedenfalls als eine der bekanntesten und rabiatesten im Land. Mit angeblich über 10 000 Mitgliedern ist sie auch eine der größten in Amerika.

Einer ihrer Führer, der Baptistenprediger und Inhaber eines Waffenladens Norman Olson, hatte erst kürzlich gewarnt: „Wir stehen vor einer Situation, in der bewaffneter Kampf unvermeidlich sein könnte." Und Ray Southwell, Sprecher der Miliz, hatte düster verkündet: „Wir sind bereit, alles aufs Spiel zu setzen."

Nur, warum ausgerechnet in Oklahoma? Selbst Lokalpatrioten räumen ein, daß Oklahoma City (450 000 Einwohner) kaum mehr als ein überdimensioniertes Kuhdorf ist, ein Provinznest mit ein paar Dutzend Wolkenkratzern. Eines der beliebtesten amerikanischen Musicals heißt schlicht „Oklahoma", denn der Name sagt offenkundig alles: die Prärie des Mittleren Westens als heiter-unschuldiges Idyll; Amerika, wo es am amerikanischsten, am gesündesten zu sein glaubt – und am sichersten.

SIPA

Attentat auf US-Marines 1983 in Beirut: Erzwungener Rückzug

In Oklahoma City steht die „Cowboy Hall of Fame", das Walhall der Rindvieh-Hirten. Aus Oklahoma stammte der Lassokünstler und Alleinunterhalter Will Rogers, der während der Depression der dreißiger Jahre Präsident Roosevelt mit seinen hintersinnigen Volksweisheiten amüsierte. Und wer sich der Stadtgrenze heute auf dem Highway nähert, den grüßt die für Fremde unverständliche Inschrift: „Oklahoma City, Heimat von Vince Gill" (einem Country-Sänger).

Wenn aber der mörderische Wahnwitz selbst Oklahoma City treffen kann, dann ist das ganze Land gefährdet. Die Explosion einer halben Tonne Sprengstoff verletzte das Herz Amerikas und erregte gleichermaßen Furcht wie Wut. Präsident Bill Clinton sprach mit seiner Feststellung der Nation aus der Seele: „Dies ist ein Angriff auf die Vereinigten Staaten von Amerika, auf unsere Lebensweise und auf alles, woran wir glauben."

Ob die Killer nun ein Fanal gegen die Regierung in Washington, gegen die Bundespolizei FBI oder gegen die Drogenbehörde DEA setzen wollten – eines schien Ende voriger Woche sicher: Amerika muß sich nach dem Massaker von Oklahoma City auf eine neue Form der Bedrohung einstellen. Es gibt auf der Welt keine geschützten Idyllen mehr, selbst nicht für eine Supermacht.

Eine Kostprobe dieser bitteren Erkenntnis hatten die USA schon vor zwei Jahren bekommen. Ein blinder Prediger aus Ägypten stiftete in New Jersey seine fanatisierten Jünger zu dem Versuch an, das kolossale World Trade Center an der Südspitze Manhattans, das zweithöchste Gebäude der Welt, in die Luft zu sprengen. Bei dem Attentat wurde nur ein Teil der Untergrundgarage zerstört; sechs Menschen kamen ums Leben. Die arabischen Attentäter, von denen einer geständig ist, stehen derzeit vor Gericht.

Aber was im kosmopolitischen New York an Schrecklichem passieren kann, empfindet das übrige Amerika noch längst nicht als Bedrohung der eigenen Lebensart. Anders das Massaker von Oklahoma City: Ein Gebäude für Bundesbehörden, wie es das Alfred P. Murrah Building war, existiert in jeder größeren amerikanischen Stadt.

Die staatliche Sozialversicherung, die Verwaltung für Kriegsveteranen, das Wohnungsbauministerium, die Kontrollbehörde für Alkohol, Tabak und Feuerwaffen, verschiedene Polizeiabteilungen: Hunderte von Gebäuden mit Niederlassungen dieser oder anderer Bundesbehörden können in den 50 Unionsstaaten als Symbole für „Washington" dienen, als willkommenes Demonstrationsobjekt für die Sprengmeister des Schreckens.

Die benutzten eine glitschige Paste aus Kunstdünger, Harnstoff und Schwefelsäure – auch noch in einer Menge von 500 Kilo ein billiges Konzentrat, das in den USA den Klassiker Dynamit verdrängt hat und zu Sprengungen aller Art benutzt wird.

Komplizierte und teure Detonatoren werden nicht benötigt: Im Lieferwagen vor dem World Trade Center steckten die Attentäter mit einem Feuerzeug einfach vier jeweils sechs Meter lange Zündschnüre an, die mit Schwarzpulver gepudert waren; damit sie ohne verräterische Rauchentwicklung abbrannten, hatten die Terroristen die Lunten mit chirurgischen Kanülen umgeben.

Der Zeitpunkt der Detonation von Oklahoma City war mit Bedacht gewählt, um eine größtmögliche Zahl von Opfern auf engstem Raum zu treffen. Kurz nach Dienstbeginn um neun Uhr befanden sich in dem Gebäude über 500 Angestellte, dazu an die 200 Besucher. In der Kindertagesstätte, die im zweiten Geschoß untergebracht war, schickten sich 30 Zwei- bis Siebenjährige gerade an, ihr Frühstück einzunehmen.

In Stunden des Schocks blickt Amerika immer auf seinen Präsidenten. Und Bill Clinton reagierte denn auch mit einer rhetorischen Schärfe, die der Größe des Verbrechens und der Erschütterung Amerikas zu entsprechen suchte. „Ich werde nicht zulassen, daß die Bürger dieses Landes von bösartigen Feiglingen eingeschüchtert werden", rief der Präsident. „Diese Leute sind Killer, und sie müssen wie Killer behandelt werden."

Seine Justizministerin Janet Reno stellte klar, daß die Rechtsgrundlage für ein Strafmaß vorhanden ist, das im mo-

dernen Amerika immer öfter angewandt wird: Wenn es bei Angriffen auf Gebäude der Bundesregierung Tote gebe, sagte die streng blickende Frau, „dann steht auch die Todesstrafe zur Verfügung, und wir werden ihre Verhängung anstreben“. Zwei Millionen Dollar Belohnung bot ihr Ministerium für Hinweise zur Ergreifung der Täter.

Gemessen an Nordirland oder Spanien, aber auch an der Bundesrepublik zu Zeiten der Roten Armee Fraktion, haben die heutigen Amerikaner zu Hause wenig Erfahrung im Umgang mit den Fanatikern des Terrors. Attentate, die sich mit dem Anschlag von Oklahoma City vergleichen ließen, liegen Generationen zurück:

1920 hatte eine Explosion an der New Yorker Wall Street 40 Menschen getötet und Hunderte verletzt. Die Polizei schrieb diese Untat „Anarchisten“ zu, doch alle Verdächtigen waren in die junge Sowjetunion geflohen. 1927 war es ein erbitterter Gegner der Einkommensteuer, der in Michigan eine ganze Schule in die Luft jagte, wobei 45 Menschen ums Leben kamen, darunter 38 Kinder.

Verbohrten Gegnern des Staats, besessenen (und selbstverständlich schwerbewaffneten) Feinden jeder zentralen Gewalt im Lande war das Attentat auch diesmal zuzutrauen. Doch obwohl die meist rechtsradikalen Privatmilizionäre die nötige kriminelle Energie aufbringen, absolvierten sie ihre Amokläufe bisher lieber in klassisch amerikanischer Manier: mit Gewehr oder Revolver im Anschlag.

Der Wunsch nach schnellen Schuldzuweisungen dürfe nicht dazu führen, „daß wir uns von ethnischen Klischees blenden lassen“, warnte Clinton wohlweislich einen Tag nach dem Anschlag. Damit wollte der Präsident verhindern, daß in der Öffentlichkeit vor allem die „islamische Spur“ diskutiert würde. Denn die Machart der Bombe sowie die Ähnlichkeit mit dem Anschlag auf das World Trade Center mußten den Verdacht zunächst zwangsläufig auf islamische Fundamentalisten lenken.

Einwanderer aus dem Nahen Osten oder Amerikaner islamischen Glaubens fürchteten sogleich, zum Sündenbock gemacht zu werden. Ron Kuby, ein New Yorker Anwalt, beschwor gar in krasser Übertreibung das Schicksal der japanstämmigen US-Bürger nach dem Überfall auf Pearl Harbor 1941: Zehntausende wurden damals auf Jahre in Lager gesteckt.

Schon der Anblick der gewaltigen Ruine inmitten von Oklahoma City, mit den herabhängenden Kabeln und dem verbogenen Stahlgestänge, erinnerte viele Amerikaner an ähnliche Schreckensszenen aus Beirut. Dort waren 1983 erst Washingtons Botschaft und dann das Hauptquartier der US-Marineinfanteristen von sprengstoffbeladenen Fahrzeugen in die Luft gejagt worden, mit Hunderten von Toten.

Der Schock veranlaßte Präsident Ronald Reagan damals dazu, die amerikanischen Truppen abzuziehen und den Libanon seinem Bürgerkrieg zu überlassen. Der erzwungene Rückzug erschien – nur acht Jahre nach dem Einmarsch der Nordvietnamesen in Saigon – zunächst wie eine weitere Etappe im unaufhaltsamen Abstieg der Weltmacht.

Doch Reagan fand seinerzeit blitzschnell ein Mittel, um die Nation wiederaufzurichten. Nur zwei Tage nach dem Debakel von Beirut ließ er die US-Streitkräfte auf der winzigen Karibikinsel Grenada landen, wo ein konfuser Putsch von linken Ultras und die angebliche Gefährdung amerikanischer Studenten einen Vorwand für solchen Völkerrechtsbruch geliefert hatten.

Reagan riß mit seinem Streich die Nation aus ihrer Katerstimmung: Patriotismus trieb junge Amerikaner im Oktober 1983 zuhauf in die Rekrutierungsbüros der Streitkräfte – und fortan blieb Reagan, bis ans Ende seiner zweiten Amtszeit, ein überaus populärer Präsident.

Er glaubte nach diesem Schlag, ein Allheilrezept im Umgang mit Schurken jeder Art zu besitzen: Im April 1986 ließ er überfallartig das Wohnquartier des libyschen Irrwischs Gaddafi in Tripolis bombardieren. Der Revolutionsführer entkam dem ihm zugedachten Schicksal nur, weil er statt im Schlafzimmer nach Beduinenart im Zelt genächtigt hatte.

Vielleicht würde ja auch der militärisch unerfahrene Clinton gern so reagieren, mit Dreinschlagen und Dazwischenfahren. Aber der moderne Terror hat keine eindeutige Adresse, die sich mit einem Bombardement ausschalten ließe. Gaddafi jedenfalls beeilte sich diesmal, seinen Abscheu zu übermitteln.

Auch Clinton hätte nun gute Aussichten, durch entschlossenes Auftreten das nationale Desaster in einen persönlichen Sieg umzuwandeln. Doch in Wahrheit hat er es in den zweieinhalb Jahren seiner bisherigen Amtszeit noch nie geschafft, der Nation das Gefühl einer Wende zu geben. Amerikas Selbstbewußtsein, von Zukunfts- und Niedergangsängsten ausgehöhlt, blieb angeschlagen; der Optimismus der Reagan-Jahre – schon unter dessen Nachfolger Bush verlorengegangen – wollte sich nicht wiedereinstellen.

Die Bombe von Oklahoma traf die US-Gesellschaft deshalb zu einem überaus empfindlichen Zeitpunkt, in einer Phase tiefer Verunsicherung, da sie sich allenthalben von Kriminalität und Verfall bedroht sieht. Die Supermacht, die den Kalten Krieg gewonnen hat, leidet unter dem Gefühl, all-

DPA

US-Intervention in Grenada 1983: Die Nation aus der Katerstimmung gerissen

Werbeseite

Werbeseite

AP

Trauerbeflaggung nach dem Attentat: „Angriff auf Amerikas Lebensweise“

mählich die Kontrolle zu verlieren – über die Welt, aber auch über sich selbst.

Bei den Kongreßwahlen im November vorigen Jahres bekam Clinton die Quittung dafür, daß er zaudernd und stets kompromißbereit einen Kurs steuert, dem die klare Vision fehlt. So mehrte er die Frustrationen und diffusen Ängste, statt Zukunftshoffnungen zu verbreiten.

Zum erstenmal in vier Jahrzehnten gelang es deshalb den Republikanern wieder, auf dem Kapitolshügel in beiden Häusern des Parlaments die Mehrheit zu erringen. Kraftmeierisch gelobte ihr Führer Newt Gingrich, dem Demokraten

Nicht in der Lage, jedem Kind Lesen und Schreiben beizubringen

Clinton das Regieren abzunehmen. Und in den ersten hundert Tagen im neuen Amt als Sprecher des Repräsentantenhauses gelang es Gingrich tatsächlich, eine Reihe von Gesetzen durchzudrükken, für die er das Schlagwort vom „Vertrag mit Amerika“ geprägt hatte.

Der vitale und einfallsreiche Demagoge aus Georgia, drei Jahre älter als Clinton und doch eine Art antagonistischer Zwilling des Präsidenten, ist ein Meister im Ausnutzen der Verunsicherung, die den amerikanischen Mittelstand während der letzten Jahre erfaßt hat.

Sein Sendungsbewußtsein nährt sich beständig aus dem angeblichen Verfall Amerikas, den er selbst so eindrucksvoll beklagt. „Leute wie ich sind es, die zwischen uns und Auschwitz stehen“, hatte der Abgeordnete Gingrich letztes Jahr seiner Heimatzeitung *The Atlanta Constitution* versichert.

Nur: Was er mit dem Schreckenswort Auschwitz meint, hat nichts mit Gaskammern zu tun. Gingrich will mit diesem Begriff den Verfall der amerikanischen Städte, die lauernde Kriminalität und den Drogenkonsum anprangern – und damit die Ängste der Mittelstandsbürger weiter schüren, denen er seinen Aufstieg verdankt.

Daß Menschen, die dem breiten Mittelstand anzugehören glaubten, sich auf einmal unter den Armen wiederfinden – ja, manchmal sogar unter den Obdachlosen –, fügt der sozialen Lage eine Verbitterung hinzu, die es vorher nicht gegeben hatte. Dabei war für Clinton die Ökonomie lange der einzige Bereich, der für gute Nachrichten sorgte. Die US-Wirtschaft wuchs seit Frühjahr 1991 mit schöner Regelmäßigkeit, die Börse eilte von einem Hoch zum anderen, und die Notenbank mußte sogar die Zinsbremse ziehen, um eine Überhitzung der Konjunktur zu vermeiden.

Die Arbeitslosigkeit ist seit 1992 von 7,4 Prozent auf jetzt 5,5 Prozent gefallen; in Clintons Amtszeit entstanden rund fünf Millionen neue Jobs. Sogar die Autohersteller, die schon unter dem Druck der unerbittlichen Konkurrenz aus Japan zusammenzubrechen schienen, sind wieder das Schmuckstück der heimischen Industrie.

Der wirtschaftliche Aufschwung brachte der Nation dennoch kein psychologisches Hoch. Denn nur 20 Pro-

„Bibeln, Kugeln, Wundverbände“

Wie rechtsradikale Milizen zum Kampf gegen die Regierung rüsten

Der trübe und rauhe Alltag scheint die Männer früh zermürbt zu haben. Sie tragen Holzfällerhemden und dunkelblaue Baseballkappen; Schmerbäuche wippen über den Gürteln. Sie kommen aus Orten im US-Staat Michigan, die ihre äußere Verwahrlosung offenbar auf die Bewohner übertragen haben.

Andere der Umstehenden stechen dagegen scharf ab. Es sind Männer in Tarnuniformen, die auf einer verschneiten Wiese Krieg spielen – den Bürgerkrieg.

Sie treffen sich nach Feierabend oder am Wochenende, verkleidet in den gefleckten Kampfanzügen, die Gesichter furchterregend mit Tarnfarbe beschmiert. Bis an die Zähne bewaffnet und den Kopf randvoll mit abenteuerlichen Verschwörungstheorien, rüsten sie sich für einen vermeintlichen Überlebenskampf gegen die eigene Regierung.

Hier übt die Guerrilla der „Michigan Militia“, ein paramilitärischer Haufen von selbsternannten Patrioten und politischen Paranoikern, angeführt von Norman Olson, 48, Baptistenprediger und Waffenhändler in einem.

Olson führt in der Gemeinde Alanson eine Brigade der größten Miliz des Landes an; insgesamt habe die Miliz, behauptet er, 12 000 Mitstreiter.

Von Florida bis zum Staat Washington an der Pazifikküste wachsen rechtsradikale Verbände seit einigen Jahren aus dem dumpfen Sumpf eines frustrierten amerikanischen Kleinbürgertums. Ihr Glaubensbekenntnis: „Wir haben die Kontrolle verloren über unser Leben, unsere Kinder, unser Heim.“ Das jedenfalls behauptet Ray Southwell, Sprecher der Michigan-Miliz.

Die Michigan-Miliz unterhält Unterorganisationen in 66 Regierungsbezirken des Bundesstaats an den Ufern des Michigansees. Ihre Gruppentreffen werden durchschnittlich von 50 bis 100 Mitgliedern besucht. Sie ist die auffälligste und wohl auch einflußreichste der amerikanischen Bürgerwehren.

Von den Behörden lange unterschätzt und bis heute nicht zentral überwacht, haben sich ähnliche paramilitärische Gruppen seit dem vorigen Jahr bereits in rund 30 Bundesstaaten gebildet. Das schätzt zumindest die Bürgerrechtsgruppe Klanwatch, die rechtsradikale Umtriebe in ganz Amerika beobachtet. Hauptziel der schießfreudigen Vigilanten ist die Verhinderung einer wirksamen Waffenkontrolle durch den Staat.

Bürgerwehr im Trainingslager: Patrioten und Paranoiker

Das Brady-Gesetz, ein erster zaghafter Schritt, die Waffenflut in den USA durch strengere Kontrollen ein wenig einzudämmen, trieb den Bürgerwehren neue Mitglieder in Scharen zu. Zugleich machte es Präsident Bill Clinton zum Hauptfeind der Waffennarren: Er hatte die Bestimmungen im Herbst 1993 gegen heftigen Widerstand im Kongreß durchgesetzt.

In ihren Bars hetzen die rechten Ultras mit fiesen Sprüchen auf Plakaten. Beispiel: „Stoppt Clinton und ihren Ehemann.“

Formal stützen sich die Freizeitsoldaten auf den zweiten Zusatz der amerikanischen Verfassung. Eine „gutausgebildete Miliz“, heißt es dort, sei „notwendig zum Schutz eines freien Staates; das Recht des Volkes, Waffen zu besitzen und zu tragen, soll nicht verletzt werden“.

Ernst zu nehmende Verfassungsrechtler sind sich einig, daß damit keineswegs das uneingeschränkte Recht auf Waffen jeder Art garantiert wird. Gesetzliche Einschränkungen werden von den Anhängern der Bürgerwehren jedoch als erster Schritt zur völligen Entwaffnung und Entmündigung des Volkes abgelehnt.

Hunderte enttäuschter Waffen-Fans strömten nach Verabschiedung des Brady-Gesetzes in die Gründungsversammlungen der Bürgerwehr eines landesweit bekannten Rechtsradikalen in Montana. „95 Prozent von ihnen sind gute, brave, hartarbeitende Menschen“, versichert Sheriff Jim Dupont aus Montanas Flathead County.

Viele Experten halten die abwiegelnde Einschätzung der Behörden für gefährlich. „Das Ziel der Milizen ist schlicht und einfach die Beseitigung unserer Demokratie“, warnt Abraham Foxman, nationaler Direktor der jüdischen Antiverleumdungsliga. Seine Organisation hat im Oktober vorigen Jahres erstmals in einem umfangreichen Bericht auf die schnell wachsende Gefahr am rechten Rand der amerikanischen Gesellschaft hingewiesen.

„Für Tausende Extremisten ist Amerikas Regierung der Feind“, heißt es darin; die Milizen bereiteten den „massiven Widerstand gegen die Bundesregierung und die Polizeibehörden“ vor.

Die Vigilanten haben dabei längst mehr als nur ihre private Aufrüstung im Sinn. „Sie versuchen, die Uhr in vielen Bereichen staatlichen Handelns

zurückzustellen – bei der Erziehung etwa, bei der Abtreibung, beim Schutz der Umwelt“, fürchtet die Antiverleumdungsliga.

Besonders bizarr: Die Wirrköpfe wollen einer vorgeblichen Verschwörung Einhalt gebieten, die sie in globalem Maßstab am Werk wähnen. Die Herrscher in Washington, meinen sie, wollten das freie Amerika einer ominösen Weltregierung unter Leitung von Uno oder Nato unterwerfen.

Hinweise auf die vermeintliche Konspiration werden in den Pamphleten der Gruppen und in ihren elektronischen Netzwerken zu Dutzenden verbreitet:

Pechschwarze Hubschrauber ohne Hoheitszeichen würden überall im Land arglose Bürger mit Lasern blenden.

Gurkha-Truppen und Polizisten aus Hongkong trainierten in den Rocky Mountains schon für ihren Einsatz in den USA.

Eisenbahnzüge mit bis zu hundert Waggons transportierten Uno-Ausrüstung durchs Land; Frachtschiffe mit russischen und ehemals ostdeutschen Militärlastwagen sowie Schützenpanzern seien auf dem Atlantik unterwegs.

Gefürchtete Jugendgangs wie die Crips und Bloods aus Los Angeles würden von den Agenten der Neuen Weltordnung zu „Schocktruppen“ und als „Kanonenfutter“ ausgebildet.

Die Regierung habe bereits Internierungslager angelegt, und das Verkehrsministerium von Michigan befestige Aufkleber an den Rückseiten von Verkehrsschildern, um Truppenbewegungen zu lenken.

Gegen die von ihnen ersonnenen finsteren Pläne wollen sich die Milizen mit allen Mitteln wehren. „Viele tausend Menschen sind bereit, uniformiert und bewaffnet nach Washington zu marschieren, um Präsident und Kongreß ein Ultimatum zustellen“, tönte Norman Olson.

Sein Sprecher Southwell setzte nach: „Wir bereiten die Verteidigung unserer Freiheit vor; so wie es aussieht, werden Patronen bald genauso wertvoll sein wie Gold oder Silber.“ Und der Führer einer Bürgerwehr in North Carolina forderte seine Mitkämpfer bereits auf, die „vier Bs“ zu horten: „bibles, bullets, beans and bandages“ – Bibeln, Kugeln, Bohnen und Wundverbände.

Im vergangenen September sollten drei Mitglieder der Bürgerwehr von Michigan, die nachts in Tarnanzügen mit geschwärzten Gesichtern und schwerbewaffnet aufgegriffen worden waren, vor Gericht aussagen. Da sammelten sich auf der Straße zwei Dutzend uniformierte Gesinnungsgenossen der Militanten; die Vorgeladenen hingegen tauchten unter und sind seither flüchtig.

„Es ist beunruhigend, wenn Menschen meinen, Abhilfe könne nur der bewaffnete Kampf gegen die Regierung schaffen“, meinte danach ein Offizier der Staatspolizei von Michigan. Der Chef des Detroiter Büros der Behörde für Alkohol, Tabak und Schußwaffen (BATF), einer Spezialeinheit, die auch für den mörderischen Sturm auf das Sektenhauptquartier der Davidianer im texanischen Waco vor genau zwei Jahren verantwortlich war, fand dagegen immer noch Anlaß zur Hoffnung. „Die Milizen werden sich eher der Macht ihrer Stimmzettel bedienen, als eine bewaffnete Konfrontation zur Durchsetzung ihrer Ziele anzusteuern“, glaubte er.

Der Anschlag auf das Bürogebäude in Oklahoma City, in dem sich auch die lokale Dienststelle des BATF befand, hat diese Illusion wohl endgültig zerstört. Womöglich war das Attentat von Oklahoma City als Probelauf für einen noch größeren Anschlag gedacht.

Die Milizionäre schwören nämlich auf ein Kultbuch, in dem eine massive Bombe aus Kunstdünger und Dieselöl beschrieben wird. Die Bombe geht hoch – und zerstört das Hauptquartier des FBI.

Übung der Michigan-Miliz: „Massiver Widerstand“

zent der 260 Millionen Amerikaner konnten vom Aufschwung profitieren und ihren Lebensstandard verbessern. Dem großen Rest dagegen geht es nicht besser als früher, vielen sogar schlechter. Die Zahl der Bürger, die in offizieller Armut leben, ist mittlerweile auf 40 Millionen angewachsen. Das durchschnittliche Haushaltseinkommen sank auf 31 241 Dollar; 1989 lag es noch 2344 Dollar höher.

„Dieses ist die Fortsetzung eines schon seit 15 Jahren anhaltenden Trends zur Ungleichheit“, klagte Arbeitsminister Robert Reich. „Die Lücke zwischen Armen und Reichen wächst enorm. Das macht mir große Sorgen“, urteilt auch Clyde Prestowitz vom Economic Strategy Institute in Washington, denn: „Keine Gesellschaft mit solchen Gegensätzen konnte jemals die soziale Stabilität erhalten.“

Gleichzeitig rutschte das Bildungssystem in eine bedrohliche Krise. Zwar haben die USA nach wie vor die besten Universitäten der Welt; doch in den Grund- und Höheren Schulen ist der Niedergang unaufhaltsam. Die größte Industrienation der Welt ist nicht einmal in der Lage, jedem Kind Lesen und Schreiben beizubringen.

In der Hauptstadt Washington verlassen 50 Prozent der Kinder die Schule vorzeitig. „Für die meisten praktischen Zwecke sind sie Analphabeten“, urteilt ein Sozialwissenschaftler. „Diese Jugendlichen kriegen keinen Job, sie gleiten ab in die Kriminalität oder halten sich an den Wohlfahrtsstaat.“ Oder sie rebellieren gegen die Staatsgewalt.

Besonders schmerzlich spüren die Amerikaner die Symptome des Niedergangs derzeit, wenn sie ins Ausland reisen. Der Dollar, einst unangefochtene

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Leitwährung der Welt, ist in einen bedrohlichen Abwärtsstrudel geraten, der die Finanzmärkte verunsichert und den gesamten Welthandel gefährden kann.

Wie sehr die mächtigste Nation der Welt in die Defensive geraten ist, wurde deutlich, als Ende des vergangenen Jahres das Schwellenland Mexiko seine Währung drastisch abwertete und eine gewaltige Finanz- und Wirtschaftskrise auslöste. Plötzlich wurde der nördliche Industrienachbar von den mexikanischen Turbulenzen mitgeschüttelt.

Nur mühsam konnte US-Finanzminister Robert Rubin 20 Milliarden Dollar an Stützungskrediten zusammenkratzen. Damit aber bürdete die Clinton-Regierung Amerika eine gewaltige Last auf: Das Schicksal der Weltmacht USA war aus der Sicht ausländischer Investoren plötzlich an das schlingernde Mexiko gekoppelt; der Dollar galt als Peso-infiziert. Die Schreckensvorstellung vieler weißer Mittelstandsamerikaner, daß ihr Land in den Sog der Dritten Welt geraten könnte, schien plötzlich Realität zu werden.

Hätte demnach Lee Kuan Yew recht, der Begründer (und immer noch heimliche Herrscher) des winzigen Stadtstaats Singapur, der die Amerikaner als dekadente „Schlappschwänze“ geißelt, unfähig, im freien Wettbewerb gegenüber Japan und den Wirtschaftstigern Ostasiens zu bestehen?

Die nachlassende Qualität der Erziehung, die zweifelhafte Arbeitsmoral, der wachsende Drogenkonsum bei zunehmender Kriminalität, dazu die alarmierende Gebärfreude der Ghetto-Teenager: Tommy Koh, Singapurs einstiger Botschafter bei der Uno und in Washington, zählte die Vorwürfe der hochmütig gewordenen Asiaten genüßlich auf.

Als letztes Jahr in Singapur ein amerikanischer Teenager, der Autos mit Farbe besprüht hatte, zu der landesüblichen Prügelstrafe verurteilt wurde, protestierte das liberale Amerika zwar heftig gegen solche Grausamkeit. Aber es gab eben nicht nur Protest: Nicht wenige Bürger gratulierten dem Stadtstaat für seine kompromißlose Haltung – und wünschten Amerika selbst die Einführung der Prügelstrafe.

Hinter dem Ruf nach immer härteren Strafen steckt offenkundig ein schwer erschüttertes Selbstbewußtsein. Um so nachhaltiger wirkte da der Schlag von Oklahoma. Viele sahen darin schon „ein neues Kapitel in der Geschichte Amerikas“.

Die Bombe habe „das Gefühl der nationalen Sicherheit erschüttert, der dünne Firnis ist weg“, schrieb der *Cincinnati Enquirer*. Und die *Chicago Tribune* sah bereits „weitreichende Folgen für das tägliche Leben aller Amerikaner“ voraus.

AP

Täterfahndung in Oklahoma City: „Zusammen beten, zusammen kämpfen“

Vergifteter Apfelkuchen

SPIEGEL-Reporter Walter Mayr über den Schock in Oklahoma City nach der Bombenexplosion

Die fetten schwarzen Schwaden downtown sind vom nächtlichen Regen in feinen Ruß verwandelt worden. Der Urknall ist verhallt. Über Oklahoma City steht mutwillig die Sonne.

„Terror in heartland“ lesen die Bürger auf der Titelseite ihrer Morgenzeitung – Terror im Herzland. Gemeint ist ihre Heimat, die Herzkammer, für abenteuerlustigere Gemüter auch Strafkammer Amerikas: Oklahoma. Im Schatten der Wolkenkratzer, die Urbanität mitten im Weideland vorgaukeln, steht der Torso eines rechteckigen Neunstöckers. Ein postmoderner Klotz, dem Schutt aus dem Bauch quillt wie einer geborstenen Matratze das Seegras.

Während in den Ruinen des Alfred-P.-Murrah-Gebäudes noch die Suchhunde nach Verschütteten schnüffeln, geht draußen das Leben weiter. Menschen mit Anti-Drogen-Stickern sammeln sich mit missionarischem Schimmer im Auge zum Kongreß. Im Cowboy-Viertel werden Sattel und Seilzeug bereitgehalten. Und über den niedlichen Einfamilienhäusern, aus deren Innerem Mittwestler seelisches Gleichgewicht schöpfen, liegt unheimliche Stille.

Als die Bombe in Sekunden Dutzende Menschen in den Tod riß, habe er gedacht: „Das kann doch gar nicht in Oklahoma passieren.“ Jetzt steht Dan Waters da, Notfallchirurg im St. Anthony Hospital, und bekämpft sein zerbrochenes Weltbild mit Arbeit. Säubert blutverschmierte Gesichter, schließt Wunden, gibt gute Worte. „Mit meiner Familie bin ich nie nach New York gefahren“, sagt Waters kopfschüttelnd, „weil ich gehört hatte, daß dort Leute in der U-Bahn umgebracht werden.“

Das „disaster building“, wie der zum Mahnmal zerborstene Büroblock mit den eingeklemmten Leichen inzwischen hier heißt, hat die Menschen von Oklahoma City getroffen wie Laserlicht den Neandertaler. Massenmord auf altem Siedlerboden, wo aus Bürgerruhe, Eifer und Kinderliebe ein gepflegtes Biotop für knapp eine halbe Million Menschen geschaffen wurde?

Wie konnte es jemand wagen, Gift zu streuen in der Hauptstadt des Bundesstaates, der sinnbildlich geradesteht für die Identität stiftenden Tugenden der Nation? Den sie All-American Applepie nennen – nach der nationalen Leibspeise?

Präsident Bill Clinton ist nur 300 Meilen östlich, in Arkansas, groß geworden. Er trifft mit seiner Rede, halb Trost, halb Drohung, mühelos den blanken Nerv der Menschen von Oklahoma Ci-

ty, die still vor den Bildschirmen in Bennigan's Kneipe sitzen, bei leichtem Bud vom Faß.

Minuten vorher haben sie ihren Gouverneur gesehen, wie er den Schauplatz des größten Terroranschlags in der Geschichte der Vereinigten Staaten abschritt. Um dann, eine Spur zu zackig, zwischen Kameras und ungeborgenen Leichen, den Glaubenssatz der Republikaner wiederzukäuen: „Nun bleibt nur eines – zusammenstehen, zusammen beten, zusammen kämpfen."

Die Bürger der Stadt haben ihre eigene Witterung für die politischen Druckwellen, die das Schlagwetter am Rand ihrer Innenstadt erzeugt hat. Die Ecke, an der die Attentäter zuschlugen, sei die Lebensader von Oklahoma, sagt Donna Brown, der einzige Fleck, wo ihr Staat nicht „country" sei – Bauernland.

Donna ist 26, Kind dieser Gegend. Früh Mutter geworden, warmherzig ihren Freunden, scharfsinnig den Vorgängen im unmittelbaren Umfeld gegenüber. Was hinter den Staatsgrenzen von Oklahoma liegt, verschwindet im ortsbedingten Bodennebel. Die Frage nach dem Einfluß von Negern auf die deutsche Politik zählt nicht zu den gröbsten Ausreißern unter den Einlassungen von Bewohnern des Apple-pie-Bezirks.

Donnas Vertrauen in Staat und Gerechtigkeit ist erschüttert. Sie sagt, seit dem Attentat fühle sie sich nicht mehr sicher. Ihre Zwillingsschwester trauert vor allem um die toten Kinder: „Warum Kinder? Die hatten noch nicht einmal die Möglichkeit zu sündigen." Donna sagt: „Fast jeder in Oklahoma City kennt einen, der drin war im Gebäude oder noch ist."

Donna hat eine gleichaltrige Freundin, die im elften Schuljahr ihre erste Geburt hatte und ein Jahr später noch

„Fast jeder kennt einen, der drin war im Gebäude"

eine. Karen aber wollte mehr. Das aparte Mädchen mit kurzem brünettem Haar hat studiert und sich beim Staat beworben. Als „loan officer" bei der Bundeskreditanstalt für Arbeitnehmer hatte sie ein sicheres Auskommen. Mit Jay, ihrem zweiten Mann, kam das Glück hinzu. Sie haben in Las Vegas geheiratet, im vergangenen Jahr ein Haus im feinen Stadtteil Moore von Oklahoma City gekauft und im März einen neuen Ford Taurus. Für die letzte Aprilwoche war wieder Las Vegas geplant, des Spielens und der Liebe wegen.

Karens Ford ist, zum Klumpen geschmolzen, aus der Parkgarage des Bundesgebäudes geborgen worden. 30 Stunden nach dem Attentat ist ein Polizeibe-

amter bei Jay an der Tür gewesen, um nach Röntgenaufnahmen von Karens Gebiß zu fragen. Vorher könne er zu ihrem Verbleib keine Aussage machen. Die ältere Tochter hat still geschluchzt.

Zwei von Karens Kolleginnen sind aus den Trümmern gezerrt worden. Sie erzählen, daß konferiert worden sei im zweiten Stock des Bundesgebäudes, das sich die Kreditanstalt mit FBI und Geheimdienst, mit Kinderkrippe, Sozialversicherung und anderen teilte, als die Bombe vor dem Haus detonierte.

Jay, der Ehemann, sitzt mit Eltern und Schwiegereltern zu Hause und hofft gegen alle Vernunft, daß seine Frau zwischen den Betonbrocken noch lebt. Der Vater hat die Krankenhäuser der Stadt vergebens durchstreift und Bilder von seiner Tochter verteilt. Jay mußte von den Rettungstruppen daran gehindert werden, selbst in die Ruine zu klettern.

Bevor er noch Donna zum vereinbarten Treffen am Abend sieht, die Freundin seiner Frau, die ihn für wenige Stunden auslösen will aus der Zwangsgemeinschaft der Wartenden, meldet der lokale Sender Channel 4, daß 13 Leichname an ein und derselben Stelle geborgen worden seien. Es müsse sich um die Teilnehmer einer Konferenz handeln. Wenig später erscheint die Telefonnummer einer Beratungsstelle für Trauerfälle im Bild.

Der praktische Teil der Katastrophenbewältigung funktioniert makellos. Blutkonserven werden gespendet, Handschuhe, Knieschützer, Speisen und tröstende Worte. Das Heer privater Fernsehanstalten wirkt als rast-, wenn auch nicht selbstloser Multiplikator.

Journalisten und Politiker loben am Schirm Ärzte und Helfer, Ärzte loben Feuerwehrmänner, Feuerwehrmänner und Retter loben die Spender – ein geschlossener Kreislauf der Bewunderung, der das Grauen erträglicher macht.

Und doch wirkt es so, als erneuere sich das Immunsystem der amerikanischen Demokratie gerade durch die Art und Weise, wie es frontale Angriffe abwehrt. Da helfen sich Menschen, verbünden sich Zirkel, die sich sonst nicht nahestehen. Da ist ein gemeinschaftlicher Geist gewachsen, in gut 200 Jahren.

Daß beim atemlosen Bestreben, sich nützlich zu machen, Fragen nach einem möglichen Hintergrund des beispiellosen Blutbads ausbleiben, ist naheliegend. Die Menschen beten und weinen. „Alle sollen wissen, daß Karen ein guter Mensch war, und für sie beten“, sagt Donna, noch bevor sie vom Leichenfund im Bundesgebäude erfährt.

Die fetten schwarzen Schwaden über der Ruine sind in Ruß verwandelt, und auch der verschwindet.

Oklahoma City betrauert seine Toten.

Kambodscha

Pakt mit dem Teufel

Christoph Maria Fröhder berichtete 1975 als einziger Fernsehreporter über den Einmarsch der Roten Khmer in Pnom Penh. Jetzt kehrte er dorthin zurück – und beschreibt ein Land, das seine Erinnerung verloren hat.

Immer wenn Ministerpräsident Hun Sen ins Ausland reist, stehen Männer verschiedener Nationalitäten Spalier, um ihn zu verabschieden. Australier, Kanadier, Amerikaner, Franzosen und Vietnamesen nehmen auf beiden Seiten des roten Teppichs Aufstellung, auf dem Kambodschas stellvertretender Regierungschef zur Gangway schreitet.

Was eine internationale Ehrendelegation sein könnte, ist in Wirklichkeit das Kabinett des südostasiatischen Königreichs. Die Regierungsmitglieder flohen einst vor den Roten Khmer ins Exil und nahmen die Staatsbürgerschaft des jeweiligen Gastlandes an.

Die meisten Exilanten kehrten erst kurz vor 1993 zurück. Damals fand die erste freie Wahl unter Uno-Aufsicht statt. Manche Minister hatten ihr Land mehr als 15 Jahre nicht gesehen. Viele hatten im Exil Karriere gemacht, waren zu Universitätsprofessoren oder Führungskräften der Wirtschaft aufgestiegen. In der alten Heimat widmen sie sich nun allein der „großen Aufgabe“, wie Justizminister Chem Snguon betont – dem Wiederaufbau des alten Königreichs, das vor 20 Jahren, am 17. April 1975, in die Hände der Roten Khmer und des Massenmörders Pol Pot gefallen war.

Einzig die Hoffnung auf Frieden und Aufschwung eint die Koalitionsregierung. Noch ist der Einfluß der Roten Khmer nicht gebrochen, stiften die kommunistischen Dschungelkämpfer weiterhin Unsicherheit und Zwist zwischen Militärs und Politikern.

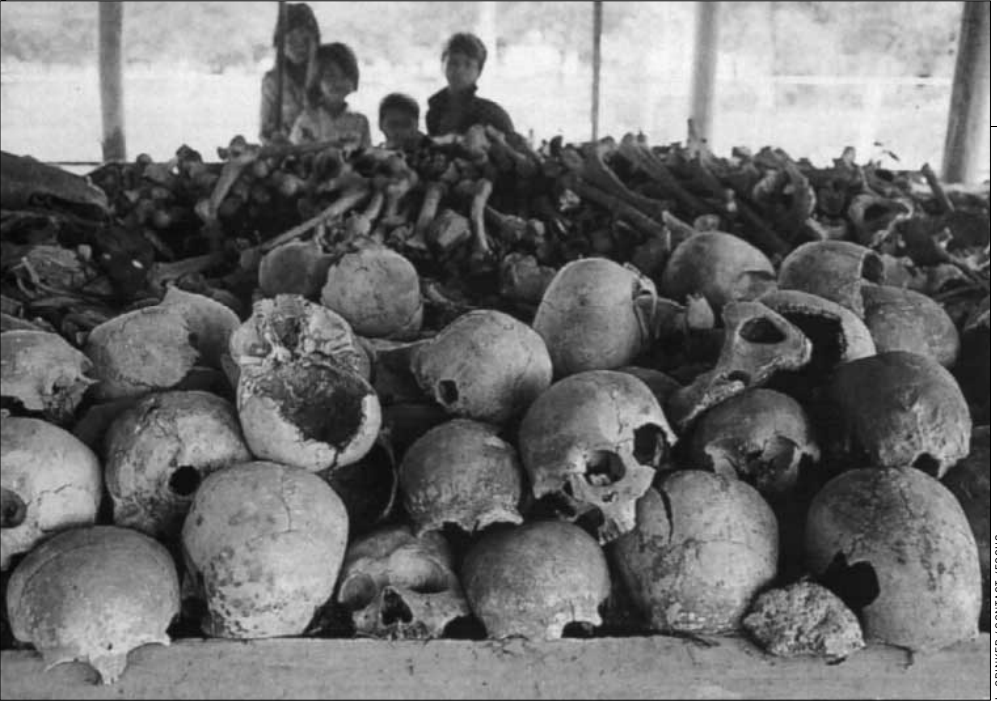
Verteidigungsminister Tea Banh etwa plädiert für die Einbeziehung der Roten Khmer in die Regierungsverantwortung; nur so lasse sich der Guerrillakampf im Norden des Landes beenden. Der hochdekorierte General Dien Del widerspricht dem Minister: Eine Rückkehr der Roten Khmer in die Hauptstadt wäre für ihn Verrat an der neugewonnenen Freiheit.

VARIO-PRESS

Hauptstadt Pnom Penh: Hoffen auf das Wirtschaftswunder

Die Angst vor einer erneuten Machtübernahme der gefürchteten Steinzeitkommunisten und die Korruption lähmen die Regierung und damit den wirtschaftlichen Aufschwung. Nur wenige ausländische Investoren versuchen die aufkommende Goldgräberstimmung für sich zu nutzen.

Der Franzose Eric, 45, ist einer von ihnen. Er nennt sich „Propriétaire“, weil ihm daheim ein ererbter Acker gehört. In Pnom Penh betreibt er einen schwunghaften Handel mit Motorrädern und besitzt Anteile an mehreren Restaurants. Von seiner neuesten Idee, der Produktion teurer Dessous, verspricht



L. GRINKER / CONTACT / FOCUS

Totenschädel von Opfern der Roten Khmer: Unbewältigte Vergangenheit

er sich durchschlagenden Erfolg. Den Bedarf hat er im Rotlichtmilieu selbst erkundet.

Keiner will den erhofften Boom verpassen, aber niemand weiß, worauf sich das Wirtschaftswunder gründen soll. Tropische Hölzer und Edelsteine sind die wichtigsten Rohstoffe Kambodschas; sie konnten bislang nicht wirtschaftlich genutzt werden, weil die Gebiete, in denen sie vorkommen, von den Roten Khmer unsicher gemacht werden. Die wiederum finanzieren ihren Guerrillakampf durch den illegalen Verkauf von Edelhölzern an korrupte thailändische Militärs.

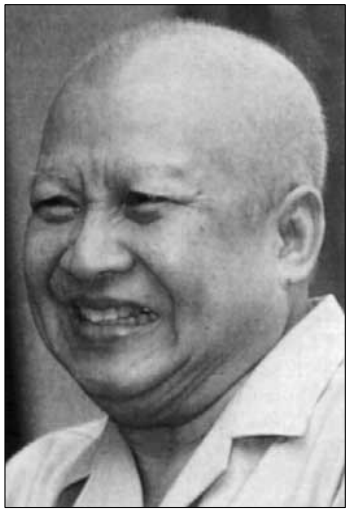
Noch immer sind die Roten Khmer schlagkräftig, aber ihr politischer Einfluß schwindet. Internationaler Druck auf Thailand verschärft ihre Isolation, und ein Amnestieangebot der Regierung in Pnom Penh hat die Reihen der Kämpfer gelichtet. Verteilt auf mehrere Umerziehungslager, erhalten die Überläufer Unterricht in Demokratie. In einer fast einjährigen Umschulung sollen die von Pol Pot und Genossen zu Killern gedrillten jungen Männer verantwortungsbewußte Staatsbürger werden.

Doch in der Praxis ist die Erziehung eine rabiate Mixtur aus Arbeitseinsatz und militärischem Drill. Die Überläufer müssen helfen, die von ihnen einst zerstörten Dörfer und Pagoden wieder aufzubauen. Die kritische Auseinandersetzung mit ihrer mörderischen Vergangenheit findet nur zweimal die Woche statt. Der Lehrer ist ein Unteroffizier, der zu jung ist, um den Terror selbst erlebt zu haben. Dokumentationen über die Jahre der Schreckensherrschaft gibt es in Kambodscha nicht. Seit der Bücherverbrennung durch die Roten Khmer leben die Kambodschaner ohne Bezug zur eigenen Geschichte, als hätte es die Epoche Pol Pots nie gegeben.

Besonders deutlich wird das an einem jungen Mann namens Tionlong. Er weiß weder sein genaues Alter, noch kennt er die Namen seiner Eltern und Geschwister. Bislang hat ihm niemand geholfen, das schwarze Loch in seiner Erinnerung zu beseitigen.

Wahrscheinlich war Tionlong bei dem Einmarsch der Roten Khmer in die kambodschanische Hauptstadt etwa zwei Jahre alt. Der junge Mann sitzt im Hinterzimmer eines kleinen Ladens. Porträtfotos, die er aus Illustrierten ausgeschnitten hat, müssen die verlorenen Ahnen ersetzen.

Mit Mühe erinnert er sich an einen endlosen Marsch durch Reisfelder und Sümpfe. Erst später habe ihm eine Frau erzählt, wie seine Eltern auf verschiedene Arbeitskolonnen, die sieben Geschwister auf sogenannte Kinderbrigaden verteilt wurden.



V. MILADINOVIC / SYGMA

König Sihanouk

Alles, was Tionlong über den erzwungenen Exodus aus Pnom Penh weiß, hat er von jener Frau erfahren, die Gräben am Rande des Umerziehungslagers aushob. Das ganze Gespräch dauerte nur wenige Minuten – ob die Frau seine Mutter, eine Tante oder eine Nachbarin war, hat Tionlong nicht mehr erfahren; ein Erzieher kam dazwischen. Die Frau wurde abgeführt, weil sie gegen den revolutionären Kodex verstieß, der jede private Beziehung verbot.

Tionlong sollte zum „neuen Menschen“ erzogen werden, wie Pol Pot es verlangt hatte. Nach dem Wecken um fünf Uhr früh mußten die Kinder stundenlang Slogans aufsagen und vom Ausbilder vorgesprochene Texte wiederholen. Noch heute kann Tionlong rezitieren, was ihm täglich eingebleut wurde.

Wenn er über die Torturen seiner Kindheit spricht, wirkt er emotionslos, als rede er über einen Fremden. Sein Gesicht bleibt auch dann noch starr, als er erzählt, wie seine Gruppe ein Massengrab für „antirevolutionäre Elemente“ ausheben mußte.

Nachdem 1979 die Vietnamesen das Mörderregime von Pol Pot beendet hatten, mußte er noch fast ein Jahr in der Kinderbrigade bleiben, weil niemand wußte, was mit den Kleinen geschehen sollte. Später brachten vietnamesische Helfer ihn zurück nach Pnom Penh. Seine Familie blieb verschollen.

Tionlong fand Unterschlupf im Hinterzimmer einer Händlerin. Sie hat den Krieg als einzige ihrer Familie überlebt und betrachtet ihn als Adoptivsohn. Die Einkünfte des kleinen Lebensmittelladens reichen gerade, um beide zu ernähren. Ihr Versuch, Tionlong in der benachbarten Grundschule unterzubringen, scheiterte – die Lehrer hielten ihn für zu alt.

Nach 13 Jahren Guerrillakrieg und der mißglückten Uno-Friedensmission herrscht ein gefährliches Machtvakuum im Land. Der wendige König Sihanouk kann es schon wegen seiner schweren Krebserkrankung nicht ausfüllen. Dabei ist er noch immer die politische Schlüsselfigur Kambodschas.

Eine schillernde Rolle hat er zeitlebens gespielt. Um seine Macht nach dem von den Amerikanern 1970 finanzierten Putsch zurückzuerobern, hatte der Monarch keine Skrupel, sich auf den Teufelspakt mit den Roten Khmer einzulassen. Sie bestätigten ihn 1975 unmittelbar nach der Eroberung von Pnom Penh als Staatsoberhaupt. Zwar distanzierte sich Sihanouk zeitweilig vom Schreckensregime Pol Pots, heute jedoch plädiert er für die Einbeziehung der Terroristen in die Regierung.

Nach seiner Mitschuld an den Greueltaten der Roten Khmer gefragt, weicht der alternde Monarch aus: „Diese Frage müssen Sie der französischen Regierung stellen. Die hat die Führungskader der Roten Khmer ausgebildet. Pol Pot und seine Anhänger stehen in der Tradition des französischen Politikers Robespierre, der ja auch schon seine Gegner mit der Guillotine hinrichten ließ.“

Serbien

„Es fließt noch viel Blut“

SPIEGEL-Interview mit Milovan Djilas über den Balkan-Konflikt

SPIEGEL: Herr Djilas, der Kommunismus als System ging bankrott, lebt die Ideologie weiter?

Djilas: Der Kommunismus ist ein System, das nicht restauriert werden kann. Die größte Gefahr heute ist die Vereinigung ehemaliger Kommunisten und extremer Nationalisten. Wenn die in Rußland versuchen, das ehemalige sowjetische Imperium wiederzuerrichten, müßte dies unvermeidlich zum Krieg führen. Alle nichtrussischen Völker würden revoltieren, und der Westen könnte nicht tatenlos zusehen. Denn ein faschistisches Rußland wäre gefährlicher als ein kommunistisches.

SPIEGEL: Sie selbst saßen als Kommunist schon im Königreich Jugoslawien im Kerker. Selbst während Ihrer Dissidentenzeit unter Tito haben Sie sich nie ganz vom Marxismus distanziert.

Djilas: Die Theorie des Marxismus hatte viele humane Aspekte. Aber sie ließ sich nicht in die Realität umsetzen, in keinem einzigen Land. Denn dafür hätten die Menschen ideal sein müssen. Eine sozialistische Gesellschaft wäre mit einer Gesellschaft von Insekten zu vergleichen gewesen, alle wären gleich, keiner kreativ – es hätte nur noch biologische Existenzen gegeben. Der sogenannte real existierende Sozialismus drückte sich dagegen in der Nationalisierung der Produktionsmittel aus, im Einparteiensystem und im Monopol über die Informationsmedien.

SPIEGEL: Warum ist Ihnen diese Einsicht erst 1952 gekommen?

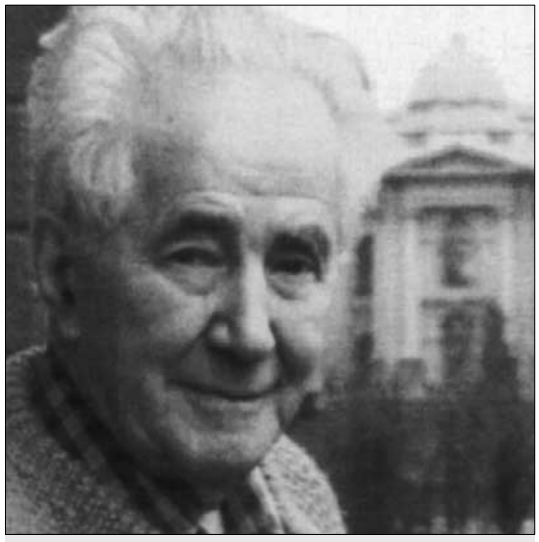
Djilas: Das Genie von Karl Marx als Denker und Schriftsteller lag darin, daß er eine utopische Idee mit wissenschaftlichen Methoden verband. Dies gab dem Sozialismus Überzeugungskraft.

SPIEGEL: Viele Bürger in Osteuropa klagen heute darüber, daß es ihnen schlechter geht als unter den Kommunisten.

Djilas: Der Westen hat das Problem der persönlichen Freiheit überschätzt; er hielt es für das Grundproblem. Es genügt nicht, einen Reisepaß zu besitzen oder seine Meinung frei äußern zu dürfen. Das haben wir auch in Serbien – und dennoch herrscht hier keine Freiheit. Die persönliche Freiheit muß mit wirtschaftlicher Freiheit verbunden sein.

SPIEGEL: Jugoslawien hätte bei seiner politischen Balance zwischen Ost und West weit früher mit der Demokratisierung beginnen können. Wovor hatte Tito Angst?

Djilas: Das hätte seine Macht in Frage gestellt. Tito besaß genügend Möglichkeiten, auf ein demokratisches System umzuschalten. Aber er wollte nicht.



AP

Milovan Djilas

kämpfte neben Partisanenführer Tito im Zweiten Weltkrieg gegen die deutschen Besatzer und für ein kommunistisches Jugoslawien. Der Sohn eines königlichen Polizeioffiziers aus Montenegro arbeitete schon in den dreißiger Jahren in der illegalen KP mit Tito zusammen und stieg nach dem Befreiungskampf zu seinem Stellvertreter auf. Wie kein anderer Jugoslawe hat Djilas seine Ideen in das „jugoslawische Modell“ eines dritten Weges zum Sozialismus eingebracht: Blockfreiheit, Arbeiterselbstverwaltung und sozialistische Demokratie – Zielvorstellungen, die Partei- und Staatschef Tito zu rigoros waren. 1954 kam es zum Bruch zwischen den beiden Volkshelden. Djilas verlor seine Ämter und zahlte für seine Rebellion gegen die Parteiherrschaft („Die neue Klasse“) mit insgesamt elf Jahren Gefängnis. Vergangenen Donnerstag starb Djilas, 83, in Belgrad. Als seine tödliche Krankheit schon erkennbar war, gab er dem SPIEGEL dieses Interview.

SPIEGEL: Die Folge seiner Diktatur ist heute der Bürgerkrieg in Bosnien, der Zehntausende von Toten forderte, ohne daß ein Ende abzusehen ist.

Djilas: Die Geschichte wird Tito rehabilitieren. Tito bevorzugte kein Volk innerhalb Jugoslawiens, wie das heute in Serbien behauptet wird. Er war für Jugoslawien und glaubte, daß aus Jugoslawien eines Tages eine Nation werden könnte. Allerdings begannen die einzelnen Republiken schon zu seinen Lebzeiten, sich wirtschaftlich und politisch abzusondern.

SPIEGEL: Warum brachen Sie dann mit dem System? Hätten Sie nicht innerhalb der Partei mehr für die Demokratisierung Jugoslawiens erreichen können?

Djilas: Mein Bruch mit dem Kommunismus war das einzig Kluge, was ich im Leben gemacht habe. Ich selbst war damals noch nicht reif für die Demokratie, aber ich kämpfte gegen den bolschewistischen Parteityp. Trotzdem hätte ich mit meinen Reformideen innerhalb des engeren Parteizirkels nichts ausrichten können.

SPIEGEL: Der Vielvölkerstaat Jugoslawien ist auseinandergebrochen, seit drei Jahren herrscht Krieg in Bosnien. Hoffen die Serben darauf, daß der große slawische Bruder in Moskau endlich offen für sie Partei ergreift?

Djilas: Die serbische Regierung wartet sehnsüchtig auf Jelzins Sturz. Sie pflegt seit langem Kontakte zu den russischen Nationalisten. Immer wieder kommen russische Generale nach Belgrad und preisen die orthodoxe Bruderschaft. Bekämen diese Strömungen in Rußland die Oberhand, würden sie sich sofort mit Serbien verbinden. Das könnte die gesamte Situation auf dem Balkan schlagartig verändern.

SPIEGEL: Wird der Flächenbrand auf dem Balkan noch weiter um sich greifen?

Djilas: Jeder Staat auf dem Balkan sieht seine eigene glorreiche Vergangenheit und starrt auf die Territorien, die er damals besaß. Die Nachbarn halten einander nur ihre Verbrechen vor. Es hat sich eine Art Balkan-Faschismus entwickelt.

GAMMA / STUDIO X

Serbische Soldaten in Kroatien (1991): „Den Moslems großes Unrecht angetan“

SPIEGEL: Ist bei soviel Zündstoff langfristig überhaupt Frieden auf dem Balkan möglich?

Djilas: Den Frieden kann nur das Eingreifen der Großmächte oder der Vereinten Nationen garantieren. Bleibt die Entwicklung dagegen den Völkern des Balkans überlassen, dann fließt noch viel Blut. Serbiens ethnische Säuberungen wurden von den jetzigen Machthabern präzise geplant. Dies ist kein Krieg um wirtschaftliche oder politische Dominanz, sondern ein Krieg zur Bildung neuer Nationalstaaten – für nationale Minderheiten bleibt darin kein Platz.

SPIEGEL: Sie selbst haben vor Kriegsausbruch 1991 einen losen Staatenbund vorgeschlagen. Hätte sich Jugoslawien retten lassen?

Djilas: Als Kroatien und Slowenien damals die Konföderation vorschlugen, taten sie dies sicher mit dem Hintergedanken, daß der nächste Schritt die endgültige Abtrennung sein würde. Dennoch: Serbiens Präsident Slobodan Milošević ist für mich einer der Hauptschuldigen an der Zerstörung Jugoslawiens. Er hat mit der Ausrede, er kämpfe für Jugoslawien, die Macht über die damals noch allmächtige KP und Armee ergreifen wollen. Wäre dieses Vorhaben gelungen, hätte er damit ganz Jugoslawien beherrscht.

SPIEGEL: War der Westen nicht dadurch gezwungen, Slowenien und Kroatien schnell anzuerkennen, um Miloševićs Vormarsch bis zu den Alpen zu stoppen?

Djilas: Ohne diese Anerkennung wäre der Krieg genauso verlaufen. Die Armee wäre zu schwach gewesen, die beiden Nordrepubliken endgültig zu besiegen. Als der Versuch Miloševićs, ganz Jugoslawien zu erobern, fehlgeschlagen war, zog er die Theorie „Großserbien“ aus dem Hut – wobei er offiziell immer von der Erhaltung Jugoslawiens sprach.

SPIEGEL: Halten Sie als ehemaliger Partisan das bosnische Terrain für unkontrollierbar? Könnten die Blauhelme der Uno Frieden schaffen, wenn sie nur energisch eingreifen dürften?

Djilas: Eine militärische Intervention wäre sinnlos. Sie würde nur die Guerillabewegung der Serben stärken. Der Westen begreift einfach nicht, daß es hier – insbesondere in Bosnien – um die Bildung von Nationalstaaten geht, um Großserbien etwa oder Großkroatien. Und auch die Moslems wollen Bosnien in ein islamisches Land umwandeln. Die Idee von Präsident Izetbegović, Bosnien zu einem demokratischen Staat zu machen, ist nicht durchführbar mit einer Partei, die eine totalitäre Ideologie vertritt und intolerant ist. Diese Politik würde alle anderen Nationalitäten unterdrücken. Aber natürlich wurde den Moslems großes Unrecht angetan.

SPIEGEL: Auch die Serben Bosniens wollen ihre Vorstellungen den anderen Völkern aufzwingen. Werden sie am Ende ihre Eroberungen behalten?

Djilas: Natürlich haben die Serben zuviel Territorium besetzt. Sie wissen das genau und werden damit schachern. Die beste Lösung für Bosnien-Herzegowina wäre ein langfristiges Protektorat der Vereinten Nationen. Doch vom Westen solch ein Engagement und finanzielle Aufwendungen zu erwarten wäre naiv.

SPIEGEL: Wird es je wieder ein vereintes Jugoslawien geben können?

Djilas: Nein, dieser Traum ist ausgeträumt. Es werden kleine, selbständige Staaten übrigbleiben, die untereinander enge wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen haben. Der Kalte Krieg ist mit dem Zusammenbruch des Kommunismus verschwunden – jetzt fallen wir in die Periode zurück, in der Kleinstaaten untereinander ihre Fehden austragen.

Frankreich

Der Meister des Doppelsinns

Franz-Olivier Giesbert über Mitterrands Suche nach einem Platz in der Geschichte

Giesbert, 46, ist Chefredakteur des *Figaro* und Autor einer Mitterrand-Biographie („Le Président").

Ich habe ein so glückliches Leben geführt, daß es mir schwerfällt zu sterben." Diesen Satz hat François Mitterrand in letzter Zeit oft ausgesprochen, mit einem Leuchten im Gesicht, das auch die Krankheit nicht verdecken konnte.

Der Präsident weigerte sich, Abschied zu nehmen, von seinem Leib wie vom Elysée. Er liebt die Macht so sehr, daß er sie nur unter großem Bedauern, ganz allmählich, aus der Hand geben möchte, ohne seinem Nachfolger auch nur eine Sekunde zu schenken.

In diesen Monaten haben die Franzosen seine Charakterstärke bewundert. Von seinem Leiden gezeichnet, ging Mitterrand dennoch wie gewohnt seinen Staatspflichten nach. Ohne Zögern, ohne Scheu sprach er über die Krankheit und den nahenden Tod.

„Mit zunehmendem Alter habe ich weniger Hunger auf die Macht", sagt er und lächelt verschmitzt. „Aber ich verspüre trotzdem noch etwas Appetit." Mitterrand blieb bis zum Schluß ein Mann, der sich selbst zuschauen konnte, als hätte er das Zweite Gesicht. „In der Politik", wiederholt er gern, „hat nur Erfolg, wer Abstand hält."

Den hat er immer gehalten. Er brauchte große Feindschaften, sogar urtümlichen Haß, um sein Schicksal zu verklären. Das macht die Person, die er 50 Jahre lang für die Franzosen spielte, zu einer Gestalt wie aus einem Roman.

Am 2. Dezember 1943 in Algier lehnte sich Mitterrand zum erstenmal gegen Charles de Gaulle auf; der General hatte von ihm verlangt, seine Widerstandsgruppe mit einer anderen zu verschmelzen, die sein eigener Schwiegersohn leitete. Daraufhin verfolgte er de Gaulle während dessen ganzer Regierungszeit, von 1958 bis 1969. In seinem Buch „Der permanente Staatsstreich" – gut geschrieben, aber schlecht durchdacht – ging er soweit zu fragen: „Und wer ist er, dieser de Gaulle? Duce, Führer, Caudillo, Conducator?"

Später hat sich Mitterrand schonungslos jedem widersetzt, der in der französischen Politik zählte: Guy Mollet, Valéry Giscard d'Estaing, Michel Rocard, Jacques Chirac oder Edouard Balladur. Alle bekamen ihren Teil von seinem ätzenden Spott ab.

Sein letzter Feind ist der Krebs. Er hat über ihn immer wie über einen politischen Gegner geredet: „Ich werde ihn bezwingen." Wie ein Feldherr plante er den Kampf gegen die Krankheit: „Das ist wie eine Schlacht, diese Geschichte. Ich werde mein Austerlitz oder mein Waterloo erleben."

Die Franzosen, die noch immer für Vercingetorix schwärmen, lieben solchen Mut. Mitterrand blieb immer ein Widerstandskämpfer, gegen alles. Er braucht Widerstände, um voranzukommen. Sie zu beseitigen hat ihm freilich nie gereicht. Selbst auf dem Höhepunkt seiner Macht, im Allerheiligsten des Elysée, sprach er manchmal wie ein Oppositionspolitiker über das eigene Regime – das er doch selbst verkörpert.

Aber dieser Profi der Politik lebt auch gern wie ein Schöngeist, der es liebt, über Gott, Frauen und Literatur zu sprechen, der davon träumt, ein anderer zu sein, ein Schriftsteller zum Beispiel. Deshalb gefiel es Mitterrand während seiner Amtszeit, Persönlichkeiten zu empfangen, welche die westliche Diplomatie für wenig empfehlenswert hielt, beispielsweise Fidel Castro. Aus demselben Grund umgab er sich mit Abenteurern wie Bernard Tapie – der amüsierte ihn. „Ich begebe mich gern in zweifelhafte Gesellschaft", hat er einmal gesagt.

SIPA

Präsident Mitterrand beim Amtsantritt 1981: „In der Politik hat nur Erfolg, wer Abstand hält"

Nicht zufällig ist Mitterrand ein Schüler Voltaires, dieses Botschafters des Skeptizismus, der für ihn „den Geist des französischen Charakters am besten widerspiegelt". Zyniker und Literat, Idealist und Lebemann, Visionär und Machiavellist: François Mitterrand ist seine ganze Karriere lang eine seltsame Mischung gewesen, in der das Schlimmste neben dem Besten existierte.

In den dreißiger Jahren, als Student, liebäugelte er vage mit dem Rechtsextremismus. Als er nach der Niederlage aus deutscher Gefangenschaft floh,

suchte er Unterschlupf in Vichy, nicht in der Résistance. Gleichwohl kollaborierte er nicht mit den Besatzern; er tändelte nur mit den Kollaborateuren herum, bis er sich einige Monate später gegen die Regierung des Marschalls Pétain erhob. Da wurde er zum großen Widerstandskämpfer, den General de Gaulle in seinen Memoiren würdigte.

In der Stunde der Befreiung war er einer von nur 15 Männern, die im Namen des Generals den Auftrag erhielten, die Regierungsgewalt zu übernehmen: Mit 27 Jahren sah sich Mitterrand in höchste Würden katapultiert. Als Generalsekretär für Kriegsgefangene und Deportierte war er faktisch ein Minister.

Danach wurde er noch oft Minister: elfmal während der Vierten Republik, als Vorsitzender einer kleinen Mitte-Links-Partei, die bezeichnenderweise den Namen „Demokratische und Sozialistische Widerstandsunion“ führte und

F. APESTEGUY / GAMMA / STUDIO X

Krebskranker Mitterrand 1995: „Mein Austerlitz oder Waterloo“

in vielen Koalitionsregierungen eine Schlüsselstellung innehatte. In den sechziger Jahren wechselte er zum Sozialismus – nur um auch mit dessen Dogmen zu brechen, als er in den Elysée einzog.

François Mitterrand verkörpert auf perfekte Weise das doppelgesichtige Frankreich – das Land, das Pétain feierte, bevor es de Gaulle in den Himmel hob; das immer geordnete Reformen ablehnte, um sich besser der Revolution hingeben zu können. Frankreich ist flatterhaft und aufrührerisch. Wenn man glaubt, Frankreich begriffen zu haben, hat man aufgehört, es zu verstehen.

Während seiner ganzen Karriere war er ein Anhänger von Alain, dem Philosophen des französischen Radikalsozialismus, der schrieb: „Eine Idee, die ich habe, muß ich leugnen: Das ist meine Art, sie zu erproben.“ Oder auch: „Nichts ist gefährlicher als eine Idee, wenn man nur eine hat.“ Mitterrand hatte nie nur eine Idee, und er hat fast alle ausprobiert.

Der Präsident liebte es, mit Gegensätzen zu spielen. Ein Meister des Doppelsinns, zitierte er oft einen Satz, den er mal dem Kardinal de Retz, mal dem Kardinal de Bernis zuschreibt: „Man entkommt der Zweideutigkeit nur zum eigenen Nachteil.“ Er jedenfalls entkam ihr nur ausnahmsweise, bei einigen großen Anlässen, wenn Europa auf dem Spiel stand: so in seiner berühmten Ansprache im Bundestag am 20. Januar 1983, als er vor den sowjetischen SS-20-Raketen warnte.

Ansonsten hat er meistens laviert. Er gehört zu jenen Politikern, die meinen, daß Versprechen nur die binden, die an sie glauben. Die Wahrheit zu sagen war nie seine Stärke. Versprechen hieß für ihn nie, sich an das Zugesagte zu halten. Deshalb hat er soviel versprochen. Daß er sowenig gehalten hat, erklärt die Enttäuschung seiner Genossen und die Haßausbrüche im eigenen Lager.

Jetzt, da er sich anschickt, sein geliebtes Schattenspiel zu verlassen, um in die Geschichte einzugehen, wird er zweifellos gerechter beurteilt. Niemand hört mehr auf seine Feinde, die ihn am Ende seiner Amtszeit zu verteufeln wagen.

Welche Spuren wird er zurücklassen, dieser politische Abenteurer, der keine große Überzeugung außer der europäischen hatte, der immer auf der Lauer lag, imstande zu erstaunlichen Kehrtwendungen? Zuerst die Zeit: Er ist der erste Präsident in der Geschichte der Republik, der zweimal sieben Jahre durchstand. Wie alle Kirchenoberhäupter hat er behauptet, die Zeit arbeite für ihn, als gehörte ihm die Ewigkeit.

Während dieser beiden Amtszeiten hörte man ihn oft sagen: „Man muß der Zeit ihre Zeit lassen.“ François Mitterrand ist nicht so lange an der Macht gewesen wie der Kaiser von Japan, Hirohito (63 Jahre); auch nicht so lange wie Francisco Franco (36 Jahre) oder Josef Stalin (30 Jahre). Aber das spielt keine Rolle, denn er hat alle Rekorde in Frankreich geschlagen, auch den von de Gaulle, der zehn Jahre regierte.

Er übernahm 1981 die Macht, indem er den Helden der französischen Geschichte im Panthéon seine Ehre erwies, dem Sozialistenführer Jean Jaurès, dem legendären Führer der Résistance Jean Moulin und Victor Schoelcher, der 1848 in den französischen Kolonien die Sklaverei abschaffte. Anschließend träumte er selbst vom Panthéon.

Dieser Wunsch nach Geschichtlichkeit ist eine echt französische Krankheit. Frankreich hat den Tod Jeanne d’Arcs und den General de Gaulles immer noch nicht verwunden. Ihre Geister suchen auch François Mitterrand heim. Als er versucht hat, über sich selbst hinauszuwachsen, machten sich die Franzosen heimlich über ihn lustig. Dann zogen sie den Hut vor ihm.

Was hat Mitterrand Frankreich vererbt? Einige öffentliche Bauten in Paris, mehrere große Reformen, Fortschritte in der Europapolitik und geplatzte Illusionen. Anders als die Legende behauptet, hat er die Linke nicht in dem Zustand zurückgelassen, in dem er sie vorgefunden hat: zerrissen und zersplittert. Er hat sie modernisiert und verwandelt, dabei die Kommunistische Partei in die Bedeutungslosigkeit gestoßen. Die französische Linke, lange in ihrer marxistischen Scholastik eingeschlossen, hat sich der Marktwirtschaft geöffnet. Sie ist in der Regierung gereift und zu einer Partei geworden, die morgen wieder die Macht übernehmen kann.

Eine Umfrage für das *Figaro Magazine* ergab kürzlich, daß 56 Prozent der Franzosen (zu 33) die Amtszeit Mitterrands als „eher positiv“ bewerten. Das ist nicht alles: 67 Prozent glauben, daß die Ära Mitterrand einen wichtigen Platz in der Geschichte Frankreichs einnehmen wird.

Die Monumente zu seinen Ehren sind noch nicht erbaut. Aber François Mitterrand erscheint fortan als eine der großen Persönlichkeiten dieses Jahrhunderts, nach General de Gaulle.

Stets genügt der Abtritt von der Bühne, um bedauert zu werden.

USA

„Globaler Vandalismus“

Ein Forschungsprojekt des Pentagon in Alaska hat den Argwohn amerikanischer Physiker gegenüber neuen US-Weltraumplänen geweckt. Mit einem Antennenwald aus 360 Masten, je 24 Meter hoch, wollen die Militärs von der Stadt Gakona aus (320 Kilometer nordöstlich von Anchorage) Radiostrahlen in die Ionosphäre schicken: Die Schicht, die in einer Höhe von 60 bis 800 Kilometern die Erde umgibt, reflektiert in ihrem unteren Bereich (80 bis 100 Kilometer) langwellige Funksignale, mit denen die US-Strategen ihre Raketen-U-Boote rund um den Globus und auch unter Wasser erreichen könnten. Die physikalischen Grundlagen dieses Projekts „Haarp“ (High Frequency Active Auroral Research Project) hat der Wissenschaftler Bernard Eastlund erforscht. Er befürchtet, die Antennenanlage sei nur die Vorstufe zu einem weitaus gigantischeren Vorhaben – einer Strahlenwaffe, die schlagartig Satelliten, anfliegende Raketen, Flugzeugelektronik und weltumspannende Kommunikationsnetze außer Betrieb setzen könnte. Richard Williams, ebenfalls Physiker an der Elite-Universität Princeton, warnt gar vor „jahrelang andauernden Folgen“, die durch die Superstrahlen ausgelöst würden, und hält das ganze Projekt für „globalen Vandalismus“. Das Pentagon leugnete alle Absichten, es wolle mit dem „Haarp“-Projekt „Star Wars“-Pläne wiederbeleben; andererseits kennen die Militärs aber offenbar die Risiken selbst der schwächeren Tests: Die Anwohner der Region wurden gewarnt, die Anlage könne Fernsehempfang, Funkverkehr und Elektronik stören. Zudem soll das System automatisch abschalten, sobald sich ein Flugzeug dem Strahlenkegel nähert.

Georgien

Mit Stalin zur Macht

Georgiens Stalin-Verehrer möchten den Namen des früheren Sowjetdiktators wieder politisch nutzen: In einer Koalition mit der neugegründeten kommunistischen Partei und dem linksgerichteten Bürgerbund des Präsidenten Eduard Schewardnadse hoffen sie, bei den für Herbst geplanten Wahlen in das Parlament von Tiflis einzuziehen. Als Sprungbrett zur Macht dient ihnen die 1987 gegründete „Stalin“-Gesellschaft mit inzwischen 150 000 Mitgliedern – ehemaligen Parteifunktionären und Spitzenpolitikern sowie Kriegsveteranen. Eine Stalin-Renaissance würde Georgien vor eine neue Zerreißprobe stellen: Demokraten gilt der schnauzbärtige Landsmann weiterhin als „Verbrecher am eigenen Volk“. Der Stalin-Verein will nicht nur das Museum seines Helden in dessen Heimatstadt Gori wiedereröffnen, sondern fordert von Rußland auch die Herausgabe des an der Kreml-Mauer bestatteten Leichnams.

JÜRGENS / OST UND EUROPAFOTO

Stalin-Grab an der Kreml-Mauer

Frankreich

Millionenrechnung für Sekten-Multi

Der Psycho-Konzern Scientology verstrickt sich in immer neue Finanzprobleme. Die französischen Steuerbehörden verlangen von der Pariser Filiale des Sekten-Multis Steuernachzahlungen in Höhe von bis zu 90 Millionen Francs (30 Millionen Mark) aus dem Geschäft mit Psychokursen und Büchern. Um einer Zwangsvollstreckung zu entgehen, hat der Rechtsbeistand der Scientologen inzwischen vorgeschlagen, die Pariser Sektenfiliale aufzulösen und statt dessen drei neue Organisationen zu gründen. Ähnliche Probleme drohen auch der deutschen Filiale des Konzerns in Hamburg, deren Leitung vor kurzem abgelöst wurde, angeblich wegen Bilanzfälschung. Seit März gilt die Organisation in Deutschland offiziell als Gewerbebetrieb. Die Hamburger Finanzbehörden prüfen nun, ob die entgangenen Steuern zurück bis zum Jahre 1984 eingefordert werden können. „Da könnten einige Milliönchen zusammenkommen“, glaubt die Hamburger Scientology-Beauftragte Ursula Caberta.

Ruanda

Vieh gefährdet Nationalpark

Früher warben Reiseführer für das „lohnende Ausflugsziel“ 150 Kilometer nordöstlich der Hauptstadt Kigali. Im Kagera-Nationalpark – 2500 Quadratkilometer groß – konnten Touristen Ruandas letzte Zebras, Löwen und Gazellen beobachten. Nun droht den Wildtieren das Ende, weil Hunderttausende von langhörnigen Aschanti-Rindern in ihren Lebensraum einbrechen. Aus dem Exil heimkehrende Tutsi treiben ihre Herden in die mit Akazienbüschen bewachsene Graslandschaft. 23 000 registrierte Rückkehrer sollen aus ihrem Zufluchtsland Uganda rund eine Million Rinder mitgebracht haben. In Ruanda will die Tutsi-Regierung, die nach den Massakern vom vergangenen Jahr an die Macht kam, ihre heimkehrenden Stammesbrüder nun zur Selbstbeschränkung zwingen: Jede Familie soll ein Landstück erhalten, auf dem sie nicht mehr als 15 Rinder halten darf.

C. STEELE-PERKINS / MAGNUM / FOCUS

Tutsi-Flüchtlinge

Werbeseite

Werbeseite

Zeitgeschichte

Der große Showdown

SPIEGEL-Redakteur Werner Meyer-Larsen über Franklin Roosevelts Kreuzzug gegen Hitler

Zwölf Jahre hat es gedauert, dann war es aus. Am 11. März 1945 verließ der deutsche Diktator Adolf Hitler zum letztenmal sein Hauptquartier, die Berliner Reichskanzlei. Mit einem graugrünen Militär-Volkswagen besuchte der „Führer“ die übriggebliebenen Generäle und Obristen seiner 9. Armee an der nahe gelegenen Oder-Front.

Auf dem Schloß Freienwalde mußten sich die Offiziere letzte Durchhalteparolen Hitlers anhören. Doch der, befand ein Zeuge, habe schon ausgesehen wie dem Grabe entstiegen. Leichenblaß, den Rücken gebeugt, mit hervorquellenden Augen, fuhr der einst mächtigste Mann Europas zurück in den Bunker der Reichskanzlei. Sein eigenes Ende und das seines Imperiums vor Augen.

Zwei Wochen später, am 29. März, verließ auch Franklin Delano Roosevelt, sein Bezwinger, zum letztenmal den Amtssitz ereignisreicher Zeiten, das Weiße Haus in Washington. Auch er nach zwölf Jahren, auch er abgekämpft, grau im Gesicht und mit tiefen Schatten um die Augen.

Geschlaucht durch die Konferenz von Jalta, gedachte er sich auf seinem Ferienanwesen Warm Springs in Georgia zu erholen. Danach, am 25. April, wollte der Präsident in San Francisco zur Gründung der Vereinten Nationen mit einer visionären Rede den Sieg über Hitlers Deutschland zelebrieren.

Es war sein Sieg. Ohne ihn und sein Land wäre gegen Hitler nicht mehr viel auszurichten gewesen. Ohne ihn wäre der Strom des Jahrhunderts anders verlaufen. In einem Kreuzzug ohnegleichen hatte der amerikanische Präsident die Weltherrschaftspläne des Deutschen zerschlagen. Doch wie Adolf Hitler seine Niederlage nicht mehr erlebte, starb auch Franklin Roosevelt noch vor seinem Triumph.

Was zwischen Roosevelt und Hitler geschah, ist einzig in der Menschheitsgeschichte. Sie kamen und sie gingen fast im gleichen Moment. Sie waren die großen Antipoden der Zeit zwischen 1933 und 1945, der Jahre, die das Bild des Jahrhunderts prägten.

Hitler wollte mit den sogenannten Achsenmächten Deutschland, Italien und Japan ein festes Netzwerk totalitärer und faschistischer Mächte über die Welt legen, das vorwiegend er zu dirigieren gedachte. Roosevelt trat als Bewahrer, schließlich als Retter der westlichen Demokratien auf.

Dabei verstand sich der Amerikaner keineswegs als Menschheitsbeglücker. Er handelte vor allem im Sinne seiner eigenen Nation. Hitlers System, sah er voraus, werde weltweit zu blockhaften, merkantilistischen Handelsbeziehungen führen und den Militarismus begünstigen. Der demokratische Zuschnitt seines Landes, ahnte der Präsident, werde dadurch gefährdet: Kaum ein anderer Staatsmann, so der ehemalige amerikanische Außenminister Henry Kissinger in seinem Buch „Diplomacy“, habe so deutlich wie Roosevelt die Bedrohung der Welt durch den Faschismus und Adolf Hitler begriffen.

FOTOS: CULVER PICTURES

Roosevelt beim Amtseid 1933, Siegesparade in New York: „Feind des Infamen“

Die beiden prallten unabwendbar aufeinander. Die Weltwirtschaftskrise von 1929, ausgebrochen an der New Yorker Wall Street, hatte sie nach oben gebracht. Sie hatte politische Krusten aufgebrochen und das Staatsverständnis verändert. Der Publizist Walter Lippmann zählte 1933 nur noch fünf Gegenden auf der Welt, die unbeirrt demokratischen, westlichen Werten folgten: Nordamerika, Großbritannien, Skandinavien, Frankreich und die Schweiz.

In Europa breitete sich eine totalitäre Gegenwelt aus. Italien, Spanien, Portugal, die baltischen und die Balkanstaaten und selbst Polen waren ihr verfallen. Zunehmend erschien, neben dem Italiener Benito Mussolini, Adolf Hitler als Leitfigur. Je mehr sich ihr Faschismus mit Japans imperialen Gelüsten verbündete, desto klarer wurde, daß nur noch ein Land sie bremsen konnte, die USA. Glück für die Welt, Pech für Hitler, daß dort am 8. November 1932 Franklin Roosevelt zum Präsidenten gewählt worden war.

Ihr Kampf wurde zum Kampf der Systeme. Doch er begann sanft, abwartend, fast unbemerkt. Und zeitweise mit bizarren Gemeinsamkeiten. Als Hitler am 30. Januar 1933 Reichskanzler wurde, feierte Roosevelt – gewählt, aber noch nicht im Amt – gerade seinen 51. Geburtstag. Als Roosevelt am 4. März seine Amtsgeschäfte als Staats- und Regierungschef übernahm, machte Hitler erste Jagd auf linke Oppositionspolitiker. Er war auf dem Weg zum Diktator.

Beide nutzten die Möglichkeiten ihrer Ämter sofort. Sie standen in jenen Märztagen 1933 vor einer ganz ähnlichen Lage. Die Weltwirtschaftskrise hatte Staat und Gesellschaft im Kern beschädigt. In den USA irrten, ohne nennenswerte Unterstützung, rund 15 Millionen Arbeitslose umher. 5000 Banken waren dicht, das Sozialprodukt hatte sich seit 1929 von 100 auf knapp 70 Milliarden Dollar ermäßigt. Die republikanischen Politiker um Roosevelts Vorgänger Herbert Hoover, besessen vom Laisser-faire-Prinzip, hatten die Wirtschaft paralysiert.

In Deutschland gab es 6 Millionen Arbeitslose, dazu noch Millionen „Ausgesteuerter" – arbeitslose Wohlfahrtsempfänger. Insgesamt hatten im Herbst 1932 rund 36 Prozent des Volkes, 23,3 Millionen Menschen, von öffentlichen Mitteln gelebt. Auch in Deutschland hatten die Regierungen an den damals vorherrschenden Theorien der zyklischen Wirtschaftskrisen gehangen: Je schneller eine Volkswirtschaft an den unteren Punkt der Krise getrieben würde, desto schneller würde der Wiederaufstieg beginnen. Das Mittel dafür hieß Deflationspolitik, also die Senkung von Kosten und Preisen – vor allem von Lohnkosten.

Auch in Deutschland wurde dadurch die Wirtschaft gelähmt. Der wirtschaftlichen folgte eine Depression der Gemüter. Die Völker verlangten eine Art Messias. Hitler und Roosevelt hatten leichtes Spiel. Was sie im Wahlkampf versprochen hatten, sah sehr kreativ aus.

Franklin Roosevelt, schrieb Frank Freidel, einer seiner besten Biographen, „besaß in diesem Augenblick bessere Voraussetzungen für Innovationen als jeder andere Präsident vor ihm, und er holte das Äußerste aus dieser Situation heraus".

Gleich in seiner Antrittsrede verlangte Roosevelt umfängliche Kompetenzen. Er werde „einen Krieg gegen den Notstand führen", mit den gleichen Vollmachten, wie sie ihm im Falle der Invasion einer ausländischen Macht zustünden. Die Präsidentschaft habe aufgehört, nur eine Verwaltungsangelegenheit zu sein. „Sie ist vor allem eine Sache moralischer Führerschaft." Er fühle sich „als Instrument des Volkswillens". Nicht einmal George Washington oder Abraham Lincoln hatte so dick aufgetragen. Doch die Kriegsanalogie war schon ein erster Hinweis darauf, daß Roosevelt sich einem Kampf der Wert-

ULLSTEIN

AKG

Hitler 1934, zerstörtes Frankfurt am Main 1945: „Ruchlos zu sein, das war sein Trick"

Werbeseite

Werbeseite

ULLSTEIN

Arbeitsuchende vor Berliner Zeitungsfiliale 1931: Der wirtschaftlichen folgte eine Depression der Gemüter

systeme gegenübersah. Er wollte das Land ohne Verletzung seiner Verfassungswerte aus der Depression holen. Hitler und seine Freunde dagegen wollten ein ganz anderes, ein totalitäres System. Würden sie die Depression beenden und er nicht, wäre Amerikas demokratischer Entwurf gescheitert. Es begannen die berühmten ersten hundert Tage des Präsidenten Franklin Roosevelt.

Sie begannen unter dem Zeichen des New Deal. Der neue Plan sollte erste Hilfe, aber auch dauerhafte gesellschaftliche Reformen bringen. Für erste Hilfe war jeder, für weitgehende Reformen aber waren zumindest Big Business und die republikanischen Abgeordneten nicht. Roosevelt mußte schnell handeln. Nur hundert Tage hatte er Zeit bis zum Beginn der Parlamentsferien. Nach den Ferien würde sich die Lähmung der Parlamente lösen, und die Widerstände gegen seine Politik würden wachsen.

Binnen zwei Monaten präsentierte Roosevelt ein Gesetz zum Schutz der Farmer, ein Arbeitsbeschaffungsprogramm, zu dem das Civilian Conservation Corps, eine Art demokratischer Arbeitsdienst, gehörte. Außerdem ein Sparerschutzgesetz und ein Gesetz zur Gründung der berühmten Tennessee Valley Authority (TVA), Muster für großangelegte Energieversorgung aus Wasserkraft und für landwirtschaftliche Bewässerung. Am 17. Mai schließlich folgte ein Gesetz zur Gesundung der Industrie. Der Aktienindex stieg von März bis September 1933 um fast hundert Prozent.

Trotz wachsender Widerstände ließ Roosevelt auch später nicht locker. Zwischen 1933 und 1938 gab es 14 weitere Reformgesetze. Milliardenbeträge flossen. Der Präsident hoffte, so Freidel, daß seine Programme eine Initialzündung bewirken würden: „Mit dem Ansteigen der Nachfrage würde die Geschäftswelt dazu gebracht, ihr Geld in neue Unternehmungen zu stecken."

Das hieß Deficit spending nach der damals noch nicht ausformulierten Lehre des britischen Ökonomen John Maynard Keynes. Er hatte zwar schon in den zwanziger Jahren über neue Formen der Wirtschaftspolitik bei schweren Konjunkturkrisen geschrieben. Erst 1936 aber erschien sein Standardwerk „Die Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes". Roosevelt hatte nach seinem Instinkt gehandelt. Keynes lernte er erst später kennen.

Auch Hitler, in Wirtschaftssachen längst nicht so kompetent wie der Amerikaner, folgte solchem Instinkt. In der ersten Märzhälfte empfing er den ehemaligen Reichsbankpräsidenten und Währungsreformer Hjalmar Schacht: Wieviel ein umfängliches Arbeitsbeschaffungsprogramm, finanziert durch die Reichsbank, wohl kosten würde. Schacht beteuerte, die Reichsbank könne genügend Geld in ein solches Programm pumpen, „um auch den letzten Arbeitslosen von der Straße zu bringen". Schacht, schon bald „der Zauberer" genannt, wurde wieder Reichsbankpräsident. Er finanzierte Hitlers Arbeitsbeschaffungsprogramm perfekt.

Dabei hatten Hitler und Schacht es leichter als Roosevelt. Erstens brauchten sie sich um parlamentarische Prozesse nicht zu kümmern, und zweitens war alles, was sie sonst brauchten, bereits vorhanden. In Form der „Oeffa" (Deutsche Gesellschaft für öffentliche Arbeiten AG) gab es bereits eine Organisation für den gewünschten Zweck. Die Oeffa hatte vorher an Bahn und Post schon kurzfristige Wechselkredite gegeben. Schacht brauchte die kurzfristigen Wechsel nur noch zu verketten und das Kreditvolumen aufzublasen.

Show-Stück des 6,2 Milliarden Reichsmark umfassenden

KEYSTONE, PARIS / SYGMA

Arbeitslose in New York 1930: Messias gesucht

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Programms war, mit 600 Millionen, der Autobahnbau. Auch mit ihm konnte der autobesessene Hitler sofort loslegen. Der 1926 gegründete Verein zur Vorbereitung der Autostraße Hansestädte–Frankfurt–Basel („Hafraba“) hatte für das Reichsarbeitsministerium die Autobahnpläne schon entwickelt. Bereits 1934 hatte sich die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland gegenüber 1932 so gut wie halbiert. Bis 1939 waren die 600 Oeffa-Millionen für die Autobahnen nahezu zurückgezahlt, und es gab kaum noch Arbeitslose. Hitlers Kumpan Hermann Göring hatte mit seinem „Vierjahresplan“ die militärische Aufrüstung begonnen. Roosevelt kam nur langsam voran. Er mußte sich zunächst mit zivilen Programmen begnügen.

Hitler und Roosevelt standen in ihren Ländern nun für gesellschaftlichen und technologischen Wandel. Nichts mehr verband sie mit den Handlungen ihrer eigenen Vorgänger – wenig verband sie mit den Vorgängern selbst. Sie bedienten sich in ihren Kampagnen der modernsten Techniken. Sie nutzten neue Verkehrs- und revolutionäre Kommunikationsmittel.

Hitler ließ sich im offenen Mercedes durchs Land chauffieren, Roosevelt im offenen Lincoln. Hitler hypnotisierte das Volk mit dröhnenden Reichstags- und Parteitagsreden, die über Rundfunk und Wochenschau verbreitet wurden. Roosevelt brachte dem Volk seine Politik mit „Plaudereien am Kamin“ nahe, die das Radio übertrug. Millionen hörten beiden zu. Sonst aber hatten sie nicht viel gemein.

Hitler habe die Psyche „eines Urmenschen und eines Gangsters“ gehabt, schreibt der Biograph Hans-Jürgen Eitner. „Ruchloser zu sein als die anderen“, erkannte der Historiker Golo Mann, „das war sein einfacher Trick gewesen.“ Ihm fehlte, so der Publizist Sebastian Haffner 1978, alles, was einem Mann „normalerweise Schwere, Wärme und Würde gibt: Bildung, Beruf, Liebe und Freundschaft, Ehe, Vaterschaft“. Seine Herkunft ist verschwommen. Noch 1930 wollte ein Sohn seines Halbbruders dem Führer beibringen, der gemeinsame Vorfahr sei ein Grazer Jude gewesen.

Im Gegensatz zu Hitler, der nahezu aus dem Nichts auftauchte, stammte Roosevelt aus der damals wohl bedeutendsten Politikerfamilie Amerikas und aus der Ureinwanderer-Elite der Nation. Als sie noch aus Farmern bestand, hatten der Familie Roosevelt große Teile von Manhattan gehört.

Urvater Claes Martenszen Van Rosenvelt war im 17. Jahrhundert aus den Niederlanden gekommen, die englischen Vorfahren von Roosevelts Mutter Sarah Delano angeblich schon um 1620, kurz nach der legendären „Mayflower“.

Vorfahr Isaac Roosevelt (1726 bis 1794) war Präsident der Bank von New York und einer der ersten Senatoren dieses Gebiets. Der entfernte Vetter Theodore („Teddy“) Roosevelt war von 1901 bis 1909 Präsident der USA und erhielt den Friedensnobelpreis. Seine Nichte Eleanor wurde Franklin Roosevelts Frau.

CULVER PICTURES

Autobahnbautrupp in Hessen, Bauherr Hitler: Griff in die

LASS / ARCHIVE PHOTOS

Staudamm-Bau am Columbia-River, Bauherr Roosevelt: Reform der Gesellschaft

Sie kenne keinen Menschen, gestand die beachtliche Eleanor, der sich weniger von anderen beeinflussen lasse als ihr Ehemann Franklin. Roosevelts langjährige Arbeitsministerin Frances Perkins nannte den Chef gar „das komplizierteste Wesen, das ich je gekannt habe“. Niemand begriff ihn vollkommen. Viele haßten ihn, doch noch mehr liebten den Mann. Er polarisierte und blieb dabei immer auf der richtigen Seite.

AKG

Schublade

Franklin Roosevelt war die wohl größte Sphinx des Jahrhunderts. Gebildet, aber nicht sehr belesen. Populistisch, doch im Kern verschlossen. Zögerlich, doch in bestimmten Augenblicken knallhart. Charmant und voller Storys, doch zuweilen rücksichtslos. Pragmatisch wie er war, mißtraute er großen Theorien. Politische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge erfaßte er instinktiv. Seine Selbstdisziplin war legendär, ebenso wie sein Sinn für Entspannung. Sonst hätte er das Präsidentenamt nie durchstehen können.

Denn der Mann, der Amerika länger regiert hat als jeder andere, war seit seinem 40. Lebensjahr ein Krüppel. 1921 hatte ihn, damals schon Spitzenpolitiker der Demokraten, eine Kinderlähmung getroffen. Die Beine blieben, bis hoch in die Beckenmuskeln, gelähmt. Doch bis kurz vor seinem Tod 24 Jahre später hatte kaum jemand das ganze Maß des Unheils erfahren. Nie zeigte er sich im Rollstuhl. Festgekrallt am Arm eines anderen, mit schweren Metallschienen an den Beinen, schob er sich bei öffentlichen Auftritten mühsam voran. Mit seinem mächtigen Oberkörper regierte er alles und blieb auch noch heiter dabei.

„All what is in me, goes back to the Hudson“, erklärte er sein Wesen. In Hyde Park am Hudson-River sind er und auch seine fünf Kinder aufgewachsen. In der stabilen Umwelt eines Landedelmannes: Nichts konnte Roosevelt je aus der Ruhe bringen. In den schlimmsten Situationen behielt er den Überblick. Hitler war ihm nicht gewachsen.

Roosevelts Gespür für die unterschiedlichen Welten Amerikas und Deutschlands war dank des Reichtums der Familie und ihrer politischen Tradition früh geprägt worden. In seiner Kindheit war er neunmal in Europa. 1891 saß er, um Deutsch zu lernen, sechs Wochen lang in einer Volksschule in Bad Nauheim. 1896 radelte er mit einem Hauslehrer durch das Reich Wilhelms II.

M. EHLERT / DER SPIEGEL

Das wilhelminische Deutschland empfand der Großbürgersohn nicht als böse. Es reizte eher seinen Sinn für Komik. Doch im Ersten Weltkrieg wandelte sich sein Deutschland-Bild rasch. Als junger Marine-Unterstaatssekretär besuchte er 1918 auf französischer Seite die Front – während Hitler auf der anderen Seite im Bunker hockte – und sah die Greuel des Krieges.

Es gab sie auf beiden Seiten. Krieg ist Krieg. Doch der künftige Präsident erfuhr sie aus der Sicht des Poilu, des französischen Frontschweins. Roosevelts Gefühle wandten sich gegen die politische Kultur Deutschlands. Er hielt sie am Ende für eine Bedrohung der Zivilisation. In Hitler sah er sein Vorurteil bestätigt.

Die Konfrontation der beiden war von Anfang an ein fast übersinnlicher Prozeß. Jeder schien dem anderen nahezu abstrakt und nicht aus Fleisch und Blut. Jeder empfand das Land des anderen wie einen fremden Stern. Die kulturelle und politische Diskrepanz zwischen den USA und Deutschland ist nie so groß gewesen wie in den dreißiger Jahren.

Hitler mischte die Eigenarten der deutschen Tradition, genannt Volkscharakter, für seine Zwecke gekonnt auf: Den emotionalen Brei aus Idealismus und Romantik, die manipulierbaren Kraftmeiereien aus Gehorsam, Unduldsamkeit und Gewalt, die Ordnungsstrukturen der friderizianischen Zeit und die naturwissenschaftliche Intelligenz, die aus den Humboldtschen Reformen kam.

Roosevelt nutzte, wie kein anderer vor ihm, die Ressourcen des Angelsächsischen: Balance of power, Rationalität, Pragmatismus, Widerstandskraft, Liberalität, Unverfrorenheit und Konsensbildung. Roosevelt brachte es dabei zur Meisterschaft des Spiels mit vielen Bällen. Er war stets auch sein eigener Propagandist. „Er war ein Superverkäufer seiner selbst“, schrieb sein Sohn James, „und sogar nachdem die Kinderlähmung seine Erscheinung beeinträchtigt hatte, blieb er als Person eindrucksvoll.“

So ähnlich die Kontrahenten zu Krisenzeiten ihre Wirtschaftspolitik betrieben, so kontrovers führten sie denn auch die übrigen Geschäfte. In der Außenpolitik kamen sie sich bald ins Gehege. Mißtrauisch las Roosevelt Hitlers programmatisches Bekennerbuch „Mein Kampf“ in englisch. Sein Exemplar enthält den handschriftlichen Vermerk: „Diese Übersetzung ist so reingewaschen, daß sie ein völlig falsches Bild von dem gibt, was Hitler wirklich sagt – das deutsche Original würde ein anderes Bild geben.“ Noch vor seiner Amtseinführung bemerkte Roosevelt gegenüber Paul Claudel, dem französischen Botschafter in Washington: „Hitler ist ein Verrückter.“

„Ich möchte einen amerikanischen Liberalen in Deutschland haben, als stets mahnendes Beispiel“ entschied Roosevelt. Botschafter wurde William Dodd, ein angesehener Historiker, der 1900 in Leipzig promoviert hatte.

Auch Hitler ernannte einen ungewöhnlichen Mann zum Botschafter: den Reichsbankpräsidenten und früheren Reichskanzler Hans Luther. Damit glaubte er die USA ruhiggestellt. Aber Roosevelt lud Hitler gemeinsam mit zehn europäischen Regierungschefs schon am 7. April 1933 zu persönlichen Gesprächen nach Washington ein. Seine Idee war, die Weltkrise durch Abrüstung und wirtschaftliche Zusammenarbeit zu überstehen.

Beides wollte Hitler natürlich nicht. Im Gegenteil. Er wollte Aufrüstung und Autarkie. So stand es in seinem Buch der Bücher. Er redete sich mit anderen Ter-

Werbeseite

Werbeseite

minen heraus und schickte Hjalmar Schacht. Roosevelt begegnete dem ehrgeizigen Mann mit überschwenglichen Gesten. Schacht meldete fälschlich nach Berlin, der neue Präsident habe „zweifellos Sympathie“ für Hitler. Andere Ergebnisse gab es nicht. Roosevelt baute seine Staudämme, Hitler seine Autobahnen.

Doch der Konflikt rückte näher. Am 1. Juli hatte Hitler im sogenannten Röhm-Putsch die Führung seiner SA-Braunhemd-Truppe und noch ein paar Oppositionelle dazu im Handstreich füsilieren lassen. Er war nun das Recht selber. Nach dem Tode des versteinerten Reichspräsidenten Paul von Hindenburg machte Parteiführer und Reichskanzler Hitler sich auch noch zum Staatsoberhaupt. Damit unterstand ihm die Armee. „Hitler und Mussolini beabsichtigen, ganz Europa zu kontrollieren“, alarmierte Botschafter Dodd den Präsidenten. Douglas Miller, Dodds Handelsattaché, warnte die US-Regierung gleichzeitig vor allzu großer Beteiligung amerikanischer Firmen an Deutschlands nun klar erkennbarer Aufrüstung.

Die lief zügig an. 1933 zwar hatte Hitler die Rüstungsausgaben nur von 620 auf 720 Millionen Reichsmark erhöht. 1934

Roosevelt in Bad Nauheim 1891
Schüler aus erster Familie

Der Präsident und sein Finanzminister Henry Morgenthau stutzten nun den Handel mit Hitler. Deutsche Importe wurden mit Sonderzöllen belegt. 1929 noch hatte der US-Anteil an den deutschen Importen bei 13,3 Prozent gelegen, 1938 lag er bei nur 3,4 Prozent.

Demokratien, wußte Roosevelt, reagieren langsam, doch dann bulldozerhaft. Er mußte sein Volk auf einen offenen Konflikt mit Hitler vorbereiten. Am 25. April 1935 bereits wettete er mit seinem Vertrauten William Bullit, Botschafter in Paris, ein Krieg werde zuerst in Europa ausbrechen und nicht, wie lange befürchtet, im Pazifik.

Zwei Monate später erhielt Roosevelt Besuch aus der Schweiz. Der dorthin emigrierte deutsche Schriftsteller Thomas Mann erschien im Weißen Haus. Der Präsident redete Fraktur. „Als ich ihn verließ“, so der Literat ungewohnt lakonisch, „wußte ich, Hitler war verloren.“ Der Verfasser der „Buddenbrooks“ hatte in Franklin Roosevelt den „geborenen und bewußten Feind des Infamen“ ausgemacht. „Der Infame“ war Hitler.

Denn bei den Nazis ging es nun Schlag auf Schlag. Nachdem Hitler am 16. März 1935 die Allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatte, schloß er am 18. Juni mit Großbritannien ein Flottenabkommen, das seiner Kriegsmarine 35 Prozent der Größe von Englands Royal Navy zubilligte. Und dann kamen, am 15. September, die Nürnberger Rassengesetze, mit denen die ohnehin schon schikanierten Juden ganz offiziell zu Menschen zweiter Klasse erklärt wurden.

Roosevelt blieb nach außen hin immer noch still. Er hatte Probleme mit dem Kongreß. Seine Mehrheit lehnte jede interventionistische Außenpolitik ab. Das hatte Tradition in den USA und hieß Isolationismus. Die Abgeordneten sahen zwar auch Gefahren im fernen Europa, aber im Gegensatz zu

AP

Marine-Unterstaatssekretär Roosevelt 1917, Gefreiter Hitler (r.) 1916: Bedrohung der Zivilisation

aber versechsfachten sie sich auf 4,2 Milliarden Reichsmark. Zauberer Schacht nutzte zur Finanzierung die Mefo-Wechsel einer Metallurgischen Forschungsgesellschaft mbH, ein ähnlich elegantes Instrument wie die Oeffa-Wechsel. Während Hitler vor allem seine Luftwaffe mit modernem Gerät ausstattete, standen Roosevelt nur 132 000 Soldaten zur Verfügung. Die U. S. Navy galt als nicht einsatzbereit.

Roosevelt keine für Amerika. Eilig beschlossen sie ein Neutralitätsgesetz. Inhalt: keine Waffenlieferungen an Konfliktparteien. Der Stärkere und Größere, vor allem aber Hitler, würde sich nun in seiner Region durchsetzen können, ahnte Roosevelt.

Am 7. März 1936 marschierte Hitlers Wehrmacht denn auch in das laut Locarno-Vertrag entmilitarisierte Rheinland ein. Frankreich, psychisch abwesend,

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

schickte keine Truppen. Hitler fühlte sich zu neuen Taten ermutigt. Es begannen seine vielen unblutigen Gebietsgewinne.

US-Botschafter Bullit allerdings sah nun (mit 65prozentiger Sicherheit!) schon während der Amtszeit des nächsten US-Präsidenten – 1937 bis 1941 – Krieg in Europa kommen.

Zunächst aber plante Hitler für 1936 mit den Olympischen Spielen in Berlin noch die ganz große Show des Dritten Reichs. Da Sport in Amerika stets sehr populär war, saß Roosevelt in der Falle: Boykottierte er die Spiele, würden die Republikaner und die Sportfunktionäre über ihn herfallen. Schickte er seine Sportler nach Berlin, könnte Hitler einen globalen Sympathieerfolg verbuchen.

UPI / BETTMANN

Finanzmann Schacht (M.), Roosevelt in Washington: Keynesianische Arbeitsbeschaffung

Was denn auch geschah. Vor allem aber konnte Hitler mit den Olympischen Spielen davon ablenken, daß gerade ein Vorspiel zum europäischen Krieg, der ein Weltkrieg wurde, begann: Am 13. Juli hatte mit dem Aufstand des Generals Francísco Franco der Spanische Bürgerkrieg angefangen. Deutschlands Legion Condor, mit bestens trainierten Piloten und modernen Flugzeugen, gewann für Franco die Luftüberlegenheit. Es war ein Probelauf für Hitlers eigenen Krieg und trug zum Sieg der spanischen Faschisten bei.

Bei Roosevelt entstand nun der Gedanke, nach dem er in den kommenden acht Jahren einsam handelte. An den Rollstuhl gebunden, nahm er sich oft Zeit zur Reflexion. Für die künftige Form einer Industriegesellschaft hatte er vier grundsätzliche Alternativen ausgemacht: Imperialismus, Faschismus, Kommunismus und Sozialen Kapitalismus. „Er lehnte die ersten drei ab“, so der US-Publizist Robert Herzstein, „wählte die vierte aus und glaubte an eine Koexistenz mit der dritten Möglichkeit, dem Kommunismus.“ Das klare Ergebnis: Hitler mußte weg.

Gegen Ende seiner ersten Amtsperiode wurde Roosevelt, ein anderer war ja auch nicht sichtbar, zum Welt-Staatsmann. Als er im November 1936 einen erdrutschartigen Wahlsieg für seine zweite Amtszeit erfocht, jubelte die französische Tageszeitung *Paris-Soir:* „Von nun an hat die Demokratie ihren Lenker.“ Botschafter Bullit schrieb dem Präsidenten: „Sie sind dabei, die Rolle des Wundermannes zu übernehmen.“

Hitler hatte Amerika anfangs als dekadentes Völkergemisch verachtet, als eine entscheidungsschwache Demokratie. Nun hatte ein demokratischer Staatsmann sein Land ähnlich schnell verändert, wie er selbst es tat. Mit den subtileren Mitteln des demokratischen Prozesses. Doch die eigentliche Probe stand noch aus: Würde das amerikanische System ähnlich steuerbar sein, wenn es um Krieg ging? Könnte Amerika, wie 1917 unter Roosevelts Idol Woodrow Wilson, in Übersee eingreifen? Auch wenn Amerika selbst gar nicht sichtbar bedroht wäre?

Die Tonlage wurde härter. Bald nach dem Ende der Olympischen Spiele in Berlin hatten Hitler, Göring, vor allem aber Goebbels, auch den Druck auf die deutschen Juden wieder verstärkt. Das verursachte in der reichlich von Juden bewohnten Stadt New York am 3. März 1937 einen explosiven Zwischenfall.

Fiorello LaGuardia, der populäre und den Juden gewogene Bürgermeister der Stadt, sagte bei der Präsentation seiner Planungen für die Weltausstellung in Flushing Meadows, man müsse Hitler als Braunhemd-Fanatiker in einer Schreckenskammer ausstellen.

Diplomatisch war das starker Tobak. Doch weit entfernt, sich dafür zu entschuldigen, warnte US-Botschafter James Dodd Hitlers Außenminister Konstantin von Neurath vor einem Stimmungsumschwung in den USA, falls Nazi-Deutschland es weiter so treibe. Ein halbes Jahr später, am 5. Oktober 1937, kam der Präsident selber mit seiner berühmten Quarantäne-Rede in Chicago zur Sache.

„Frieden, Freiheit und Sicherheit von 90 Prozent der Weltbevölkerung“, lautete der entscheidende Absatz, „wird von den restlichen 10 Prozent in Frage gestellt, die den Zusammenbruch aller internationalen Regeln betreiben. Es scheint leider wahr, daß sich eine Epidemie weltweiter Gesetzlosigkeit ausbreitet. Wenn eine physische Krankheit epidemisch wird, beschließt die Gemeinschaft normalerweise eine Quarantäne der Patienten, um sich gegen die weitere Verbreitung der Epidemie zu schützen.“

Es war Roosevelt, wie man ihn kannte: Durch scheinbar harmlose Analogien machte er eine im Kern brisante Aussage zunächst verdaulicher und schärfte sie gerade dadurch noch an. Gemeint war immerhin, daß Hitler, Mussolini und deren japanische Freunde, die gerade erst China überfallen hatten, der Bannstrahl treffen solle. Jeder wußte, daß Aufrüstung die Folge sein werde.

Im nächsten Monat schrieb Hitlers Wehrmachtsadjutant Friedrich Hoßbach ins Protokoll einer Besprechung, der Führer halte die Zeit gekommen für einen europäischen Krieg. Von Todesahnungen geplagt, hatte Hitler gerade eine Nervenkrise überstanden und wollte „die Probleme, die gelöst werden müssen“, ganz schnell lösen.

Leute, die nicht mehr in sein Bild paßten, wurden nun entfernt. Wehrminister Werner von Blomberg mußte unter dem Vorwand gehen, er habe – übrigens mit Hitler als Trauzeugen – eine

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

SÜDD. VERLAG

Olympiasieger Owens (USA), Long (Deutschland) 1936: Kampf der Systeme

Die Eiszeit hatte begonnen. Roosevelt verlangte in der „State of the Union"-Botschaft am 4. Januar 1939 gleich 1,3 Milliarden Dollar, 15 Prozent des Bundeshaushalts, für die Rüstung. Nie hatte es in Friedenszeiten so etwas gegeben. Als Hitler am 15. März, kein halbes Jahr nach dem Münchner Abkommen, seine Panzer nach Prag schickte, beschloß der US-Präsident, ihn vor der Weltöffentlichkeit, vor allem aber in Amerika selbst, als hemmungslosen Kriegstreiber bloßzustellen.

Anfang April forderte Roosevelt von den „Gangster-Staaten" Deutschland und Italien für 31 namentlich genannte unabhängige Nationen eine zehnjährige Nichtangriffsgarantie. Im Gegenzug bot er eine Abrüstungskonferenz an

Dame mit Hautgout geheiratet. Hitler übernahm die Wehrmacht selbst. Danach wurde der adlige Außenminister von Neurath durch den adoptierten Adligen Joachim von Ribbentrop ersetzt, der in die Henkell-Spirituosenfamilie eingeheiratet hatte und deshalb „der Sektreisende" hieß. Er galt als Echo Hitlers.

Auch die Tage des Finanzzauberers Hjalmar Schacht, dem das Risiko der Rüstungsfinanzierung nun unheimlich wurde, waren gezählt. Anfang 1939 mußte er gehen. Im gleichen Jahr fraß Hitlers Rüstungsetat bereits 61,4 Prozent des Staatshaushalts.

Roosevelt dagegen hing in den Fesseln des Neutralitätsgesetzes. Sein Verteidigungsbudget erreichte mit 525 Millionen Dollar etwa fünf Prozent des Staatshaushalts. Doch da marschierte Hitler am 12. März 1938 in Österreich ein und nannte sein gewachsenes Imperium nun das „Großdeutsche Reich". Anschließend griff er sich von der Tschechoslowakei das deutschsprachige Sudetenland. Am 29. September gestanden ihm Italiener, Franzosen, vor allem aber der damalige Briten-Premier Neville Chamberlain im Münchner Abkommen die neue Eroberung zu, wenn er nur eine Garantie für den Rest der Tschechoslowakei abgebe.

Ohne Schießkrieg hatte Hitler fast den gesamten deutschen Sprachraum in Europa unter seiner Hakenkreuz-Fuchtel vereint. Damit hatte er zwar noch nicht alles ausgereizt, wohl aber die Grenzen seines eigenen Charakters. Die Sicherungen schlugen durch. Dem Briten Chamberlain nahm er es persönlich übel, den Krieg durch Zugeständnisse abgewendet zu haben. Mit seinem Nachgeben, so Hitler, habe Chamberlain ihn „überrumpelt".

Noch 1945, im Angesicht des Endes, lamentierte Hitler im Bunker der Reichskanzlei: „Man mußte den Krieg 1938 machen. Das war die letzte Chance, ihn zu lokalisieren." Hatte Roosevelt es schon 1938 so gesehen? Obwohl er Chamberlains Appeasementpolitik nicht mehr deckte, schrieb er ihm nach dem Münchner Abkommen die rätselhaften Worte „Good man". Er brauchte Zeit.

Die Entscheidung, es auf einen Krieg mit Hitler ankommen zu lassen, fiel im Spätherbst 1938. Am 10. November 1938 wurden bei einem von SA und SS organisierten Pogrom 91 Juden ermordet. 170 Synagogen brannten nieder, und 7500 Geschäfte wurden zerstört. Die Versicherungssummen dafür kassierte der Staat. Man nannte das frivol die „Reichskristallnacht".

Wer Roosevelt kannte, seine Körperhaltung, seine Sprache, sein mächtiges Kinn, seine Bewegungen beim Mixen des allabendlichen Martini, wußte, was vorging: „He has finished with appeasement."

„Buchen Sie auf dem ersten nichtdeutschen Schiff", beorderte der Präsident seinen neuen Botschafter Hugh Wilson aus Berlin nach Washington. Wenige Tage später mußte auch Hans Dieckhoff, der als Nachfolger Luthers nach Washington geschickte deutsche Botschafter, zurück in die Heimat. Wilson und Dieckhoff sahen ihre Schreibtische nie wieder. Von November 1938 bis Dezember 1941, dem Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und den USA, erledigten Geschäftsträger das Tagewerk der Botschaften.

ULLSTEIN

Rheinlandbesetzung 1936
Vabanque gegen Frankreich

SÜDD. VERLAG

Legion Condor-Bomber 1937
Probelauf für den Krieg

und den unbegrenzten Zugang aller Länder zu den Weltrohstoffquellen.

Manche der 31 Länder, Pakistan etwa und Syrien, waren zu dieser Zeit gar nicht unabhängig. Göring erklärte Roosevelt für „geisteskrank". Hitler, der nicht recht wußte, was der Amerikaner bezweckte, verfaßte eine spektakuläre Reichstagsrede, in der er Roosevelt verhöhnte und seinen Vorschlag ausgiebig zerpflückte. „Er hatte sein Vergnügen", schrieb Henry Kissinger bissig.

Roosevelts Vergnügen war größer. Die Amerikaner begriffen, was es mit Hitler auf sich hatte. Gerade rechtzeitig zu Hitlers Überfall auf Polen am 1. September 1939 schlug in den USA die Stimmung um.

Anfang 1940 versuchte Roosevelt den letzten Test. Im Februar schickte er seinen Außen-Staatssekretär Sumner Welles auf Erkundungstour nach Europa, wo im Westen eine trügerische Waffenruhe herrschte. Am 2. März war Welles bei Hitler, auch um ihn zu warnen. Doch der erklärte schroff, es ginge gar nicht darum, ob Deutschland nun dem Risiko der Vernichtung ausgesetzt sei. Es werde sich bis zum Äußersten wehren. „Im allerschlimmsten Fall werden alle vernichtet."

Im Sommer 1940, nachdem Frankreich erobert war, beschloß der US-Kongreß eine umfassende Aufrüstung. Die Republikaner wählten ihre isolationistischen Führer ab. Der Internationalist Wendell Willkie wurde ihr Präsidentschaftskandidat für die nahe Wahl. Er dachte wie Roosevelt. Der aber war nicht amüsiert. Überzeugt, nur er könne Hitler stoppen, visierte er eine dritte Präsidentschaft an.

Das hatte es noch nie gegeben. Zwei vierjährige Amtsperioden galten, seit Gründerpräsident George Washington in freiwilliger Selbstbeschränkung dieses Maß gesetzt hatte, als das Äußerste. Franklin Roosevelt forderte, wegen Hitler, eine 150 Jahre alte Tradition heraus. Nicht George Washington war mehr der Maßstab, sondern er, Franklin Delano Roosevelt.

Der Wahlkampf lief für ihn denn auch nicht nach Wunsch. In der Wahlnacht vom 4. November 1940 geriet Roosevelt an den Rand seiner Fassung, seiner Nervenkraft und seiner Contenance. Es ist das einzige überlieferte Beispiel dieser Art.

Wie immer hatte er den Wahltag auf dem ererbten Familiensitz in Hyde Park am Hudson zugebracht. Dort saß er im Studierzimmer und mühte sich unkonzentriert um seine berühmte Briefmarkensammlung. Als die ersten Wahlergebnisse aus den Regionen eintrafen, bat Roosevelt seinen Sicherheitsbeamten Mike Reilly: „Mike, ich wünsche niemanden hier drin zu sehen." – „Auch die Familie nicht?" – „Ich sagte: Niemand!" fauchte der Präsident. Wendell Willkie lag in Führung.

BA KOBLENZ

Begräbnis im Warschauer Ghetto: Wettlauf verloren

Roosevelt rollte sich an den großen Eßtisch im Raum. Nach jeder neuen Zwischenmeldung rechnete er den Wahlausgang hoch. Stunden. Dann war es heraus: Er würde gewinnen. Er öffnete die Tür. Zum erstenmal erreichte ein Präsident die dritte Amtsperiode. Sie brachte den einsamen Triumph.

Aus Franklin Roosevelt, dem Präsidenten des New Deal, wurde nun der Kriegspräsident. Der unbestrittene Führer des Anti-Hitler-Bündnisses. Es waren seine Intuition, seine Kreativität und seine Alleingänge, die den Weg der Auseinandersetzung bestimmten.

Das alles bedeutete filigrane, langfristig angelegte Balance-Politik. Roosevelt mußte zunächst dem Briten-Premier Winston Churchill genügend Waffen zum Überleben liefern. Er mußte die eigenen Parlamente überzeugen, daß mehr Aufrüstung nötig sei. Er mußte Japans Expansionsdrang im Pazifik bremsen, ohne militärisch zu drohen, und er mußte Hitler so dosiert reizen, daß der deutsche Diktator nicht zu früh aus der Deckung kommen würde. „Roosevelts Methoden waren komplex", schrieb Henry Kissinger neidisch, „kein anderer Präsident hätte sie je im Amt überlebt."

Drei seiner einsamen Entschlüsse gehören zur politischen Sonderklasse: Das Lend-Lease-(Leih- und Pacht-)Programm, das eiskalte Warten auf Hitlers Kriegserklärung an Amerika und die überfallartige Feststellung, eine bedingungslose Kapitulation der Achsenmächte sei das Kriegsziel.

Das Leih- und Pacht-Programm rettete nicht nur Großbritannien, sondern bald auch die Sowjetunion vor einer vernichtenden Niederlage gegen Hitler. Ende 1940 hatten die USA den im Krieg befindlichen Briten zwar schon genügend Waffen liefern können, doch England konnte nicht mehr zahlen. Nach den Cash-and-Carry-Bestimmungen, die von den US-Neutralitätsgesetzen übriggeblieben waren, mußten die Briten und auch alle anderen Amerikas Waffenlieferungen in bar bezahlen und auf eigenen Schiffen abholen.

Im Weißen Haus gab es darüber eine Krisensitzung nach der anderen. Niemand wußte eine Lösung. Roosevelt druckste herum, wurde aber nicht konkret. Dann plötzlich teilte er mit, sich für zehn Tage auf dem Kreuzer „Tuscaloosa" zur Erholung in die Karibik absetzen zu wollen. Sein Vertrauter Harry Hopkins sollte mitkommen. Die Kabinettsmitglieder erstarrten.

Auch Churchill war irritiert. Er schickte per Kurierflugzeug einen dringenden Notruf zu Roosevelts Karibik-Kreuzer: England sei zahlungsunfähig und deshalb auch wehrlos gegen Hitler. Roosevelt sagte selbst Harry Hopkins nichts über den Inhalt der Botschaft. Er saß mit aufgekrempelten Ärmeln an Deck und angelte.

„Er tankt auf", erkannte Hopkins. Dann, eines Abends, kam Roosevelt mit seiner „Lend-Lease"-Idee heraus. Es war ein komplettes Programm, es entschied den europäischen Krieg. Es

Werbeseite

Werbeseite

löste fast alle Probleme. Es hebelte die Cash-and-Carry-Bestimmung aus. Monate fruchtloser Debatten, Papierhaufen, Blockaden – alles war weggewischt. Die innere Logik war verblüffend. Nirgends tauchte ein Fehler auf.

Roosevelt war kein Systematiker. Er war, was dies betrifft, ein Künstler. Er war, so Frances Perkins, wie ein Komponist, der plötzlich die Struktur einer vollständigen Symphonie sieht. Die Idee: Amerika schickt England – später auch der Sowjetunion – unbeschränkt amerikanisches Militärgut und läßt es sich nach dem Krieg zurückgeben oder ersetzen. Weil es amerikanisches Gut war, brauchte es nicht bezahlt und auch nicht auf eigenen Schiffen abgeholt zu werden. Es war „geliehen".

Dem Washingtoner Pressekorps verkaufte der Präsident die Idee anhand eines Beispiels aus dem Landleben: „Wenn das Haus meines Nachbarn brennt, was mache ich dann? Ich gebe ihm meinen Gartenschlauch. Wenn das Feuer gelöscht ist, berechne ich ihm dafür keine 15 Dollar, sondern erhalte den Schlauch zurück." That simple.

Für Roosevelt war es die einzige Möglichkeit, sein Land noch aus dem Krieg herauszuhalten. Den aber hatte Hitler zum Schneeballsystem verwandelt. Jede neue Schwierigkeit, die für ihn auftrat, beantwortete er mit der Ausweitung des Krieges. Bei dem Angriff auf Polen hatte er Krieg mit England und Frankreich in Kauf genommen, den er – noch? – nicht wollte. Um den Briten ihren Zugang nach Skandinavien abzuschneiden, besetzte er Norwegen und Dänemark.

Die Eroberung Frankreichs bedingte für ihn die Besetzung der neutralen Länder Belgien, Luxemburg und der Niederlande. Weil das verbündete Italien in die Bredouille kam, okkupierte er 1941 Jugoslawien. Weil er den Krieg mit England nicht schnell genug gewinnen konnte, griff er 1941 die Sowjetunion an, um die erst mal loszuwerden. Als er wegen der Leih- und Pachtlieferungen auch mit ihr nicht fertig wurde, erhoffte er sich von einem Angriff der Japaner auf Amerika Erleichterung.

Am 7. Dezember 1941 griffen die Japaner Pearl Harbor auf Hawaii an. Amerika war im Krieg mit Japan. Doch Roosevelt blieb dabei, daß Hitler der Feind Nummer eins sei, daß der europäische Krieg die unbedingte Priorität behalten müsse. Der Versuchung, Hitler auch gleich den Krieg zu erklären, aber widerstand der Präsident. Er wollte die Einheit der Nation, und die gab es bei einer Kriegserklärung Amerikas nicht. Er wartete.

Die Tage verstrichen. Dann plötzlich, am 11. Dezember, erklärte der deutsche Diktator in einer Reichstagsrede von ätzendem Haß gegen Roosevelt Amerika den Krieg. „Kriegshetzer Roosevelt am

SIPA

Japanischer Angriff auf Pearl Harbor 1941: Roosevelt blieb dabei, daß der europäische Ziel", tönten die deutschen Sender. „Welch ein Narr", bemerkten Roosevelts Berater. Hitlers Manie, den Krieg immer größer zu machen, je bedrängter er sich fühlte, hatte seine logische Grenze erreicht. Er hatte nun den globalen Krieg. Der große Showdown begann.

Hitler fühlte sich als Führer der Achsenmächte Deutschland–Italien–Japan. Roosevelt wurde zur Integrationsfigur der gegen sie gerichteten Großen Allianz aus USA, Großbritannien und der Sowjetunion. Sie standen sich nun direkt gegenüber. So hatte Hitler es gern.

Seine Achsenmächte standen im Zenit ihrer Okkupationsfolge. Sie näherten sich, jedenfalls geographisch, der Weltherrschaft. Hitler hatte Europa und die nordafrikanische Mittelmeerküste so gut wie vollständig unter Kontrolle. Japan beherrschte Asien. Selbst Australien und Hawaii waren bedroht. In Berlin erklärte der Physiker Werner Heisenberg, eine deutsche Atombombe sei in drei bis vier Jahren möglich.

Doch Amerikas industrielle Kraft brachte, dank Lend-Lease, überraschend schnell die Wende. Das deutsche Kernwaffenprojekt wurde von Hitler und seinem Rüstungsminister Albert Speer auf Eis gelegt, weil es für diesen Krieg zu lange dauerte. Roosevelt dagegen hatte unter Robert Oppenheimer sein der Atombombe dienendes Manhattan-Projekt angeschoben. Japans Flotte wurde Anfang Juni 1942 bei den Midway-Inseln unerwartet schwer geschlagen. Deutschlands Wüstenfuchs Erwin Rommel wurde im November von dem Briten Bernard Montgomery bei El-Alamein in Nordafrika gestoppt. Drei Wochen später schloß die Rote Armee den Ring um Stalingrad.

Selten hatte ein Aggressor eine solche Abfolge militärischer Desaster erlebt. Roosevelt handelte sofort. Schon am 24. Januar 1943 erklärte er in Gegenwart des überrumpelten Winston Churchill auf der gemeinsamen Konferenz in Casablanca vor Journalisten die bedingungslose Kapitulation der Achsenmächte zum Kriegsziel. Es war Roosevelt-Regie: clever, aus der Hüfte geschossen, wohlüberlegt und zur richtigen Zeit. Im erstmöglichen Augenblick wurde Hitler als Verlierer hingestellt. Die rüde Verlautbarung bestimmte nicht nur den Ausgang des Krieges, sondern ein halbes Jahrhundert Nachkriegszeit.

Verhandlungsfrieden war nun nicht mehr möglich. Für die Diktatoren ging es um Leben und Tod. Unausweichlich steuerte der Führer auf seine Endzeit zu, so wie er es Anfang 1940 zu Sumner Welles gesagt hatte: Alles wird zerstört.

Hauptopfer aber wurden zunächst die Juden. Egal, wie der Krieg ausgehen

Krieg Priorität hätte

werde, das „schutzloseste Volk der Welt“ (Golo Mann) wurde in die „Endlösung“ getrieben. Roosevelt vermochte, nachdem Hitler Europas Juden dort zusammengetrieben hatte, wo er sie noch rechtzeitig umbringen konnte, nichts mehr zu tun. Nie hat es eine massive Aktion Amerikas gegeben, die europäischen Juden dem Griff Hitlers zu entwinden.

Informationen über Vernichtungsaktionen gerieten zunächst nicht nach oben. Erst am 28. Juli 1943 gelang es dem polnischen Widerstandskurier Jan Karski, der KZ und Warschauer Ghetto erlebt hatte, bis zu Roosevelt vorzudringen, dem immerhin judenfreundlichsten Präsidenten, den Amerika bis dahin hatte.

Karski hatte 80 Minuten Zeit. Der Präsident stellte, wie meist, hundert Fragen und äußerte sich selbst nur kurz. Es sei nun so spät, sagte er, daß die rasche Vernichtung Hitlers die einzige Chance für Europas Juden sei. Es wurde ein Wettlauf, den er verlor; seine einzige große Niederlage. Als die Alliierten unter Roosevelts General Dwight D. Eisenhower im Juni 1944 in der Normandie landeten, hatte der Marsch in die großen Vernichtungslager längst stattgefunden.

Zur gleichen Zeit ging es mit der Gesundheit des Präsidenten bergab. 1944 fielen Roosevelts Mitarbeitern erstmals Wandlungen in seinem sonst so kräftigen Erscheinungsbild auf. Roosevelt hatte stets zu Infektionskrankheiten und Nebenhöhlenentzündungen geneigt. Sein Leibarzt Ross McIntire war Fachmann in diesen Disziplinen, von anderen Krankheiten verstand er nicht genug.

Bald spürte auch das Volk den Verschleiß, dem der schwerbehinderte Präsident ausgesetzt war. Nach einer langwierigen Infektion im Frühjahr 1944 magerte der sinnenfreudige Mann bedrohlich ab. Wie Hitler plagten auch ihn Todesahnungen. Er war nur nicht so theatralisch dabei. Aber er fühlte, wie der große Entschluß, trotz seiner Lähmung ein volles Leben zu führen, die Spanne des Lebens verkürzen würde.

Als er, um dennoch über Hitler zu triumphieren, eine vierte Amtsperiode ansteuerte, bemerkte Harry Truman, der sein Vizepräsident werden sollte: „Sein Geist ist präsent, aber physisch zerfällt er in Stücke.“ Wenig später diagnostizierte der als zusätzlicher Leibarzt hinzugezogene Howard Bruenn eine schwere Verhärtung der Gehirnarterien. Roosevelts Hände zitterten, gelegentlich schien er abwesend. Die Wahl gewann er dennoch.

Als Roosevelts vierte Amtszeit begann, saß Hitler, ähnlich angeschlagen, tief unten im Keller der Reichskanzlei, in einem winzigen Wohnraum, ein Bild Friedrichs des Großen an der Wand. Fanatismus, Depressionen, Mord- und Selbstmordgelüste durchfuhren

SÜDD. VERLAG

Churchill, Roosevelt, Stalin in Jalta 1945: „Nichts brachte Hitler Trost oder Hoffnung“

SUDD. VERLAG

Verlierer Hitler, Sieger Roosevelt: „Gut, wieder zu Hause zu sein“

ihn. Gedächtnis, Konzentration und Realitätssinn setzten zunehmend aus.

So war der Zustand der Kontrahenten, als Anfang Februar 1945 im sowjetischen Jalta auf der Krim die letzte Konferenz der Kriegskoalition begann, bei der es noch um Hitler ging. Stalin, dessen Volk selbst für die Kriterien des Sowjet-Diktators allzusehr geblutet hatte, wollte Beute sehen. Roosevelt, ohne den der Krieg nie gewonnen worden wäre, aber wollte den Georgier nicht verärgern. Er brauchte ihn noch als Verbündeten im grausamen pazifischen Krieg. Und er brauchte ihn als Partner für die Konstituierung der Vereinten Nationen, mit der er noch vor Kriegsende den Weltfrieden sichern wollte.

Roosevelt konnte die Konferenz, bei der er außerhalb der offiziellen Sitzungen die meiste Zeit im Bett verbringen mußte, leidlich beherrschen. Es ging um die Kontrolle Nachkriegsdeutschlands, um ein anderes, ein nach Westen verschobenes Polen. Daß seine Atombombe funktionieren könnte, wußte der Präsident zu dieser Zeit nicht. Manche hielten sie immer noch für Hokuspokus. Roosevelt bemühte sich, nicht alles vorschnell festzulegen. Doch „nichts, was in Jalta unternommen wurde“, schrieb US-Historiker Gordon Craig, „brachte Hitler Trost oder Hoffnung“.

Am 1. März 1945 präsentierte Roosevelt beiden Kammern des amerikanischen Parlaments diese Ergebnisse. Er war gerade 63 Jahre alt. Aber er war nun so schwach, daß er den Stolz eines Vierteljahrhunderts aufgeben mußte. Zum erstenmal ließ er sich im Rollstuhl ans Rednerpult fahren und sprach im Sitzen. „Es ist gut, wieder zu Hause zu sein“, begann er seine Rede. Die Abgeordneten erhoben sich. In seinen zwölf Jahren hatte Franklin Roosevelt wie kein anderer dem Land soziales Gewissen und weltpolitische Statur gegeben. Auch seine Feinde ahnten nun, einer Legende gegenüberzustehen.

Während Roosevelt seine neue Weltordnung vorstellte, brütete Adolf Hitler über Ideen zur Vernichtung seines eigenen Volkes. Während Roosevelt den Plan seines Freundes Morgenthau fallengelassen hatte, Deutschland zum Kleinbauernstaat zu reduzieren, war Hitler entschlossen, selbst solche bäuerliche Lebensgrundlage noch zu vernichten. Der „Nero“-Befehl zur Zerstörung der Infrastruktur und der Industrie folgte. Das besiegte Germanentum sollte gefälligst mit ihm untergehen.

Roosevelts Kreuzzug war vorbei. Statt der Weltherrschaft durch die Achsenmächte gab es nun eine halbe Pax Americana. Der Präsidenten-Expreß rollte nach Warm Springs. Dort, in der Sonne Georgias, wollte Roosevelt, klapperig wie nie, noch einmal auftanken. Staatsgeschäfte, ein paar Gespräche. Viel Sonne, viel Schlaf. Frauen, die ihm vertraut waren.

Am 9. April erschien dort auch Lucy Rutherford, geborene Mercer, seine Geliebte aus Washingtoner Tagen im Ersten Weltkrieg. Fast wäre damals seine Ehe zerbrochen, und er wäre wohl nie Präsident geworden. Lange hatte er Lucy Mercer, einem Versprechen folgend, nicht sehen dürfen. Aber die Apriltage rochen nach Endlichkeit mehr als nach Wiederbeginn.

Der Präsident kam noch einmal auf Touren. Kühn lud er die Ladys zu einem Trip durch die Hügel Georgias ein. Er chauffierte selbst. In seinem Ford-Phaeton-Kabriolett, Baujahr 1936. Die Pedale konnte er über Gestänge an der Steuersäule bedienen. Mit diesem Auto hatte der gelähmte Mann einst sogar das britische Königspaar herumkutschiert.

Am 11. April verfaßte er seine geplante Ansprache zum Geburtstag des Verfassungsgebers Thomas Jefferson: „Ich habe vieles schon handschriftlich gemacht“, teilte er zufrieden mit. „Die einzigen Grenzen unseres Umgangs mit der Zukunft sind unsere Zweifel in der Gegenwart“, stand darin. Am nächsten Morgen, dem 12. April, saß er der Malerin Elizabeth Shoumatoff für ein Porträt. Er blickte auf Lucy Rutherford.

Plötzlich, gegen Mittag, kurz vor dem Ende der Sitzung, rieb er sich die Stirn, dann den Nacken. Er lächelte matt und verlegen: „Ich habe einen fürchterlichen Schmerz im Hinterkopf.“ Dann kippte er vornüber.

Goebbels erhielt die Nachricht vom Tode Roosevelts während eines schweren alliierten Bombenangriffs auf Berlin. Er rief Hitler an: „Mein Führer, ich gratuliere Ihnen.“ Im Bunker kam hysterische Hochstimmung auf. Hatte nicht der Tod der russischen Zarin im Siebenjährigen Krieg 1762 Friedrich den Großen gerettet? War es jetzt nicht allein Roosevelt, an dem alles hing?

Das war nun nicht mehr so. Stalins Rote Armee stand vor der Reichshauptstadt. Am 15. April kam Eva Braun, des Führers hausbackene Mätresse, in den Bunker. Endzeitstimmung zog auf, nibelungenhaft. Am 29. April, neun Tage nach seinem 56. Geburtstag, heiratete Hitler Eva Braun in einer gespenstischen Untertage-Szene. Am 30. April beging das Ehepaar Selbstmord.

Das Spiel war aus.

Werbeseite

Werbeseite

A. HASSENSTEIN / BONGARTS

Rennfahrer Schumacher, Benetton-Techniker: „Wenn er es verlangt, bauen die ihm auch ein Auto mit drei Rädern“

Formel 1

DARWINISMUS IM COCKPIT

In den Rennställen kämpfen die Piloten um die Macht – mit psychologischen Tricks und plumpem Mobbing. Denn nur wer die Herrschaft im Team errungen hat, kann höhere Ziele ansteuern. Michael Schumacher hat diesen Status schon erreicht – seinem Kollegen ist es verboten, vor dem Benetton-Star ins Ziel zu rollen.

Vizeweltmeister Damon Hill war verschlossen wie selten. Erst hatte sein junger Stallkollege David Coulthard beim Saisonauftakt in Brasilien einen zweiten Platz herausgefahren, dann entriß ihm der Schotte in Buenos Aires als Trainingsschnellster auch noch den besten Startplatz – nichts schlägt einem Teampartner mehr auf den Magen. Denn der Stallgefährte, so der emeritierte Weltmeister Niki Lauda, „ist der erste, den du niederbügeln mußt“.

Sie arbeiten mit derselben Crew, fahren die gleichen Autos und werben für identische Marken – doch Kollegialität würde im Egobetrieb Formel 1 erbarmungslos als Schwäche ausgenutzt. Jeder ist sich selbst der Nächste, heißt das erste Gebot im Grand-Prix-Sport. „Ein Teamkollege“, weiß Hill, „ist dazu da, dir in den Hintern zu treten – und du machst das gleiche mit ihm.“

Der Darwinismus im Williams-Team – Hill gewann den Großen Preis von Argentinien – dient in diesem Jahr vielen Rennstallchefs als Vorbild. Ob etablierte Firmen wie McLaren oder Aufsteiger wie Jordan, bei der Personalsuche lautet die Strategie: Wer zwei gleich starke Fahrer aufbietet, hat die Gewähr, daß sich die Piloten gegenseitig unter Druck setzen und aus den Autos das letzte herausholen.

So soll der draufgängerische Nordire Eddie Irvine, 29, im Jordan-Peugeot-Team den als arbeitsscheu und verspielt geltenden Brasilianer Rubens Barrichello, 22, antreiben. Bei McLaren-Mercedes wird der Engländer Nigel Mansell, 41, am Wochenende in Imola erstmals das Duell mit dem Finnen Mika Häkkinen, 26, aufnehmen. Und bei Ferrari kämpfen der Österreicher Gerhard Berger, 35, und der Franzose Jean Alesi, 30, schon im dritten Jahr.

Nur das Benetton-Team, wo Michael Schumacher, 26, einen klaren Nummer-eins-Status genießt, weicht von der Regel ab. Wenn es um die Weltmeisterschaft geht, sagt der Titelverteidiger, müsse die Rangordnung klar definiert sein: „Denn dann zählt jeder Punkt.“

Daß Frank Williams trotzig die Philosophie verteidigt, seine Rennfahrer niemals „in eine Hierarchie zu zwängen“, ist Schumachers große Chance. Schon einmal, 1986, verpaßte Williams die WM, weil sich die beiden gleichrangigen Piloten Mansell und Nelson Piquet die Punkte gegenseitig wegnahmen – Alain Prost gewann im McLaren den Titel.

Will Williams dieses Risiko vermeiden, muß er zur Saisonmitte eine Stallregie einführen – für diesen Zeitpunkt wollen Hill, 34, und Coulthard, 24, jeweils der Bessere sein. Dissonanzen sind abzusehen: „Hill will Weltmeister werden, ich will Rennen gewinnen“, erklärt Coulthard, da stehe der eine dem anderen im Wege: „Mit einem Kollegen, der schon alles erreicht hat, wäre die Atmosphäre sicher entspannter.“

Mitunter führt der Leistungsdruck zu offenen Feindschaften. Bei McLaren geriet das Reizklima einmal derart außer Kontrolle, daß Ayrton Senna seinen Kollegen Prost von der Piste rammte.

Auch Häkkinen empfing kürzlich seinen McLaren-Partner Mansell kämpferisch: „Ich bin hier nicht die Nummer zwei.“ Erst wenn sich das Paar „unterhalb der Gürtellinie“ befehdet, will Mercedes-Sportchef Norbert Haug das freie Spiel der Kräfte regulieren.

Bei Benetton hingegen ist das Konfliktpotential praktisch gleich Null. Denn wie nahe Johnny Herbert, 30, auf der Rennstrecke Michael Schumacher auch kommen mag – Benetton-Chef Flavio Briatore hat den Engländer eingestellt, „damit er Punkte für die Konstrukteurswertung holt und Michael nach hinten absichert“. Im Klartext heißt das: Herbert darf nur hinter Schumacher ins Ziel rollen.

Herbert hätte lediglich eine Chance, die Stallorder außer Kraft zu setzen: Er müßte im Training schneller sein als der deutsche Kontrahent – ebenjene Ochsentour bewältigen, über die sich Schumacher, wie er stolz betont, „als Nummer zwei hochgearbeitet“ hat.

Als Neuling hatte sich Schumacher 1991 auf Anhieb gegen den dreimaligen Weltmeister Piquet durchgesetzt. Mit 4:1-Trainingssiegen besiegelte er die Ausmusterung des Brasilianers – der Debütant war schneller, billiger und versprach eine erfolgreichere Zukunft.

In über drei Jahren hat er seitdem nicht ein einziges Qualifikationstraining gegen den jeweiligen Teamkollegen verloren. 1992 kapitulierte der Engländer Martin Brundle, 1993 der Italiener Riccardo Patrese. Pro Runde, so ermittelte *sport auto*, verlor Brundle im Schnitt 1,017 Sekunden, Patrese 1,134 Sekunden auf Schumacher.

Die Dominanz änderte sich auch nicht, als im vorigen Jahr den drei Routiniers ein hochgeschätztes Talent folgte: „Benetton ist die Chance meines Lebens“, jubelte der Finne J. J. Lehto, „nach dem Jahr mit Schumacher weiß ich, wie gut ich bin.“ Und so kam es auch: Lehto wurde derart deklassiert, daß ihn das Team feuerte.

Auch Herbert, der in São Paulo noch tapfer feststellte, daß „auch Michael nur ein Mensch und irgendwann zu schlagen“ sei, weiß inzwischen um seine Aussichtslosigkeit: Längst hat Schumacher die Benetton-Equipe auf seine Bedürfnisse gepolt, wurde die Konstruktion des Autos seinem Fahrstil angepaßt.

„Michael hat sehr konkrete Wünsche“, sagt Bernard Dudot, der bei Renault für alle Rennmotoren verantwortlich ist. Schumacher bevorzugt ein Auto, das beim Einlenken übersteuert; diese Instabilität kontrolliert er in der Kurve mit dem Gasfuß – das Ansprechverhalten des Motors auf Pedalbewegungen wurde von den Franzosen eigens für den Weltmeister modifiziert. „Wenn er es verlangt“, sagt der Manager eines Rennstalls, „bauen die ihm auch ein Auto mit drei Rädern“ – eine Nummer zwei hat dagegen keine Ansprüche zu stellen, neue Materialien erhält sie oft mit Verspätung, der Weg nach unten ist folglich vorgezeichnet.

FORMULA ONE PICTURES

McLaren-Rivalen Häkkinen, Mansell
„Ich bin hier nicht die Nummer zwei“

In Teams wie Williams oder Ferrari beobachten die Fahrer deshalb argwöhnisch, daß die Ingenieurskapazität gleichmäßig verteilt ist. Eine Bevorteilung wirkt um so fataler, wenn zwei Piloten gegensätzliche Fahrstile pflegen. „Wir erreichen fast identische Rundenzeiten auf völlig verschiedene Art“, sagt Ferrari-Mann Berger. Das Auto seines Kollegen Alesi im Renntempo zu bewegen, hält er für praktisch unmöglich.

Aggressive Fahrer wie Alesi konzentrieren sich auf den Kurveneingang und bremsen ihren Wagen im letzten Moment mit maximaler Kraft herunter, andere bremsen früher, um eher aus der Kurve heraus beschleunigen zu können.

Daß das Umstellen des Fahrstils etwa so undenkbar ist wie die Forderung an Tennisprofi Boris Becker, künftig die Rückhand beidhändig zu spielen, gilt für alle Fahrer: Je eigentümlicher der Stil des Rivalen, um so beharrlicher muß für die eigenen Interessen gestritten werden. „Wer keine starke Persönlichkeit hat“, sagt Berger, „verliert diesen Kampf.“

Sehen die Piloten, daß der Gegner im eigenen Stall fahrerisch nicht auszustechen ist,

L. GORYS

A. HASSENSTEIN / BONGARTS

Williams-Piloten Hill, Coulthard, Ferrari-Piloten Alesi, Berger: „Niemals in eine Hierarchie zwängen“

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

greifen sie gern zu psychologischen Tricks. Die Palette reicht vom subtilen Kolportieren bis zum plumpen Mobbing. Es gilt, den Kollegen zu verunsichern, die Medien auf die eigene Seite zu ziehen und das Team davon zu überzeugen, daß man der Bessere sei.

Bei seiner Rückkehr zu Ferrari ließ sich Berger den Zugriff auf das Reserveauto im Vertrag verankern. Das sei zwar eigentlich nicht bedeutsam gewesen, so der Tiroler, „aber dem Alesi hat das für ein paar Monate was zum Grübeln beschert". Eine beliebte Finte sei auch, auf einer Pressekonferenz erst den Kollegen reden zu lassen und dann das genaue Gegenteil zu behaupten. Das irritiert den Nebenmann und stärkt die eigene Position bei den Journalisten. „Wer die Presse für sich gewonnen hat", weiß Berger, „kann Politik machen."

Um die Herrschaft im Team zu erlangen, ist jedes Mittel recht: Wenn der Rennwagen nichts taugt, kann sogar ein falsches Lob von Nutzen sein. In einem italienischen Team trug es sich zu, daß der eine Fahrer vom Auto schwärmte, während der andere es kritisierte. Natürlich hörten die Ingenieure das Lob lieber und verwarfen die Verbesserungsvorschläge des Nörglers. Am Saisonende mußte der Störenfried gehen.

Auch Sprachkenntnisse können entscheidende Vorteile bringen. Prost hebelte einmal Mansell bei Ferrari als Nummer eins aus, indem er schon nach wenigen Wochen mit den Technikern italienisch parlierte – der monolinguale Brite Mansell stand daneben, zog die mächtigen Augenbrauen hoch und verstand die Formel-1-Welt nicht mehr.

Selbst der Kerpener Schumacher spricht im britischen Benetton-Team inzwischen ein Englisch, in dem das US-Magazin *Time* gar den Hauch eines Londoner Akzents entdeckte. Als der Kfz-Geselle erfuhr, daß Benetton die Motoren künftig von Renault beziehen werde, buchte er gleich einen Französisch-Lehrer – Schumacher will wissen, was die Techniker tuscheln.

Denn Nähe zu den Ingenieuren ist immer gut für ein paar Extra-PS, und nichts hilft da mehr als technisches Verständnis. Während Mansell in den Ferrari-Meetings immer nur „more power" forderte, stieg der sachkundige Prost in die Untiefen von Drehmomentkurven und Getriebeübersetzungen ein.

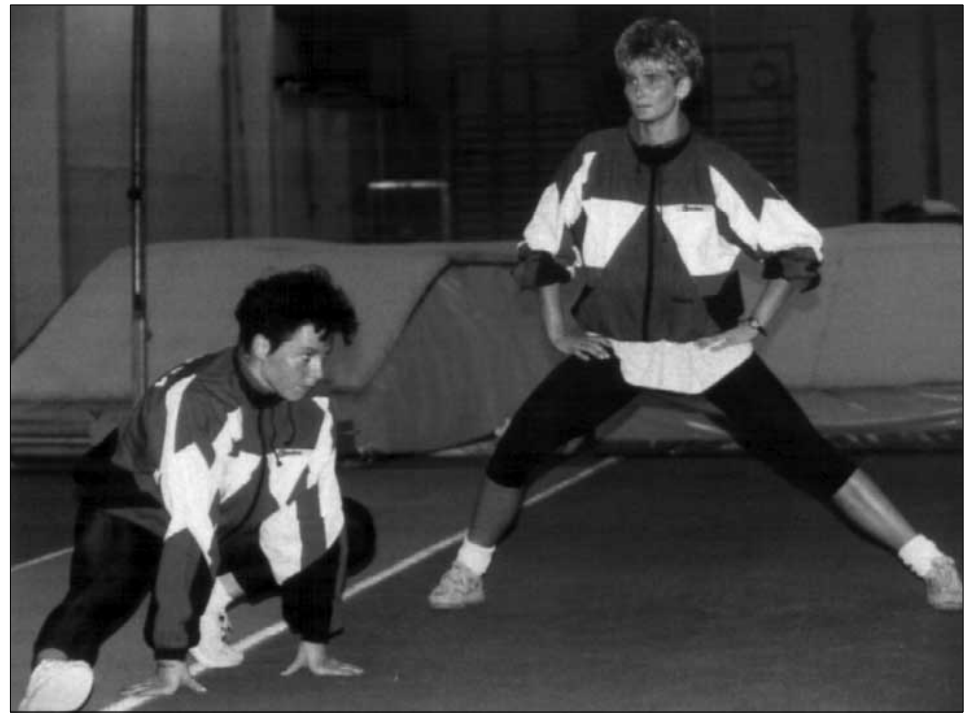
Umgekehrt testen die Teams auch ihre Fahrer, um abzuschätzen, wie verläßlich deren Aussagen sind. Da wird schon mal ohne Wissen des Piloten Reifenmischung oder Stoßdämpferkennung gewechselt. Schlecht für ihn, wenn er nichts bemerkt; ordentlich, wenn er eine Veränderung spürt; überzeugend, wenn er sie exakt lokalisieren kann.

Den schlimmsten Karriereknick erleiden Fahrer, wenn der Partner einfach mehr Talent besitzt: Andrea de Cesaris, 35, war vom Sauber-Rennstall wegen seiner 15jährigen WM-Erfahrung angeheuert worden. Doch als Formel-1-Novize Heinz-Harald Frentzen, 27, bei Testfahrten regelmäßig zwei Sekunden schneller fuhr, geriet der Italiener in Panik und ließ in heillosem Aktionismus das Auto umbauen. Was dem Mönchengladbacher zum Durchbruch verhalf („De Cesaris war das Beste, was mir passieren konnte"), geriet für den Kombattanten zum Desaster, er fand keinen neuen Job.

„70 bis 80 Prozent der Piloten gehen an derart überlegenen Kollegen kaputt", sagt Berger. Der Tiroler hat es selbst an seinem ehemaligen Ferrari-Gefährten Michele Alboreto erlebt. Der Italiener galt als künftiger Weltmeister – bis Berger kam und schnellere Zeiten fuhr. Alboreto zerbrach und wurde in der Boxengasse nach hinten zu den schwächeren Teams durchgereicht.

Alboreto hatte damals noch nicht jenes Know-how, das neuerdings als letztes Mittel gilt: den Kollegen studieren. Seitdem Computer alle Daten über Bremsen, Gasgeben, Schalten und Lenken millisekundengenau erfassen, versuchen unerfahrene oder verunsicherte Fahrer, den Partner nachzuahmen.

Doch selbst dieser Kniff mündet zuweilen in der Sackgasse. Bei der technischen Abstimmung verließen sich die Benetton-Gefährten auf Schumachers Erkenntnisse: „Die haben mich glatt kopiert." Als der Deutsche für zwei Rennen gesperrt war und keine Entwicklungsarbeit leisten konnte, fielen die Autos prompt ins Mittelfeld zurück: „Den Jungs fehlten eigene Ideen."



ZB / DPA

Sprinterinnen Breuer, Derr: „Letzte Chance für die tragischen Heldinnen"

Leichtathletik

Unter der Decke

In Schwerin stößt das Comeback der Doping-Sünderinnen Grit Breuer und Manuela Derr auf Widerstand – wegen Trainer Thomas Springstein.

Die Neue war noch ein wenig pummelig, aber ihre Muskeln wirkten schon wieder so kräftig wie einst. Grit Breuer, 23, sprintete mit einer solchen Wucht über die Laufbahn der Schweriner Leichtathletikhalle, daß die Beobachter überzeugt waren, sie werde bald wieder „Deutschlands Beste" sein.

In Schwerin, hofft die 400-Meter-Läuferin, könne sie ihre Karriere, die unterbrochen ist, seit Grit Breuer 1992 zusammen mit Katrin Krabbe beim Dopen erwischt wurde, „in Ruhe zu Ende führen". Während Katrin Krabbe in Kürze Mutter werden und nie mehr auf die Tartanbahn zurückkehren will, arbeitet Grit Breuer an ihrem Comeback.

Doch als die Sprinterin Anfang April in Schwerin mit ihrer Freundin Manuela Derr, 23, und ihrem Trainer Thomas Springstein, 37, übte, paßte sie so gar nicht zu der Handvoll Athleten, mit denen sie die Halle teilte: sie braungebrannt, die anderen blaß; sie machte

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Witzchen, alle anderen schwiegen betreten. Das fremde Trio stieß, so erlebte es ein Trainer des Schweriner Sportclubs, auf „blanke Ablehnung“.

Denn wo die WM-Zweite von 1991 und ihr Team auch hinkommen, hat sich eine Art Angst vor Ansteckung schon breitgemacht. Sportler und Trainer des Schweriner SC fürchten, daß die wegen Medikamentenmißbrauchs noch bis zum 23. August gesperrten Läuferinnen ihren neuen Verein genauso als Dopingnest stigmatisieren werden wie ihren alten, den SC Neubrandenburg.

Seit Abteilungsleiter Hans Janzon, 64, und der Diskus-Weltrekordler und Pressesprecher Jürgen Schult, 34, die beiden Sprinterinnen im Paket mit ihrem Coach verpflichteten und damit gegen vereinsinterne Absprachen handelten, ist der Klub gespalten: Die bislang beste Läuferin, Andrea Philipp, 23, verließ den Schweriner SC bereits; vor Trainingslagern verlangen Athleten, daß die Neulinge nicht mitfahren. „Von dem Tag an, wo die drei geholt wurden“, erinnert sich Trainer Bernd Jahn, „wurden hier alle Entscheidungen unter der Decke getroffen.“ Auch Jahn denkt daran, den Klub zu verlassen.

Dabei hatten sich die Leichtathleten im Mecklenburgischen gerade mühsam ein neues Weltbild zurechtgezimmert. Seit der Wende sahen sich die Schweriner Leichtathleten als Klübchen der Sauberen und der Tapferen, die vor und nach dem Training in Büros von Sponsoren arbeiten müssen, alle paar Wochen auf Doping getestet werden und mit „Enthusiasmus und Familienidylle“ (Schult) den reichen Konzernklubs des Westens trotzen.

Doch jetzt geht in Schwerin das Mißtrauen um: „Wer einmal aufflog“, so ein Athlet über den Springstein-Clan, „dem traut man alles zu.“ Breuer und Co. müßten, meint Andrea Philipp, „erst einmal beweisen, daß sie unter unseren Bedingungen Leistung bringen können“.

Wie eine Abiturklasse, die sich ewige Freundschaft schwört und dann ernüchtert erkennt, daß das Leben anders funktioniert, erlebt der Schweriner SC in diesen Wochen schnödes Geschäftsstreben als Sündenfall der Nachwendezeit. Siege, das gilt auch im gesamtdeutschen Sport, garantieren Verein und Verantwortlichen Einnahmen.

Um Breuer, eine Kandidatin für olympisches Gold 1996, zu ködern, boten ihr die Funktionäre Auto, Wohnung, Job und Bargeld an. Als jedoch Andrea Philipp, seit zehn Jahren im Verein, zu Vertragsgesprächen erschien, sollte sie zu verschlechterten Konditionen unterschreiben.

Wer in Schwerin gegen solche Entwicklungen protestiere, sagt ein Trainer, „wird unter Druck gesetzt“. Offene Worte dürfe nur Bernd Jahn wagen, der als Bundestrainer dem Deutschen Leichtathletik-Verband (DLV) unterstellt und mithin vom Verein unabhängig ist. Jahn, 47, hockt enttäuscht auf einem Kasten in der kargen Halle und erzählt vom „gemeinsamen Beschluß“ der Trainer und der Abteilungsleitung, den „tragischen Heldinnen“ Breuer und Derr eine „letzte Chance“ zu geben – explizit ohne ihren Trainer.

Allein, so die Kalkulation, hätten sich die beiden Sprinterinnen vortrefflich als Opfer vermarkten lassen. Tatsächlich war die schüchterne Breuer, einst ständiges Anhängsel des Weltstars Krabbe, eher unbedarft in die Doping-Affären geschlittert: „Ich habe mich“, sagt sie, „meinem Trainer ausgeliefert.“ Und daß Manuela Derr, die die Einnahme des Kälbermastmittels Clenbuterol eingestanden hatte, obwohl niemand sie überführt hatte, dennoch wie die ertappten Kolleginnen für drei Jahre gesperrt wurde, galt in der Leichtathletik-Szene ohnehin als Schikane.

Der Halunke, so hatte ein Gutachter schon 1992 befunden, sei einzig und allein Springstein gewesen: Krabbe, Breuer und Derr hätten „jeden Dreck gefressen, den er verteilt hat“. Springstein, der es stets als erste Trainerpflicht verstand, „die Mädchen breiig zu rühren“, begreift Sport noch immer als „Zweikampf“ zwischen Kontrolleuren, „die dir etwas nachweisen wollen“, und Trainern, die „wieder eine Lücke finden“.

Aber ohne den Teufel waren die Engel für die Schweriner nicht zu haben: Angebote hatten, inklusive deutlich höherer Gagen, auch West-Vereine gemacht. Also boten Schult und Janzon dem arbeitslosen Springstein eine ABM-Stelle an.

So hat sich wieder einmal die große Koalition der Medaillenjäger zusammengefunden. Da Bonn vor Jahren im Krabbe-Fieber dem SC Neubrandenburg eine 46 Millionen Mark teure Halle schenkte, erhofft sich nun auch der Schweriner SC „viel für unseren Kaderstatus“ (Schult); Springstein und sein Team sind froh, wieder salonfähig zu sein; und der DLV begrüßte Grit Breuers Comeback-Pläne freudig, weil sie im Gegenzug aus einem Schadensersatzprozeß ausstieg, den Katrin Krabbe gegen den Verband angestrengt hat.

ZB / DPA

Trainer Springstein, Zöglinge Krabbe, Breuer (1992): „Dem traut man alles zu“

Nur die Integration kommt nicht recht voran. Da die Neulinge bis zum Herbst weiter in der alten Heimat wohnen und trainieren wollen, muß der Schweriner SC für die Nutzung der Sporteinrichtungen rund 10 000 Mark an die Stadt Neubrandenburg zahlen. Soviel Geld, meinen Schweriner Sportler, habe ein Verein nicht übrig, auf dessen Trainingshalle bei jedem Windstoß das Wellblechdach scheppert.

Zudem pflege Springsteins kleiner Troß wie seit jeher den elitären Dünkel. Als Breuer zum ersten öffentlichen Training erschien, wurde die halbe Abteilung dazu verdonnert, als „Staffage“ (Jahn) durch die gefegte Halle zu traben. „Die Wut“ auf die Eindringlinge sei „grenzenlos“ gewesen, sagt eine Athletin.

Für Schult und Janzon ist der Coup mit Grit Breuer allerdings erst der Anfang. Ungeachtet der Mißstimmung unter den Sportlern möchten sie weitere Stars der früheren DDR anwerben: „Ohne Risiko keine Lorbeeren.“

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Kunst

„Brücke“ nach Gottorf

Wo wären die deutschen Museen ohne private Hilfestellung? Nur weil ein jüngst verstorbener Mäzen, Rolf Horn, dem Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum auf Schloß Gottorf außer mit Kunstspenden auch beim Ausbau eines Schau-Gebäudes beistand, hat Hausherr Heinz Spielmann jetzt überhaupt Platz für die nächste Liebesgabe: 786 Werke der expressionistischen „Brücke“-Maler aus dem Besitz des Würzburger Unternehmers Hermann Gerlinger. Mit Kennerblick hat der Sammler frühe Bilder von Erich Heckel, Ernst Ludwig Kirchner und Karl Schmidt-Rottluff angeschafft, aber auch alle Mappenwerke der Künstlergemeinschaft sowie reihenweise Zeichnungen, die im „Brücke“-Eldorado Fehmarn entstanden sind. Die Kollektion, mit der laut Spielmann nur die des Berliner Brücke-Museums konkurrieren kann, ist vom 11. Mai an im Gottorfer Stallgebäude zu besichtigen. Zunächst geliehen, soll sie bald in eine Stiftung umgewandelt werden.

NACHLASS ERICH HECKEL, HEMMENHOFEN

Heckel-Gemälde „Kinder“ (1910)

Volksmusik

Spatzen als Nestbeschmutzer

„Viel Spaß und Freude“ versprach ihre erste LP allen Freunden der Volksmusik. Bei manchen ihrer Landsleute aber erregen die „Kastelruther Spatzen“, längst steinreiche Plattenmillionäre der Branche, nun Zorn: Auf ihrer CD namens „Atlantis der Berge“ singen die Südtiroler Trachtenjungs zu traditionell deutschen Melodien italienische Worte. Heimattreue Volksgenossen sind entsetzt: „Brechreiz“ habe sie bekommen, geiferte beispielsweise eine Leserin der erzkonservativen Heimatzeitung *Dolomiten;* jemand aus dem schönen Vinschgau wetterte sogar über den „Höhepunkt der Geschmacklosigkeit“. Dabei wollte die Plattenfirma der Hochgebirgskehlen mit dem Song „Che bella la vita“ („Wie schön ist das Leben“) doch nur ein paar neue Kunden nördlich der Alpenländer fangen: „Wenn ein Deutscher ‚amore‘ hört, wird er nostalgisch“, erläutert Manager Charlie Mazagg seine bislang auch aufgegangene Strategie. „Spatzen“-Chef Norbert Rier, aufgeschreckt vom Imageknick daheim, will nun trotz aller Erfolge den Italo-Anteil kommender Produktionen vorsichtshalber „etwas reduzieren“.

ACTION PRESS

Volksmusik-Gruppe „Kastelruther Spatzen“

Dirigenten

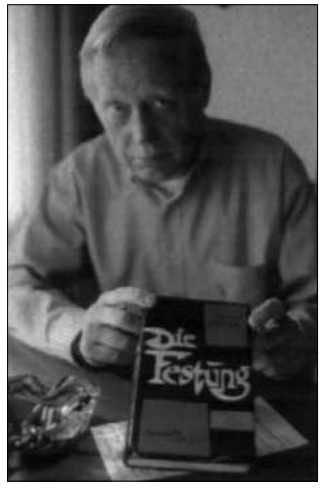
Steueroase für Taktierer?

Eine weißblaue Sprechblase flog letzte Woche durch die Feuilletons: Sein Coup, den Stardirigenten Zubin Mehta, 58, von 1998 an für die Bayerische Staatsoper angeheuert zu haben, besitze, tönte der Kultusminister, „Ausstrahlung bis weit über Berlin hinaus“. Klartext: Der Freistaat stehle durch den dritten Promi an Münchner Pulten (neben Sergiu Celibidache und Lorin Maazel) der Hauptstadt die Dirigenten-Show. Aber auch das SPD-geführte München glaubt der Christsoziale ausgetrickst zu haben. Denn Mehta ist bei den stadteigenen Philharmonikern als Nachfolger des greisen Celibidache, 82, erwünscht. Doch bei fünfmonatiger Präsenz in der Oper kämen Gastarbeiter Mehta regelmäßige Auftritte mit den Philharmonikern teuer zu stehen: Er würde in Deutschland einkommensteuerpflichtig. Nun will Philharmoniker-Intendant Norbert Thomas „bei höchsten Bonner Stellen“ eine Ausnahme aushandeln. Eine „Lex Mehta“ für darbende Taktierer?

Autoren

Festungen überall

Ein Buchtitel ist keine Festung. Das muß jetzt Henry Jaeger, 67, erfahren. Verärgert verfolgt er von Ascona aus den Werberummel um Lothar-Günther Buchheims Kriegsroman „Die Festung“. Denn Jaeger landete selbst vor 33 Jahren mit einem Roman, der „Die Festung“ heißt, einen Welterfolg. Für den Herbst ist vom Debütwerk des ehemaligen Bankräubers, das er im Knast auf Toilettenpapier notierte, eine neue Taschenbuchausgabe angekündigt. Jaeger hatte kurz vor Ostern Buchheims Verleger Lothar Menne in Hamburg angerufen, doch der war den versprochenen Rückruf schuldig geblieben. Nun will der erboste Autor („ein Gaunerstück“) eine einstweilige Verfügung gegen den zumindest vom Umfang her gewaltigen Konkurrenzroman durchsetzen. Die Verlage von Jaeger und Buchheim, 76, indes geben sich gelassen – auch, weil es noch andere „Festungs“-Titel gibt: neben einem Theaterstück von Rainald Goetz ins Deutsche übersetzte Romane von Dino Buzzati, Ismail Kadaré, Měsa Selimović und Hugh Walpole. Jaeger aber will nicht nachgeben: Die Verwendung des Titels – „zu Lebzeiten des Autors“ – ist für ihn ein extrem „unkollegialer Akt“.



D. RUEF

Jaeger

Werbeseite

Werbeseite

Kunst

„WAS IST HIER LOS, CHÉRIE?“

Jürgen Neffe über die Vorarbeiten zur Reichstagsverhüllung und das Ehepaar Christo & Jeanne-Claude

Je planmäßiger die Menschen vorgehen, desto wirksamer vermag sie der Zufall zu treffen.
FRIEDRICH DÜRRENMATT: „DIE PHYSIKER“, 1962

Mit diesen Dimensionen hatte Roland Eilenberger nicht gerechnet, als er letzten Herbst aus der Presse von „dem Ding“ erfuhr. Ausgedehnte Flächen Stoff zusammennähen – nun gut, das war keine Kunst für den Textilingenieur im sächsischen Taucha.

Komplizierte Zuschnitte? Eigentlich auch kein Thema für die von 400 auf 40 Leute dezimierte Belegschaft der VEB-Nachfolgefirma Zeltaplan, die nach wie vor der Wende Zelte fertigt.

Zur Kunst aber und zu deren möglichen Umfängen hatte Geschäftsführer Eilenberger „noch kein besonderes Verhältnis“, als er sich seinerzeit dachte: „Irgendwie müßtest du rankommen an das Ding.“

Die Eheleute Javacheff aus New York, besser bekannt unter ihren Vornamen Christo und Jeanne-Claude, haben genau das: eine ganz eigene Beziehung zur Kunst und speziell zu deren Größe. Sie bauen Luftschlösser von erheblichen Ausmaßen und nicht nur das: Sie lassen sie tatsächlich bauen.

Was um 1960 mit – damals noch von Christo persönlich – eingewickelten Dosen, Fahr- und Motorrädern begann, wuchs sich aus zur verpackten Küstenlandschaft in Australien, einem 40 Kilometer langen „laufenden Zaun“ in Nordkalifornien und über den champagnergelb verhüllten Pont Neuf in Paris zu 3100 riesenhaften Schirmen, transpazifisch installiert, blau in Japan, gelb in Südkalifornien.

Im vergangenen Jahr ist den Christos nach gut zwei Jahrzehnten oft zähen Kampfes ein Kunststück geglückt, das vielen als unmöglich galt: Der Deutsche Bundestag beschäftigte sich erstmals in einer öffentlichen Debatte mit der Genehmigung eines Kunstwerks und votierte schließlich in namentlicher Abstimmung mehrheitlich für den Antrag in der Drucksache 12/6767, den Reichstag vor dessen Umbau 14 Tage lang mit Tuch und Tau zu ummänteln.

Während noch gestritten und gerätselt wird, ob das denn Kunst sei oder eher Kokolores, arbeiten in Deutschland längst etliche Firmen an der Verwirklichung des Christo-Traums aus Stahl und Stoff und Seil: des Reichstags neue Kleider, ein Bauwerk, made in Germany.

Als Roland Eilenberger das Verhüllungsgewebe Anfang Januar erstmals in 18 einmeterdicken Rollen vor sich liegen sah, da habe er, sagt er, zunächst einmal einen Schock gekriegt: Einen so schweren Stoff nicht nur zu Planen zu vernähen, von denen die größten fast ein halbes Fußballfeld bedecken, sondern auch noch exakt auf Saum und Winkel maßzuschneidern, sie außerdem mit aufwendigen Details wie Gurten, Steckschnallen und „Knopflöchern“ zu versehen, dabei auf perfekte Nahtbilder zu achten und das Ganze im Toleranzbereich von Zentimetern zu leisten – „da gibt es nichts zu deuteln, das war eine Herausforderung für unsere Firma“.

Da schwante Herrn Eilenberger auch die tiefere Bedeutung des Ratschlags, den das Künstlerpaar seinen Auftragnehmern stets ans Herz legt: „Vergessen Sie alles, was Sie bisher gemacht haben.“

Allein schon der Faden für das Gewebe! Er kommt von der Bremer Wollkämmerei, hat aber mit Wolle sowenig gemeinsam wie ein Plastiksack mit einem Schaf. Der grau eingefärbte und mit Flammhemmern ausgerüstete Kunststoff für den Kunst-Stoff ist ein Wunderwerk der Plaste-Technik: eine Polypropylen-Folie, von Messerreihen in Streifchen geschnitten und von Nadelzylindern mit einem feinen Rautenmuster zu einem gefächerten Netz aufgespleißt.

„Die Gestaltung dieses Artikels“, erklärt Verkaufsleiter Klaus Kleingrothe, habe sich nach den Wünschen des Kunden gerichtet: „Derbe Struktur, derbe Optik.“ Mit den gut 70 Tonnen des luftigen Gespinstes, die er der Weberei Schilgen ins westfälische Emsdetten lieferte, hätte sich die Erde fast zweimal umspannen lassen.

„Man ist ja kein Kunstkenner in dem Sinne“, sagt Webereimeister Egon Achterberg, bei Schilgen verantwortlich für die Fabrikation des über 100 000

CHRISTO, FOTO: W. VOLZ

Christo und Jeanne-Claude

aus New York wollen das Berliner Reichstagsgebäude schon seit 1971 mit Stoff und Seilen ummänteln. Als der Bundestag im vergangenen Jahr nach langem Hin und Her einer 14tägigen Verhüllung zustimmte, begann der Countdown für das bisher ehrgeizigste Projekt des aus Bulgarien stammenden Künstlers und seiner französischen Frau: Minutiös von Ingenieuren geplant, beschäftigt das Handwerk hinter dem Kunstwerk Seiler, Weber, Näher, Stahl- und Gerüstbauer – damit das Schaustück vom 17. Juni an über die Bühne gehen kann. Christo, 59, lebt seit 1964 in New York. Spektakulär waren auch seine Verhüllung des Pariser Pont Neuf (1985) und seine, nach Japan übergreifende, Schirm-Aktion (1991).

CHRISTO, FOTO: A. PEVKOVIC

Näherei Zeltaplan in Taucha: „Das ist Wahnsinn, ihr seid alle verrückt“

Quadratmeter groben Tuches als Basis des Reichstagsgewands, „einfache Leinwandbindung, 30 Schuß auf 10 Zentimeter“.

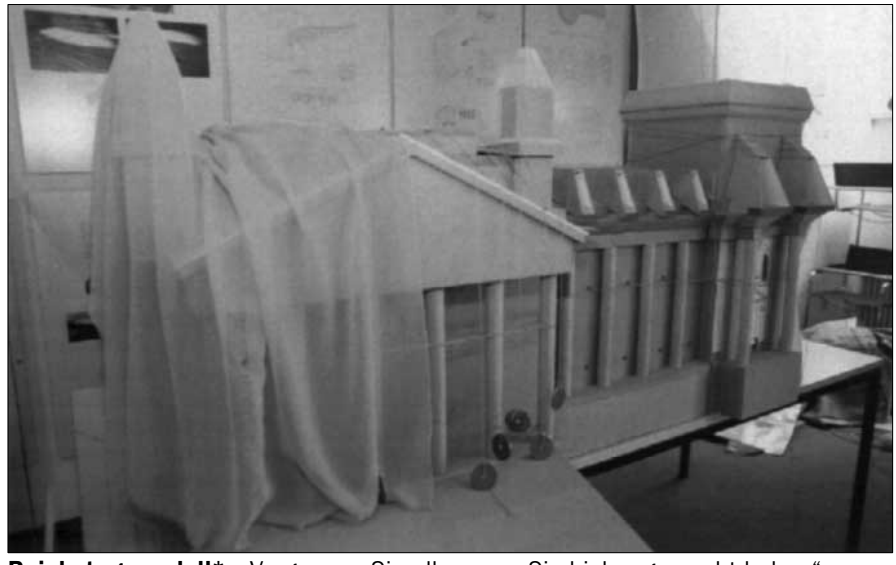
„Man steckt ja auch nicht drin in dem Künstler. Aber wenn der entscheidet: schwerer Faltenwurf, dann erfordert das ja nun mal ein schweres Gewebe.“

Seit 46 Jahren arbeitet Achterberg in seinem Beruf, „anfangs reingezwungen, weil ’49, da gab es ja keine Arbeit“. Doch mehr und mehr ließ er den Herzschlag der Maschinen zum Rhythmus seines Lebens werden. Wenn die Schärtrommel auf den Kettwagen aufgebäumt ist und er die Spannung am Laufkettbaum mit Fingerspitzengefühl nachprüft, wenn er die Greiferstangen durch das Fach sausen sieht und das Riet den Schußfaden ans Gewebe schlagen hört, dann zeigt sich, wie sinnlich sein Verhältnis zu den Stoffen in all den Jahren geworden ist.

„Dies ist zwar ein grobes Gewebe“, sagt er und greift in das Christo-Material, „aber trotzdem verhältnismäßig warm. Andere sehen daneben richtig kalt aus.“

Für Egon Achterberg unterscheidet sich der Artikel mit der Nummer 5830099065515500 noch aus einem ganz anderen Grund von allem, was bisher durch seine Hände ging. Wer sonst fast nur mit Stoffen wie Teppichzweitrückengeweben zu tun hat, die in anderen Produkten verschwinden, dem verschafft allein die Sichtbarkeit ein neues Gefühl der Identifikation: „Dieses Gewebe soll ja ein optisch schönes Bild ergeben. Alle Welt guckt da ja hin.“

Kein temporäres Werk der bildenden Kunst werden vermutlich jemals so viele Menschen gesehen haben wie die



P. SEITZ / ZEITENSPIEGEL

Reichstagsmodell*: „Vergessen Sie alles, was Sie bisher gemacht haben“

Reichstagshülle, wenn sie Anfang Juli nach 14 Tagen wieder fällt. Allein vier Millionen Besucher werden in Berlin erwartet, die Zahl der Fernsehzeugen dürfte in die Milliarden gehen.

Wer will, dem steht ein Bewußtseinsprozeß bevor, den jetzt schon all jene durchmachen, die das Projekt auf der letzten Wegstrecke von der Vision zur Wirklichkeit begleiten: Je mehr die Kunst sie beschäftigt, desto mehr beschäftigen sie sich mit der Kunst.

„Die Arbeit ist wie jede Arbeit“, schreit Elisabeth Winters in der Warenkontrolle der Emsdettener Weberei gegen den Maschinenlärm an, „aber die Gedanken sind intensiver.“

Deshalb gibt sie sich beim Christo-Auftrag besondere Mühe, wenn sie den Stoff Meter für Meter an sich vorbeifahren läßt und mit einem Gebläse die Flusen verscheucht. Sieht sie Webfehler oder Knoten, hält sie den Wickelbock an und brennt mit einem Feuerzeug die vorstehenden Fäden aus. „Ich muß immer denken, das kannste dann sonst da oben sehen.“

Anfangs hätten die meisten Mitarbeiter das Ganze als „reinen Quatsch“ abgetan, erzählt Firmenchef Stephan Schilgen, der überall im Betrieb Merkzettel aufhängen ließ: „Lassen wir doch Christo diese Freiheit. Der tut damit

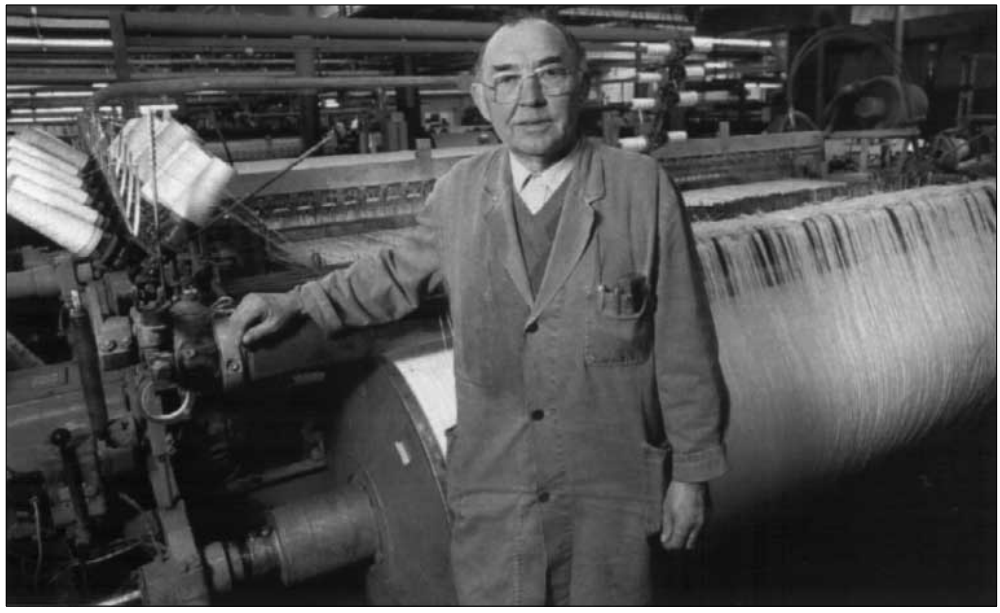
* Bei der Planungsfirma Ingenieurplanung Leichtbau GmbH in Radolfzell.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite



J. DIETRICH / NETZHAUT

Webereimeister Achterberg: „Man steckt ja nicht drin in dem Künstler“

keinem weh.“ Allein ein Argument habe, wenn auch nicht gleich Kunstverstand, so doch Verständnis für die Kunst geweckt: Sie kostet keine Steuergelder, die Künstler zahlen alles selbst, rund zehn Millionen Mark für den „Wrapped Reichstag“.

Das Grundprinzip der Finanzierung ist seit jeher gleichgeblieben: Jeanne-Claude verkauft, was ihr Mann an Entwürfen und Skizzen zum Projekt produziert. Zwischen 10 000 Dollar für eine kleine Collage und 220 000 Dollar für die größte Zeichnung ist Sammlern ein neuer Christo wert.

Nicht zuletzt ihrem Selbstsponsoring verdankten die Christos am Ende auch die Zustimmung des Parlaments. Denn die Kunst als Spiegel des Bewußtseins hatte bei den wählerfürchtigen Bundestagsabgeordneten nicht anders gewirkt als im Zusammenspiel der kleinen Leute mit der großen Sache: Viele Gegner der Reichstagsverhüllung waren erst zu Befürwortern konvertiert, als sie sich der Rechtfertigungspflicht vor dem Steuerzahler enthoben sahen.

Die Gegner sind zwar überstimmt, doch längst nicht alle umgestimmt. Einige treibt das Pathos des Schäuble-Nationalismus um, mit dem der – dem Kaiser abgetrotzte, mißbrauchte, ausgebrannte, zerbombte, lieblos aufgebaute, alles andere als schöne – Klotz zum unberührbaren Vaterlandssymbol verklärt wird.

Es gibt auch Stimmen, die den Wert des Werkes selbst bezweifeln: Sind diese Christos nicht in ihrer Entwicklung stehengebliebene Trevira-Trivialisten im Größenwahn? Ist ihre Kunstform aus den sechziger Jahren inzwischen nicht inhaltsleer und ihre Aktion nur noch barockes Spektakel ohne Sinn?

Oder sind sie vielleicht doch Virtuosen im Umgang mit der Illusion? Hätte der Zeitpunkt der Verhüllung überhaupt günstiger liegen können? Nur jetzt kann das Totenhemd des Parlaments aus dem 19. Jahrhundert zum Taufgewand eines Parlaments des 21. Jahrhunderts mutieren.

Produktionstechnisch umspannt das Projekt die gesamte Moderne. Auf dem Weg von der Weberei in Emsdetten zur Spezialfirma für „das Metallisieren flexibler Materialien“ überspringen die Stoffrollen – technologisch gesehen – ein gutes Jahrhundert. Bei Rowo Coating im badischen Herbolzheim herrscht der Geist der Postmoderne – jener utopieverdrossenen Epoche des Oberflächlichen, der die Christos mit ihrem Reichstagskleid womöglich ein letztes Mahnmal setzen.

Für die silberglänzende, futuristisch anmutende Farbe haben sie sich wegen des manchmal drückend grauen Himmels über Berlin entschieden: Durch die hohe Reflexionsfähigkeit des Materials soll das verhüllte Gebäude selbst an Regentagen leuchten.

In knapp fünf Minuten rasen 500 Meter Reichstagsgewebe durch eine Vakuumkammer, wo sie lichtbogengestützt mit Aluminium bedampft werden – mit einer Schicht tausendmal dünner als menschliches Haar. „Das geht wie’s Brezelbacken“, sagt Rowo-Maschinenführer Uwe Messerschmidt: „Immer dasselbe und fertig.“

Hat aber die Warenkontrolleurin in der Weberei einen Augenblick nicht aufgepaßt, so daß ihr eine Fluse durch die Lappen gegangen ist, kann das einen Flecken im Silberglanz und Flüche in der Näherei zur Folge haben.

Ist so ein Beschichtungsfehler größer als ein Fünfmarkstück und liegt er beispielsweise bei Meter 34 auf einer 35-Meter-Bahn, so daß der Zuschnitt wertlos wird, dann kann es passieren, daß in Taucha der Herr Eilenberger der Frau Winters in Emsdetten unbekannterweise eindeutige Sätze in schönstem Sächsisch zueignet: „Unfoschähmt, was ihr da liefott, macht eure Warenschau mal odntlisch.“

„Wir wursteln uns von Monat zu Monat hier so durch“

Ansonsten ist der Geschäftsführer bei Zeltaplan angesichts der Auftragslage seiner Branche – „wir wursteln uns, auf deutsch gesagt, von Monat zu Monat hier so durch“ – noch immer stolz, sich von zwei Christo-Nähaufträgen einen gesichert zu haben. Wenn er dann von der „Gunst der Stunde“ spricht, die er genutzt habe, dann klingt es in seiner Mundart, als sagte er: „die Kunst der Stunde“.

Genäht wird per Hand, wie zu Urgroßmutters Zeiten, von jeweils einer Näherin und einer Halterin auf soliden alten Maschinen. Der Stoff ist hart, seine Kanten roh und scharf. Zerschunden die Arme der Frauen in ihren kurzärmeligen Kitteln, die sie tragen, um nicht noch mehr zu schwitzen bei der Plackerei mit den zentnerschweren Paneelen, die sie raffen müssen und wuchten und

CHRISTO, FOTO: A. PEWKOVIC

Faden des Christo-Gewebes
Kunststoff für den Kunst-Stoff

Werbeseite

Werbeseite

auf den Nähtisch stemmen, um sie zusammenzufassen mit doppelter Kappnaht, Bahn um Bahn, die größten Stükke wiegen am Ende mehr als ein Mittelklasseauto – „alles perfekt für den Tag X“, so wie Herr Eilenberger es verlangt.

„Verhüllter Reichstag, Projekt für Berlin“: Das Handwerk hinter dem Kunstwerk kann ganz schön in die Knochen gehen. Zu Ostzeiten, „da war bei 25 Kilo Schluß“, erklärt die Halterin Vera Drubig. Mehr durften Frauen allein nicht heben. „Heute fragt keiner mehr danach“, hat die Näherin Katrin Schumann gelernt. Dem Herrn Christo würde sie am liebsten mal die Meinung husten: „Das hier ist Wahnsinn, ihr seid doch alle verrückt.“

Als das Künstlerpaar an einem Märztag dann vor ihnen stand, da haben sie nur freundlich gegrüßt, die Damen Drubig und Schumann, und brav den Kapper für die Verbindungsnähte hergezeigt. Herr Eilenberger, stolz auf seine sauberen Produktionshallen, hatte kurz vor Eintreffen der exotischen Auftraggeber noch dübeln und gerahmte Christo-Poster an die Wände hängen lassen.

CHRISTO, FOTO: W. VOLZ

Christo-Projekt mit Schirmen (1991): Blau in Japan, gelb in Kalifornien

Die Gäste aus New York nannten einander „Chéri“ und erledigten die Visite mal Hand in Hand wie ein jung verliebtes Paar, mal jeder für sich mit kritisch-freundlichem Bauherrenblick.

Er, der sonst „nur schreit, ohne es zu meinen“ (Jeanne-Claude), meist lächelnd und lobend, hier die Springerin Maria Lehmann („how nice“) für ihr „Knopfloch Spezial D7“, dort aufmunternd zunickend Elke Marszalek und Waltraut Rezec an der zweiten Nähmaschine für ihren Dauerkraftakt mit den Abdeckstreifen, dann wiederum versunken, das Kinn in die offene Hand gelegt, oder staunend wie ein Kind über die großen Folgen einer kleinen Tat.

Sie wirkt abgeklärter, hat offene Augen für konfektionelle Details ebenso wie für die kratzwunden Arme und aluminiumgrauen Hände von „Elki und Walli“, erkundigt sich kritisch nach der Stärke des Nähgarns und spielt gewinnend mit ihren wenigen Brocken Deutsch: „Alles gut, alles schön, alles wunderbar.“ Dann aber braust sie auf, als ein Fotograf den Stoff besteigt und die Kunst mit Füßen tritt: „Stop it“, schreit sie zornig. „Wenn ich das mit Ihrer Kamera täte!“

Nach einer Stunde sitzen die Stippvisitler wieder im Auto und lassen sich zum nächsten Termin fahren. Auch dort wieder die gleichen Fragen und die gleichen Erklärungen: „Nach Ende der Verhüllung werden alle Materialien dem industriellen Kreislauf erneut zugeführt“, lautet das Recycling-Argument als Antwort auf deutsche Umweltsorgen, „bis auf über eine Million Läppchen aus Verhüllungsgewebe, die wir extra anfertigen lassen, um sie gratis an Besucher zu verteilen.“

Nichts bleibt dem Zufall überlassen, wenn ein Christo-Luftschloß wirklich werden soll – außer natürlich der Zufall selbst. Der steht wie immer zwischen Plan und Tat. In Form des Wetters beispielsweise. Wenn erst der Wind dem Phantasiegebäude in die Flanken fährt und sich das Tuch mit einer Segelfläche von Armadagröße reckt und bläht, dann muß die Struktur halten, was die Statik verspricht – damit das Hirngespinst sich nicht als Schreckgespenst erweist. Wie 1991, als ein plötzlicher Sturm in Kalifornien einen der mächtigen Schirme umwarf und eine Frau zu Tode kam.

Es gibt ein Windgutachten, ein Blitzgutachten, ein Materialgutachten zum Steinabrieb, Nachweise der Schwerentflammbarkeit, der Standsicherheit, der Dachentwässerung sowie die Resultate des „einfachen Streifenzugversuchs an textilen Flächengebilden“ nach DIN 53857T1. Es gibt Kontrollen mit Protokollen und Kontrollen der Protokolle

Das gewaltige Gewebe muß scheinbar frei im Wind fließen

und Kontrollen der Kontrollen mit erneuten Protokollen.

Über alles wacht Wolfgang Volz, einer von zwei Geschäftsführern der „Verhüllter Reichstag GmbH“ in Berlin. Der Technikfreak, Exklusivfotograf der Christos, ist der eigentliche Realisator ihres Reichstagsunternehmens. Er steht telefonisch und -faxisch täglich mit New York in Kontakt und dabei ständig im Spagat zwischen ästhetischen Wünschen und technischer Wirklichkeit.

Sein wichtigster Ansprechpartner ist Projektleiter Hartmut Ayrle von der Ingenieurplanung Leichtbau GmbH in Radolfzell am Bodensee, dem die „Ausführungs- und Tragwerksplanung“ obliegt. Unter Ayrles Ägide entstehen die Zeichnungen und Werkpläne, nach denen Christos Ideen umgesetzt werden.

Der Architekt und seine Kollegen, unter anderem Planer und Erbauer des deutschen Pavillons bei der Weltausstellung in Sevilla, hatten anfangs keine Zweifel an ihrer Eignung für das ungewöhnliche Vorhaben. Mittlerweile sind sie schlauer: Auch sie haben die Kompliziertheit der Konstruktion unterschätzt – vor allem aber die ihrer Erfahrung widersprechende Ausgangslage: „The fabric must be flowing freely in the wind“, lautet das Credo der Christos – das Gewebe muß frei im Wind fließen. Es darf also nicht, wie sonst bei Leichtbaukonstruktionen zur Stabilisierung üblich, gespannt sein.

Künstler haben ihre eigenen Gesetze: „Es gibt ein Wort, das wir von Ihnen niemals hören wollen“, schärfen die Christos ihren Auftragnehmern regelmäßig ein: „Es ist das Wort unmöglich.“

Die Kunst der Ingenieure ist der Kompromiß. Auch wenn sie sich das Schönste denken, sie müssen mit dem Schlimmsten rechnen. Basis der Statik im Falle Reichstagsverhüllung ist daher ein System solider Stahlgebilde, die der Optik nicht schaden, sondern sogar dienen sollen. Konzipiert, etwa 85 Tonnen

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

CHRISTO, FOTO: W. VOLZ

Feuerwehrleute ziehen Verhüllungsstoff glatt: „Wie früher beim Kartoffelpicken“

Stoff und Seil auch unter extremen Bedingungen Halt zu geben, soll es dem Gebäude zugleich eine neue klare Form verleihen, die nur noch in ihren groben Konturen an den alten Wallot-Bau erinnert.

Auf diese Weise spielt Christo mit der Wahrnehmung: Durch Betonen der Traufkante zur abgehobenen umlaufenden Linie und gleichzeitiges Verstecken der „Figürle und Männle“ (Ayrle) unter Stahlkäfigen erzielt er Verfremdung und den Kitzel des Déjà-vu in einem: Daß sich Betrachter an etwas erinnert fühlen, was sie nicht sehen, und unwillkürlich nach dem inneren Bild des Gebäudes suchen, steckt hinter der Idee vom „Enthüllen durch Verhüllen“.

Rund 300 Tonnen Stahl von der Stahlbau Zwickau GmbH werden den Reichstag krönen, bevor das Gewebe zum Zuge kommt. Anfangs sei er ja skeptisch gewesen, sagt Mitinhaber Klaus Metz, „was das denn soll, ein Haus zu verpacken“. Aber nun habe er das Gefühl, „allmählich zu begreifen, was Kunst ist: Man muß sich ja mit solchen Sachen beschäftigen, sonst tut man sie mit einem Wort ab“.

Wohl nirgendwo wird das Prinzip des Projekts indes so deutlich wie bei den Seilen – dem insgesamt fast 16 Kilometer langen, 32 Millimeter starken blauen Getäu: Am Schnittpunkt von Kunst und Konstruktion bleibt nichts dem Zufall überlassen, weil nachher alles möglichst zufällig wirken, der verhüllte Reichstag wie ein riesiges, eilig verschnürtes Paket aussehen soll.

Tagein, tagaus tüftelt Jürgen Trenkle, als Ingenieur in Radolfzell speziell für das Tauwerk zuständig, mit Computerhilfe den zentimetergenauen Seilplan aus. Den Betrachtern wird kaum auffallen, daß etwa 300 Einzelstücke Seil mit rund 1000 Spleißen über Fensterhaltesysteme und mit dem Dach verschraubte Seilehaltern die Hülle Stück für Stück am Gebäude halten werden. Gemessen an dessen Volumen werden die 60 Gewerbekletterer, die das Seil montieren sollen, den Zwergen gleichen, die den Giganten Gulliver in Fesseln legen.

Manchmal, wenn sie sich den Seilverlauf einfach nicht mehr vorstellen können und auch ihr Computer nicht mehr weiterweiß, gehen Ingenieur Trenkle und Architekt Ayrle ins Dachgeschoß. Dort steht ein Modell, aus Preßspan gezimmert, zum Teil verhüllt mit einem gelbem Tuch – ein Viertel-Reichstag, maßstabsgetreu, zum Probieren mit einfachen Fäden: „Wenn du da ’n bißle ziehscht“, lautet das Einmaleins der praktischen Badener Kräftelehre, „will hier der Punkt ’naus.“

Den Christos haben die Ingenieure einen großen Gefallen getan mit ihrem Eingeständnis, das Kunstwerk lasse sich im Computer nicht simulieren. Denn

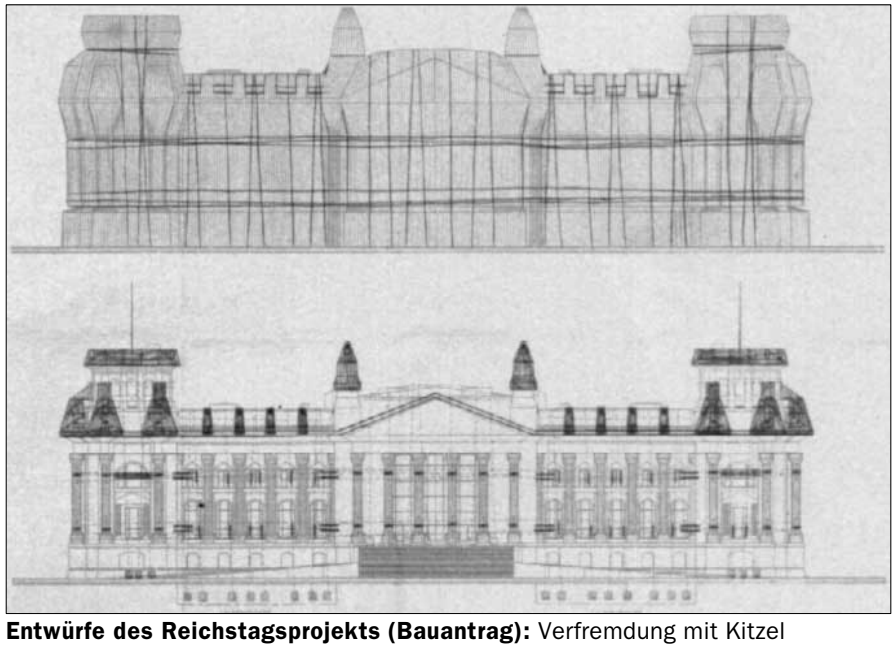
Sie warten gespannt auf den Klang des verhüllten Gebäudes

das Paar versteht sein „Projekt für Berlin“ auch als Demonstrationen der Wirklichkeit an der Schwelle zum virtuellen Zeitalter – als flüchtiges, unwiederholbares Unikat in Zeiten grenzenloser Reproduzierbarkeit.

Und selbst wenn sich ihre Visionen dereinst auf Knopfdruck visualisieren ließen – dem Ehepaar bliebe ein Trost: Jedes ihrer Werke, erzählen sie, habe einen eigenen Klang. „Die Schirme in Japan wie der Gesang der Wale, der laufende Zaun wie die Glocken in einem buddhistischen Kloster.“ Sie können es kaum abwarten zu hören, mit welchem Geräusch sich der verhüllte Reichstag der Welt präsentiert.

Als kürzlich an einem geheimgehaltenen Ort Ingenieure, Monteure, Kletterer, Seillieferant, Bauleitung und Geschäftsführung erstmals zusammentrafen, reisten die Christos eigens für zwei Tage aus New York an, um den Vorproben für den Tag X beizuwohnen.

Ein Probepaneel sollte gefaltet, gerollt, über einem 16 Meter hohen Baugerüst mit zwei nachempfundenen Gau-



CHRISTO

Entwürfe des Reichstagsprojekts (Bauantrag): Verfremdung mit Kitzel

ben abgelassen und mit blauem Tau verschnürt werden – für alle Beteiligten bewegende Stunden: nicht nur, daß böiger Wind und beißende Kälte die Übung am ersten Tag unmöglich machte.

Wer sie noch nicht kannte, konnte die Künstler fürchten und lieben lernen: sie mit emanzipiert-damenhafter Mischung aus Chic, Charme und Biß, überall mitredend, vom konstruktiven Vorschlag zum Vernähen der Bahnen bis zum unermüdlichen Drängen auf Sicherheit, auf Anschnallseile und Helme; er wie üblich stadtneurotisch herumschreiend („Chérie, was ist hier los?“) oder schweigend auf- und abgehend mit kummervoller Miene und zerzaustem Haar, oft abseits der vielen Experten, als müsse er nachdenken: Wie immer macht ihm der Zeitplan Sorgen.

Erst die Hälfte der 70 Paneele ist genäht – die schwersten, die an den 45 Meter hohen Türmen herunterhängen sollen, sind noch nicht fertig.

Auf die wartet hier anderntags auch Werner Braun, „ohne h und von“, mit seinen 15 Kameraden von der freiwilligen Feuerwehr aus dem Nachbarort – allesamt Rentner, Vorruheständler oder Arbeitslose. Sie verdienen sich ein paar Mark nebenher, wenn sie die Lieferungen mit den nur grob zusammengelegten, kleinwagengroßen Stoffballen aus den Nähereien in Empfang nehmen, ausbreiten, glattziehen und, gegen das Knittern, auf den Knien rutschend ordentlich aufrollen. „Wie früher beim Kartoffelpicken für die Schweine.“

In der mächtigen, Tag und Nacht bewachten Halle knien dann die Männer in ihren DDR-Drillichen vor dem Glitzerstoff, die meisten mit Schieber- oder Prinz-Heinrich-Mütze, und verstehen die Welt nicht mehr, die ihnen Wende und Westen beschert haben: „Det war für uns doch allet Utopie“, sagt einer.

„Wenn ick janz ehrlich sein soll“, sagt ein anderer, „denn versteh’ ick nich, wieso die det Geld für so wat raushaun.“

Unter dem gewölbten Dach klingt das Kommando von Feuerwehrchef Braun – „rollt, rollt, rollt uuuund rollt“ – fast wie das Grollen eines nahenden Gewitters. Sonnenstrahlen dringen durch die hohen Fenster und fallen auf die glänzenden Stoffplanen wie auf das ausgebreitete Kettenhemd eines Riesen – ein berauschendes Spiel von kleinen Schatten und großem Licht.

„Man sieht ja noch nich, wat det geben soll“, sagt Lothar Massel, Kraftfahrer und Baumaschinist ohne Arbeit, „aber det ist eben Kunst.“ Neulich habe er ihn im Fernsehen gesehen, „den Herrn Christopher, janz sympathisch“. Da habe er sich gedacht: „Warum eigentlich nich? Jeder hat halt so sein Hobby.“

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Fernsehen

Wenn die Stunde 08/15 schlägt

Rauch und Trümmer, Volkssturmmänner und SS-Schergen, Flüchtlinge und Verfolgte, Leichen, Vergewaltigungen, weiße Fahnen, Besatzerheere, Nylons, Camel, Kaugummi . . . Mehr als acht Stunden lang erinnert das Fernsehen mit süffigen Filmen an das Ende der Nazi-Herrschaft. Doch was hilft die Flut der Bilder gegen das Vergessen?

Komm 8. Mai und mache . . . das Fernsehen wieder grün. So blöd, wie er klingt, ist der Wunsch gar nicht. Man stelle sich vor: Zum 50. Jahrestag von Hitlers Ende würde das Leitmedium Bilder auf den Schirm bringen, die die Seele öffnen, und es würde Geschichten erzählen, die Vergangenheit nicht vergehen ließen. Ein Fest der feinen Beobachtungen gäbe das, der neuen Gedanken, der brutalen Einsichten. Die Entdeckung der Geschichte in Gesichtern, Gefühlen und Landschaften. Die Kunst, mit Bildern zu schweigen, wenn das blinde Entsetzen Bilder eigentlich verbietet. Die Beschwörung der Erinnerung, die die Gegenwart wie ein Blitz erhellt.

Doch so grün schimmert derzeit nur Zukunft, die Fernsehgegenwart liegt grauer vor uns. Sicher: Soviel Aufhebens um die 50. Wiederkehr des Tages, an dem der Faschismus in Deutschland die Macht verlor, gab es zu anderen Dezenniumsfeiern nicht. An die 200 Dokumentationen (siehe Kasten Seite 216) laufen über private und öffentlich-rechtliche Sender. Im „hr2-Radiotag“ senden sie am 7. Mai ein 14stündiges Hörspiel mit mehr als 200 Stimmen. Selbst das Pro-Sieben-Sex-Magazin „Liebe Sünde“ steht nicht abseits und strahlt ein Porträt passend zum Termin aus: „Lust am Überleben – Erinnerungen des schwulen Juden Gad Beck“ (3. Mai, 22.10 Uhr).

Den Mittelpunkt des TV-Gedenkens aber bilden drei aufwendige Filme, die mit Liebe zum Detail Geschichte lebendig machen wollen: „ . . . nächste Woche ist Frieden“ (Sat 1), der Tom-Toelle-Dreiteiler „Deutschlandlied“ (ZDF) und nicht zuletzt Oliver Storz’ „Drei Tage im April“ (ARD).

Gemeinsam ist allen Produktionen, daß sie von Altmeistern der Fernsehkunst geschrieben und inszeniert, mit erstklassigen Schauspielern gedreht und von guten Kameraleuten ins Bild gesetzt wurden. Niemand kann sich über historische Ungenauigkeit beklagen. Da stimmt alles, von der Frisur der tüchtigen Trümmerfrauen bis zum tristen Inneren eines Luftschutzkellers.

Und doch leiden alle diese Erinnerungsübungen – die eine mehr, die andere weniger – an derselben Schwäche: der Unfähigkeit, mit einer Geschichte Geschichte zu erzählen. Selten ist das Dilemma der gegenwärtigen, seriösen deutschen Fernsehkunst innerhalb eines kurzen Zeitraums so deutlich zu besichtigen – die Bilder werden immer schöner und suggestiver, die Inhalte immer berechenbarer, abgenutzter.

Die Zeit unmittelbar vor und nach der Stunde Null ist ästhetisch kein Brachland. In den „Bertinis“ von Ralph Giordano (Regie: Egon Monk) war kaum überbietbar die Lähmung der Verfolgten zu sehen, die mit der Befreiung in dumpfe Wut umschlug. Bernhard Wicki zeigte im Film „Die Brücke“ (Sonntag, 20.15 Uhr, ZDF) auf erschütternde Weise den Fanatismus und die Qualen junger Männer, die als letztes Aufgebot für Hitler sterben.

Rainer Werner Fassbinder setzte mit „Die Ehe der Maria Braun“ den Frauen der Nachkriegszeit ein Denkmal: ihrer Kühnheit, ihrem erwachenden Selbstbewußtsein, ihrem Entwachsen aus der Vormundschaft der Männer. Joseph Vilsmaier schließlich trat in „Rama dama“ den Beweis an, daß selbst unter Trümmern der Trieb lebte.

Und es gibt längst die Ikonographie des fernen, aber dank Film und Fernsehen scheinbar vertrauten Kosmos in den Ruinen: die stets heldischen Trümmerfrauen mit den schönen Gesichtern unterm malerischen Kopftuch; die verhärmten Opfer mit den asketischen Zügen hinter der Nickelbrille; die fetten Nazi-Bonzen; den gütigen, Kaugummi verteilenden schwarzen US-Sergeanten mit Schlag bei deutschen Frolleins; den gewendeten, doch unbelehrbaren Blockwart; den verstörten Hitler-Jungen; den Raffke, der – eben noch Nazi – zielbewußt in die Wirtschaftswunder-Welt umswitcht.

Leider haben kein Autor und kein Regisseur der jetzigen Mai-Feierlichkeiten im Fernsehen damit gerechnet, daß es einen Überdruß an diesen wohl bekannten Ruinenrunen gibt. Statt Klischees zu vermeiden, lassen sie alle Filme auferstehen. Die Stunde Null wird so zur Stunde 08/15.

Das Sat-1-Spiel „ . . . nächste Woche ist Frieden“ aus der Feder von Peter Steinbach (Mitautor der ersten Staffel der Edgar-Reitz-Hunsrücksaga „Heimat“) demonstriert beispielhaft, wie sich eine durchaus originelle Story-Idee im Herunterbuchstabieren sattsam bekannter Szenen – penibler Blockwart, Angst im Luftschutzkeller, Schlangen vor Fleischerläden, vergewaltigende Russen – verliert.

P. W. ENGELMEIER

„Deutschlandlied“-Szene mit Peter Ehrlich, Katja Riemann:

SAT 1

SAT 1

„. . . nächste Woche ist Frieden“-Szenen* „Zu Tränen gerührt“

Nachkriegsepoche als Westernzeit

SDR

„Drei Tage im April“-Star Karoline Eichhorn: Schreie der Gemarterten

Den Kern des Steinbach-Stücks sollten die Tagträume des versteckten jüdischen Mädchens Ruthi Tannenbaum bilden. Um die Einsamkeit zu mildern, spinnt sie sich – ähnlich wie Anne Frank – in eine Phantasiewelt ein, schreibt 288 Briefe an ihre ins Rigaer Ghetto und dann ins Todeslager verschleppte Familie. Sie schickt das Geschriebene niemals ab, und sie kennt die schreckliche Wahrheit, aber die Illusion hilft ihr zu überleben.

Steinbach hat die authentische Geschichte „zu Tränen gerührt“. Tränen aber verschleiern den Blick, und so haben Steinbach und Regisseur Peter Schulze-Rohr ihre Heldin leider aus den Augen verloren.

Statt die phantastische Welt des militärischen Untergangs Berlins mit der Phantasiewelt eines verfolgten Mädchens zu konfrontieren, verheddert sich der Film in den aufwendig realisierten Geläufigkeiten des Stunde-Null-Genres. Das macht ihn harmlos.

Tom Toelle, 63, gehört tatsächlich, wie es in einem Programmbeiheft heißt, „zur ersten Riege der deutschen Fernsehregisseure“. Er bewies mit dem mittelalterlichen Wiedertäuferdrama „König der letzten Tage“, daß er Statistenheere, die Pracht der Kostüme und große Mimen (Mario Adorf, Christoph Waltz) zu packenden Szenen zu vereinen weiß.

Er hat sich in seinem Dreiteiler „Deutschlandlied“ konsequent nicht auf „eine dieser didaktischen, langweiligen

* Mit Judith Klein (oben), Rita Russek (Mitte).

„Hitlerjunge Salomon"-Szene: Phantastische Welt des Untergangs

Geschichten" verlegt, „wo man nach zehn Minuten merkt: Hier will einer erzählen, daß Waisenkinder arme Geschöpfe sind". Toelle bevorzugt das Panorama, das Pandämonium der vielen Figuren. Denn mit dem Kriegsende begann aus seiner Sicht „die Westernzeit Deutschlands, eine gesetzlose Zeit, in der Kraft, Mut und Stärke wichtig waren. Die Amerikaner wissen genau, warum sie über die Westernzeit so viele Filme gemacht haben".

Diese forsche Sicht der Hungerjahre hat denn auch deutliche Spuren im „Deutschlandlied" hinterlassen. Den Toelle-Figuren fehlen die langen Schatten der braunen Vergangenheit. Dem hektischen Aktivismus des Überlebenskampfes sind keine verdrängerischen Züge mehr anzumerken.

Ohne es zu wollen, hält es der Film mit den Tüchtigen. Die Reflexion von deutscher Schuld ist aus diesem opulenten Stück Fernsehen weitgehend emigriert. Statt dessen blicken wir in die schönen Augen der deutschen Wiederaufbau-Frauen, sehen, wie zupackende deutsche Kriegerwitwen und Soldatenfrauen (Ulli Philipp, Katja Riemann) sich an die Moral der neuen Zeit anpassen. Das Leben ging halt irgendwie weiter, heißt die Botschaft des Films. Das haben unsere Eltern und Großeltern auch immer gesagt, wenn wir sie nach der Schuld gefragt haben.

Oliver Storz' Film „Drei Tage im April" ist der einzige fiktionale Beitrag zum 8. Mai, der die Frage nach der Moral deutlich stellt. In einem Dorf an der schwäb'sche Eisebahne kommen in den letzten Kriegstagen drei Viehwaggons mit Elendsgestalten aus dem KZ zum Halten. An Weiterfahren ist wegen der Kriegswirren nicht zu denken.

Die Schreie der Verdurstenden gellen in Bauernstuben, in die Lebensgier und Zukunftsangst der kleinen Leute. Storz' Geschichte ist authentisch. Er hat sie recherchiert, und sie war in der historischen Realität viel schrecklicher, als sie nun im Film zu sehen ist. Außer einem alten Mann hat sich 1945 kein Mensch um die Verschmachtenden gekümmert. Und als die SS-Wachen getürmt waren, schoben die Einwohner die Waggons aus dem Bahnhof und ließen sie auf der Gefällstrecke einfach davonrollen. Niemand weiß heute, was aus den Gemarterten geworden ist. Das Sankt-Florians-Prinzip in seiner verbrecherischsten Variante.

Der Autor mochte die schnöde Schrecklichkeit dieses Stückchens Geschichte so nicht stehenlassen. So erfand er in bester didaktischer Absicht eine Art moralischen Diskurs: Die Einwohner zeigen Ansätze von Hilfsbereitschaft, bringen Nahrungsmittel an den Zug, überreden die SS-Wachen zum Verschwinden, entscheiden sich dann aber doch für die Abschiebung.

Ein Pfarrer kapituliert feige vor der Kirchenobrigkeit, eine junge BDM-Führerin (Karoline Eichhorn) verliert den Glauben an den Führer und die Liebe zur Heimat.

Leider übergießt Storz seinen Film an den entscheidenden Stellen mit dem Öl des Pathos. Wenn die Bewohner vor den Elendswaggons Angst vor der eigenen Courage bekommen, erklingt die Arie aus der Matthäus-Passion „Erbarme dich". Da wird dann das ganze Dilemma der deutschen Bilderseligkeit zum 8. Mai deutlich: das Nicht-schweigen-Können.

Und doch – trotz alledem –, es bleiben einzelne Szenen haften, die das Betrachten aller drei Spiele lohnen: Der Moment, wenn das versteckte jüdische Mädchen nach dem Ende der Nazi-Schrecken den Eltern schreibt, sie könne sie ja nun endlich besuchen, und man in ihrem Gesicht liest, daß sie um deren Tod im KZ weiß. Die „Deutschlandlied"-Szene, in welcher der schwarze US-Soldat sich um ein freundliches Gesicht beim Herunterwürgen des angebotenen Muckefucks bemüht, und das Bild von den furchtsamen Schwaben, die den Waggon mit den Elenden schieben.

Nikolaus von Festenberg

Der 8. Mai im Fernsehen

Fernseh- und Spielfilme

„. . . nächste Woche ist Frieden" (25. April, 21.15 Uhr, Sat 1);

„Hitlerjunge Salomon" (1. Mai, 20.30 Uhr, ARD);

„Georg Elser – Einer aus Deutschland" (3. Mai, 21.45 Uhr, Bayern III);

„Deutschlandlied" (8., 10., 14. Mai, jeweils 20.15 Uhr, ZDF);

„Drei Tage im April" (8. Mai, 20.15 Uhr, ARD).

Dokumentationen (Auswahl):

„Eichmann und das Dritte Reich" (26. April, 0.15 Uhr, ZDF);

„Der Tod lebt weiter – Die Kinder von Auschwitz und ihre Familien" (27. April, 23.00 Uhr, ARD);

„Wir sind keine Verräter – Deserteure und Kriegsdienstverweigerer im Zweiten Weltkrieg" (30. April, 17.30 Uhr, ARD);

„Festung Berlin" (30. April, 20.15 Uhr, ARD);

„Nachtjournal Spezial: Die letzten Stunden im Führerbunker" (30. April, 22.55 Uhr, RTL);

„Letzte und erste Tage – Revue mit Biolek, Wickert" (5. Mai, 20.30 Uhr, ARD);

„50 Jahre nach Kriegsende – Staatsakt aus Berlin" (8. Mai, 18.00 Uhr, ARD);

„Die Freiheit hat Geburtstag – Veranstaltung im Thalia Theater Hamburg" (8. Mai, 20.10 Uhr, ZDF);

„Kurzfilmreihe: Hollywood-Regisseure im Zweiten Weltkrieg" (12., 19. Mai, 23.00 Uhr, 3Sat).

Werbeseite

Werbeseite

Film

Der Anfang am Ende

„Probezeit“. Spielfilm von Chris Menges. Großbritannien 1994.

Seit in Amerika immer mehr Kinder ohne Vater aufwachsen, sprießen und gedeihen dort im Fernsehen Vorabendprogramme, in denen sich fast perfekte Daddies fach- und hausmännisch um den Nachwuchs kümmern. Und während das TV den Ersatzpapa frei Haus liefert, bietet Hollywood, nach dem Muster von „Mrs. Doubtfire“, „Feel-Good“-Filme für Scheidungswaisen auf.

Am Ende ist dabei, nach ein paar Glyzerin-Tränchen, immer alles wunderbar. Keine kindliche Enttäuschung bleibt in den Familienidyllen hängen, schon gar kein Trauer- oder Haßgefühl. Die nächste Folge (oder der Fortsetzungsfilm) darf ohne schmerzhaften Ballast anfangen.

Hätte irgendein Hollywood-Routinier die Geschichte von „Probezeit“ zusammengekleistert, wäre auch dieses neue Vater-und-Sohn-Drama als tragikitschige Nichtigkeit ausgegangen. Allein schon seine Handlung: Einsamer Postbeamter nimmt elfjährigen Heimjungen auf und wird ihm, trotz etlicher Rückschläge, allmählich zum Vertrauten.

Aber „Probezeit“ ist ein britisches Werk, gedreht vom ehemaligen Kameramann Chris Menges („The Killing Fields“). Und in Großbritannien wissen die Kinomacher immer noch, daß Geschichten nur dann erzählenswert werden, wenn sie nicht von Anfang an darauf zulaufen, daß alles prima endet.

Darum betrachten Filmerzähler wie Ken Loach, Stephen Frears oder Bill Forsyth – für die Menges, 53, jeweils mehrere Male die Kamera geführt hat – sehr viel aufmerksamer den Weg, den ihre Handlung nimmt, und nicht allein deren Endpunkt. Darum nehmen sie ihre Charaktere ernster. Und die Wirklichkeit, in der diese leben. Der britische Film blickt auf den Alltag des Landes, statt Traumwelten zu erschaffen.

Menges nun versteht sich auf Bilder besser als auf Worte. Und wie alle, die den Worten nicht recht trauen, erklärt er oft eher zuviel als zuwenig. Doch die Genauigkeit der Bilder bringt den Film wieder ins Lot. Nach und nach entdeckt er das Einzigartige an seinen unscheinbaren Hauptfiguren: Witz, Verletzlichkeit, verborgene Wut und unerwartete Kraft.

Der walisische Dorfpostvorsteher Graham (William Hurt), ein Mann Anfang 40, wirkt wie ein ziemlicher Versager, häßlich, fad, trostlos gekleidet, unbeholfen und vom Leben an den äußersten Rand gedrängt. Wie ausgerechnet er auf den Gedanken verfällt, ein Kind adoptieren zu wollen? Ganz genau weiß Graham das anfangs wohl auch nicht, und erst recht ist es dem verschlossenen, schwierigen Jungen James (Chris Cleary Miles) unbegreiflich, der ihm von Amts wegen zugewiesen wird.

MONARCHY ENTERPRISES

Miles, Hurt in „Probezeit“: Zaghafte Zuneigung

James verehrt seinen echten Vater, einen Kleinkriminellen, der im Knast sitzt, so leidenschaftlich als Helden, daß er entschlossen ist, nie einen anderen an seine Stelle treten zu lassen – schon gar nicht jenen Junggesellen, der ihm zaghaft seine Zuneigung entgegenbringt.

Die Annäherung kostet beide fast ihre ganze Kraft, und aus dieser Erfahrung wird bei James und Graham etwas hängenbleiben, wovon keine „Family Values“-Fabel Hollywoods auch nur eine Ahnung zu geben vermag. Sie haben Verletzungen überstanden, voneinander gelernt, einander ertragen. Am Ende kennt jeder den anderen. Und das ist eigentlich erst der Anfang.

Werbeseite

Werbeseite

Literatur

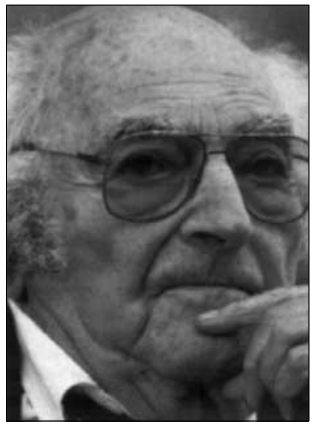
Gespenst des Jahrhunderts

Freimut Duve über Stefan Heyms Roman „Radek“

Duve, 58, ist Bundestagsabgeordneter der SPD und veröffentlichte zuletzt den autobiographischen Essay „Vom Krieg in der Seele“ (1994).

Am Anfang war ein Buch, und seine Autoren sahen ein Gespenst. Sie vermuteten, es ginge um in ganz Europa, sie nannten es Kommunismus. Es dauerte über ein halbes Jahrhundert, bis es aus den Buchdeckeln und theatralischen Beschwörungen heraustrat in die Wirklichkeit.

1848 war das Kommunistische Manifest erschienen. Zu Beginn unseres Jahrhunderts begeisterten sich junge Moskauer und St. Petersburger Intellektuelle für die Idee der Revolution – noch ein Gespenst. Die Literaten und Philosophieadepten, die damals durch Europa eilten, Bücher in den Taschen und Koffern, die schwieligen Hände der Fabrikarbeiter allenfalls vor Augen, sie alle trieb ein gedanklicher Spreng-Stoff um, der tödlich wurde für sie und für das Jahrhundert: Denn die Revolution erlaubte keinen Zweifel. Sie, nicht die soziale Gerechtigkeit oder die konkrete Freiheit der Bürger, wurde der Schlüsselbegriff der Neuesten Testamente. Gestritten wurde, ob sie – messiasgleich – auf einmal käme und überall, oder nur in einem Land, und welches Land schon für sie reif war.



H.-G. OED

Autor Heym

Wer sich ihr entgegenstellte, war entweder ein Dummkopf oder Verräter. Aber auch die Revolution hallte zunächst weit eher zwischen Buchdeckeln als aus Gewehrläufen. Der Erste Weltkrieg brachte den Durchbruch. Woran die deutsche Reichsführung fast ebenso beteiligt war wie die Revolutionsintellektuellen aus dem Schweizer Exil.

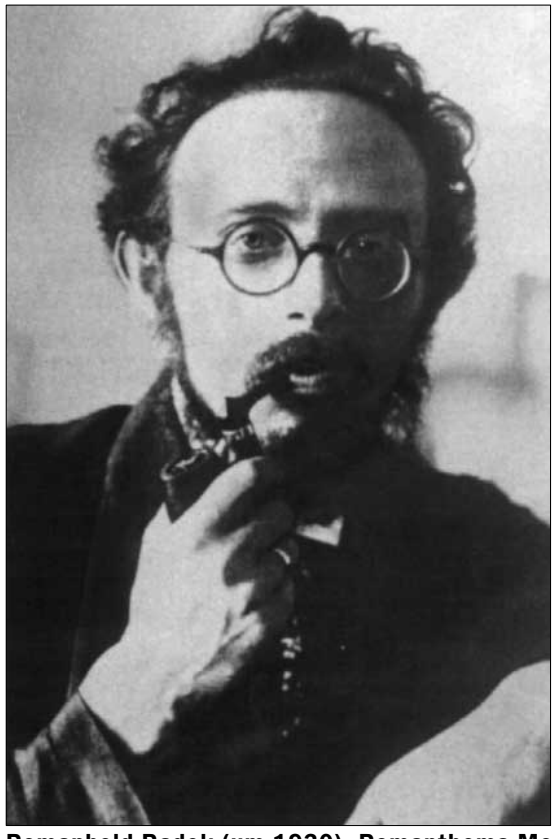
Einer von denen hieß Karl Radek. Der polnische Sozialist, der unbedingt Mitglied werden wollte in der deutschen SPD, der Journalist in Bremen und Göppingen, der Zeitungsmacher in Sachsen, der Revolutionär im Schweizer Exil, der Begleiter Lenins im deutschen Eisenbahnwaggon, der glänzende Revolutionsredner deutscher und russischer Parteitage, der Mitverhandler Trotzkis am Frieden von Brest-Litowsk, der Gegner und Bewunderer Rosa Luxemburgs – dieser gebildete Berufsmarxist geriet schon in den zwanziger Jahren nach Sibirien und später in die – auch für ihn – tödliche Dramaturgie der Stalin-Prozesse.

Und seither immer wieder zwischen die Buchdeckel der Radek-Fans. Vor bald 20 Jahren hat sich der Sozialdemokrat Jochen Steffen, damals vom Politiker zum Schriftsteller gewandelt, an Radek versucht. Jetzt offenbart Stefan Heym, 82, Alterspräsident im Deutschen Bundestag, seine Radek-Zuneigung, in der Form eines umfangreichen Romans**.

Auch am Anfang dieses Revolutionslebens steht übrigens ein Buch: Es heißt „Die Arbeit des Sisyphus“. Es mag im Jahr 1900 oder 1901 gewesen sein, da las der Sohn des jüdischen Postangestellten Sobelsohn aus Lemberg den Roman von Stefan Zeromski. Einer der Romanhelden heißt Andrzej Radek. Und fortan wollte sich der Schüler Karl Sobelsohn nur noch Radek nennen. Literarische Helden der Jugend können das Leben ganz schön durcheinanderbringen.

* 1937 mit Ankläger Andrej Wyschinski (M.).

** Stefan Heym: „Radek“. C. Bertelsmann Verlag, München; 572 Seiten; 49,80 Mark.



ULLSTEIN

SOVFOTO

Romanheld Radek (um 1930), Romanthema Moskauer Schauprozeß*: Katz und Maus mit dem Verfolger spielen

In acht Abschnitten – vom schwierigen Leben in der deutschen Sozialdemokratie, über das Exil in der Schweiz, über Stockholm und Moskau zurück nach Berlin, dort ins Gefängnis, wo ihn die Großen von Walther Rathenau bis Maximilian Harden in der Zelle besuchen – wird das aufregende und traurige Leben noch einmal nachgezeichnet, die Verbannung nach Sibirien, der Schauprozeß in Moskau.

Aber Stefan Heym weiß noch mehr, und das sagt er uns auch ganz deutlich: „Nur ich, der ich ihn besser kennengelernt habe als die meisten, kann berichten, daß er im Moment seines Todes die Stimme seiner Mutter hörte. ‚Lolek, Lieber', rief sie, ‚komm zu mir. Bei mir bist du geborgen.' Oder es war die Stimme Larissas gewesen. Oder auch die seiner Frau Rosa. Und er ging zu ihr." So outet Heym seine ganz eigene Nähe zu seinem Helden am Ende dieser langen Begleitung eines Revolutionslebens, dem auch er sich nahe weiß und vielleicht auch nahe wünscht. Mir scheint, vielleicht näher als allen seinen Romangestalten zuvor.

Ein Bruderroman ist entstanden, oft spannend. Denn das hat keiner der Radek-Biographen so eindrucksvoll in Szene gesetzt: wie der geschundene Held sich vor dem Ankläger Andrej Wyschinski aller Verbrechen für schuldig erklärt und zugleich mit seinem Verfolger Katz und Maus spielt. Wie aus dem Kampf um Leben und Tod ein Theaterstück wird, einstudiert in nächtlichen Verhören und aufgeführt im Gerichtssaal vor der Weltöffentlichkeit. Ernst Fischer, der österreichische Kommunist – er saß auf der Zuschauerbank neben dem Schriftsteller Lion Feuchtwanger –, hat sich später bitter selbst angeklagt, diesem Schauspiel aufgesessen zu sein, das da im Auftrag Stalins inszeniert wurde.

Stalins Leute hatten es verstanden, die doppelbödige verzweifelte Intelligenz Karl Radeks einzuspannen, der selbst in der gemeinsam erarbeiteten Lüge noch versucht, die Revolutionstreue seiner gewundenen und geschundenen Existenz zu beweisen. Selten ist objektiver Verrat an engen Freunden so zelebriert worden, und selten war die intellektuelle Dramaturgie einer Diktatur ein so ekelhafter Komplize des Terrors.

Stefan Heym läßt erkennen, warum damals (1937) der amerikanische Botschafter, warum Lion Feuchtwanger und Ernst Fischer überzeugt wurden von der angeblichen „verbrecherischen Verschwörung der Trotzki-Gruppe". Diese Prozesse dienten ja weit mehr der Verhüllung des Gulag-Terrors und der Massenmorde als der Vernichtung der unmittelbaren Stalin-Gegner.

Und wo der Lenin-Biograph Louis Fischer den Radek kurz und bündig abtut („Am Anfang war er ein revolutionärer

Enthusiast, zum Schluß ein Zyniker, der an nichts und niemand glaubte"), da bleibt Heym seinem Helden treu bis zu den traurigsten Kapriolen des späteren Stalin-Opfers.

Spannend erzählt: die Schweizer Aufgeregtheiten vor Abfahrt des Eisenbahnwagens mit Lenin. Oder die Szenen mit den verunglückten Helfern in Stockholm, etwa Helphand-Parvus, dessen sich Lenin zynisch bediente, um ihn dann fallenzulassen. Die tiefe Verwicklung der deutschen Reichsführung in die hochfliegenden Weltpläne der russischen Revolutionäre. Spannend, aber leider manchmal spannend wie eine schier endlose Telenovela. Wir kennen oder ahnen die nächste Szene. Die Helden stehen unbeweglich, oft glänzend überzeichnet, vor uns – aber wir lernen sie kaum kennen. Auch Heym überspringt nur selten die Hürde aller zeitgeschichtlichen Belletristik. Auch bei ihm bleiben die Figuren allzuoft die Gipsgestalten der Weltrevolution.

Da hat bisweilen die Biographie der Historiker mehr Dichte als die Fiktion des Romanautors. Bei Radek erreicht der große Erzähler Stefan Heym nicht, was ihm bei seinem „Nachruf" mit der Geschichte des Helmut Flieg so meisterlich gelungen war: die kritische Distanz zu einem vom Jahrhundert gezeichneten Leben, seinem eigenen.

Bei Radek geraten ihm viele der wirklichen Näherungsversuche, wenn die überlieferten Historikerszenen durchbrochen werden sollen, eher bemüht. Etwa das berühmte Telefongespräch im November 1918 mit Hugo Haase in Berlin, als Radek, freudig erregt, der jungen deutschen Revolution aus dem ausgezehrten Moskau Nahrungsmittel schikken will und Haase berichtet, man habe bereits Nahrungsmittel von Woodrow Wilson angeboten bekommen. Bei Lenins Biographen Louis Fischer ist diese Szene und Radeks Empörung über solchen Verrat knapp geschildert. Schriftsteller Heym dagegen weiß sogar, was Radek nach solcher Abfuhr denkt:

> In Haases hochmütigen Worten war der große Plan erkennbar geworden, den sie da im Westen jetzt ausheckten: Sie würden das Reich, das geschlagene, knapp, aber doch bei Menage halten und zugleich die deutsche Revolution an die Kandare nehmen, viel brauchte es sowieso nicht dazu, und versuchen, des Kaisers altes Heer . . . wieder gen Osten marschieren zu lassen wie anno vierzehn – jetzt aber im Bund mit dem Westen und um den Sozialismus . . . zu zertreten unter ihren genagelten Stiefeln.

Hugo Haase hatte nur wissen lassen, daß man aus dem hungernden Moskau kein Getreide wegnehmen wolle, wenn Wilson es aus dem reichen Amerika anbiete. Im O-Ton Heym-Radek wird daraus die Verschwörung linker Sozialdemokraten mit dem Westen.

Daß der allwissende Erzähler mal im Kopf, mal im Herzen Karl Radeks zugange ist, sich dann auch in Lenins Hirn oder in Rosas Zorn für einige Minuten häuslich niederläßt – das mag ja noch angehen. Aber muß die klassenkämpferische Darstellung der Heym unange-

BESTSELLER

BELLETRISTIK

1	**Gaarder: Sofies Welt** Hanser; 39,80 Mark	(1)
2	**Gaarder: Das Kartengeheimnis** Hanser; 39,80 Mark	(2)
3	**Eco: Die Insel des vorigen Tages** Hanser; 49,80 Mark	(3)
4	**Tamaro: Geh, wohin dein Herz dich trägt** Diogenes; 32 Mark	(4)
5	**Høeg: Fräulein Smillas Gespür für Schnee** Hanser; 45 Mark	(5)
6	**Fosnes Hansen: Choral am Ende der Reise** Kiepenheuer & Witsch; 45 Mark	(6)
7	**Allende: Paula** Suhrkamp; 49,80 Mark	
8	**Haslinger: Opernball** S. Fischer; 44 Mark	(8)
9	**Walters: Die Bildhauerin** Goldmann; 39,80 Mark	(7)
10	**Noll: Die Apothekerin** Diogenes; 36 Mark	(9)
11	**Proulx: Schiffsmeldungen** List; 39,80 Mark	(15)
12	**Pilcher: Das blaue Zimmer** Wunderlich; 42 Mark	(10)
13	**Morgan: Traumfänger** Goldmann; 36 Mark	
14	**Grisham: Der Klient** Hoffmann und Campe; 44 Mark	(11)
15	**Follett: Die Pfeiler der Macht** Lübbe; 46 Mark	(12)

nehmen Tippelbrüder der Revolution so peinlich platt sein: Muß der Hausrock der wohlhabenden Frau Fürstenberg „nerzverbrämt“ sein, „um die schlanke Figur gehüllt“? Muß die „Zofe getrippelt“ kommen? Müssen sich Leute, die über Geld verfügen, unbedingt „zum Five o’clock tea“ treffen? Und muß die Zofe ein „Wägelchen mit Champagner und Kognak in den Salon“ schieben?

Bei dem Irrleben des Karl Radek, wie es Stefan Heym schildert, treten zum erstenmal die Frauen deutlich hervor: Rosa, die Ärztin und Ehefrau, Larissa Reissner, die Journalistin und Geliebte, Ruth Fischer, die Gegnerin, Rosa Luxemburg, die Bewunderte. Das ist gut.

Aber schlecht ist, wie. Man möchte diese Frauen heute, 1995, vor beiden, vor Karl Radek und vor Stefan Heym, in Schutz nehmen – allzusehr sind sie dienstleistende Kulisse für den revolutionären Mann. Die „Balabanoff“ aus der Schweiz taucht in Stockholm auf: „Als er zu ihr gelangt war, erhob sie sich feierlich, trat um den Tisch herum, breitete die Arme und drückte ihn an ihre Brust; ihr Duft, teils körpereigen, teils Eau de toilette, umgab ihn, und er spürte, wie ihre Wange sich weich gegen seinen Backenbart preßte.“ Frauen als Staffage der Revolution. Frauenkörper als Duftstoff für den Revolutionär.

Als Heym, der ehemalige amerikanische Offizier, der deutsche Jude, der internationale Kommunist, seine verhaltene Eröffnungsrede als Alterspräsident des neuen Bundestages hielt, blieben die Gesichter vieler meiner Kollegen versteinert, und ihre Hände lagen wie Blei auf den Pulten, als einige von uns klatschten.

Revolutionäre wie Karl Radek hielten nichts von der parlamentarischen Demokratie. Auch diese Verachtung des Parlaments ist ein Kapitel im Drama dieses Jahrhunderts. Ihre Kopfgeburt, die Fälschung, die sie damals Revolution nannten, wird bald verschwinden in den Buchdeckeln. Zu Jubiläumsjahren wird in Moskau, in Berlin nur noch matt gestritten werden, wessen wir uns erinnern sollen, wie der Opfer, wie der Täter, wie all der vielen, die beides waren.

Ich habe ein absurdes Bild im Kopf: Aus den St. Petersburger und Moskauer Wirren wäre eine moderne demokratische russische Republik entstanden. Und irgendwann hätten sich Lenin und Radek, Trotzki und Bucharin von ihrer schrecklichen Idée fixe befreien können. Und Radek wäre als uralter Mann in das demokratische Parlament der russischen Republik eingezogen (sagen wir 1966 – er wäre dann genauso alt gewesen wie sein Bewunderer Stefan Heym 1994), und er hätte die Eröffnungsrede gehalten.

Wie hätte sich das Moskauer oder St. Petersburger Bürgertum wohl verhalten? Und wie der vielleicht aus Prag oder Chicago oder Berlin angereiste Stefan Heym? Hätten sie alle geklatscht, daß dieser Spuk endlich auch aus Radeks klugem Kopf gewichen ist? Dumme Frage, ich weiß. Aber *eine* dumme Frage muß für jeden frei sein, angesichts der bis heute glühenden Landschaften, die dieses Kopf-Gespenst Revolution hinterlassen hat.

SACHBÜCHER

1	**Wickert: Der Ehrliche ist der Dumme** Hoffmann und Campe; 38 Mark	(1)
2	**Carnegie & Assoc.: Der Erfolg ist in dir!** Scherz; 39,80 Mark	(2)
3	**Friedrichs,** mit Wieser: **Journalistenleben** Droemer; 38 Mark	(4)
4	**Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!** Scherz; 44 Mark	(3)
5	**Paungger/Poppe: Vom richtigen Zeitpunkt** Hugendubel; 29,80 Mark	(6)
6	**Ehrhardt: Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin** W. Krüger; 29,80 Mark	(5)
7	**Ogger: Das Kartell der Kassierer** Droemer; 38 Mark	(7)
8	**Kelder: Die Fünf „Tibeter“** Integral; 19 Mark	(9)
9	**Preston: Hot Zone** Droemer; 39,80 Mark	(8)
10	**Gorbatschow: Erinnerungen** Siedler; 78 Mark	
11	**Mandela: Der lange Weg zur Freiheit** S. Fischer; 58 Mark	(10)
12	**Ogger: Nieten in Nadelstreifen** Droemer; 38 Mark	(12)
13	**Jong: Keine Angst vor Fünfzig** Hoffmann und Campe; 44 Mark	(13)
14	**Paungger/Poppe: Aus eigener Kraft** Goldmann; 39,80 Mark	(14)
15	**Scholl-Latour: Im Fadenkreuz der Mächte** C. Bertelsmann; 44 Mark	(11)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin *Buchreport*

Theater

Zarter Seelenlärm

Verteufelt human: Peter Zadeks Inszenierung von Harold Pinters „Mondlicht“ für Hamburg und Berlin.

Peter Zadeks Abschiedsgruß an das Berliner Ensemble ist milde. Der Schock des eisigen Ostens sitzt ihm noch in den Knochen. Humor und Geduld, sensible Gesten und feineres Gefühl, all dies fehlte dem Intendanten Zadek in der Diaspora am Schiffbauerdamm schmerzlich, er war allein unter den als finster empfundenen Gesellen, mit denen er das Haus zu teilen hatte.

Jetzt hat Zadek, 68, Menschlichkeit wenigstens auf die Bühne gebracht (und als deutschsprachige Erstaufführung letzten Donnerstag zunächst am Hamburger Thalia Theater vorgestellt). Das Stück seiner Wahl eignet sich dafür. Auf den ersten Blick.

Denn als Harold Pinters „Mondlicht“ im Dezember 1993 am Londoner Almeida Theatre uraufgeführt wurde, waren sogar die britischen Kritiker überrascht. Ein viel schärferes Comeback hatten sie von ihrem größten Gegenwartsdramatiker erwartet – sein letztes abendfüllendes Werk „Betrogen“ lag damals 15 Jahre zurück. Zwischendurch hatte Pinter vor allem als politischer Wüterich von sich reden gemacht, der den Thatcherismus und die amerikanische Außenpolitik scharf verurteilte.

Pinter-Stück „Mondlicht“*: Gesellschaft leisten beim Sterben

Dergleichen spielt in „Mondlicht“ keine Rolle. Das Stück handelt vom Sterben, genauer: vom Sprechen über den Tod.

Im Mittelpunkt steht ein Paar, der Sterbende und seine Frau. Sie leisten einander Gesellschaft, er ihr beim Stikken, sie ihm beim Sterben. Er liegt, sie sitzt, man unterhält sich.

Drei Kinder haben die beiden: ein Mädchen, das dem Vater einen kleinen Schritt voraus ist – sie ist gestorben vor Jahren, eine Erscheinung jener anderen Welt, über deren Beschaffenheit der Sterbende sich noch im unklaren ist. Außerdem zwei Söhne, armselig im Geiste, reich in der Verstellung. Sie fristen ein kümmerliches Leben, erproben sich in pathetisch-leeren Grabansprachen und klagen über eine Erbschaft, die enttäuschend ausfiel. Der Vater möchte sich von ihnen verabschieden. Doch sie werden nicht kommen. Obgleich sie auf der Bühne nur meterweit entfernt sind vom Sterbebett des Vaters.

Statt ihrer treffen andere ein: jene Dame, die der Sterbende früher geliebt hat, jener Herr, den seine Frau ehedem begehrte. Ein Paar. Banale Menschen. Dummstolz loben sie ihr gelungenes Leben, die gelungene Renovierung ihres Landhauses, die gelungenen Kinder. Sie entzaubern, was dem Sterbenden als Letztes geblieben war: die Erinnerung.

Das Gespräch zwischen dem Sterbenden und seiner Frau ist ein kämpferisches Ritual. Auf jede liebevolle Geste folgt ein Säbelhieb. Die Waffe der Frau ist die Sprache. Sie wird überleben – zunächst, das ist ihr Triumph, und sie kostet ihn aus.

Rachegefühle und Angst vor dem bevorstehenden Verlust, emotionale Nähe und nüchterne Aufrechnung der erlittenen Verletzungen sind voneinander nicht zu lösen, keines der Gefühle dominiert. Eine Gespanntheit, aus der Witz aufblitzt. Bei Pinter.

Bei Zadek überwiegt das Humanitäre, die Pietät. Angela Winkler, die Frau, ist, noch wenn sie ihre stechenden Bosheiten auf den Moribunden niedersausen läßt, ein Engel des Trostes und der Trostbedürftigkeit. Ein bißchen irre – das beweist schon der wie von einer brutal gutmeinenden Pflegerin gezogene Scheitel. Verrückt auflachend,

FOTOS: R. HECKE

„Mondlicht“-Szene*: Dummstolz das Leben loben

* Oben: mit Michael Degen, Angela Winkler; unten: mit Dominique Horwitz, Eva Mattes, Johannes Silberschneider.

spricht sie aus, was er nicht hören will: „Mit ihm ist es bald vorbei.“ Aber sie ist auch furchtbar vornehm. Wenn ihr Mann fäkal pöbelt, zuckt sie zusammen.

Winkler spricht, wenn sie gemein sein muß, wie auf einem Podium und ohne ihr Opfer anzuschauen. Danach seufzt sie. Es paßt so gar nicht zu dieser Mater dolorosa, daß sie einmal auf das Bett springt, um den matten Mann ein letztes Mal zu fellationieren. Es paßt auch so gar nicht zu ihr, daß sie eine Schnapsflasche an den Mund preßt, wenn der Mann den Kopf erschöpft zur Seite dreht.

Sie ist eine fulminant Leidende; ergeben in jenes trübe Schicksal, das ihr Söhne bescherte, die auf die telefonische Mitteilung, dem Vater gehe es sehr schlecht, so tun, als habe sie sich verwählt – und einen Waschsalon am Apparat.

Die Menschlichkeit, die Zadek angeweht hat, rückt das Stück in die Nähe von Arthur Millers „Tod eines Handlungsreisenden“ aus dem Jahr 1949, als das Sozialkritische noch geholfen hat. Zadek schaufelt die Abgründe innerhalb der Pinterschen Dialoge zu, kittet die Brüche mit seinem Bedürfnis nach Harmonie.

War bei der Uraufführung in London der Sterbende auffallend gut bei Kräften und sein Sterben weniger körperlicher Verfall als unerklärliche Entscheidung des Schicksals – ein böser Witz also –, so schleppt sich jetzt Michael Degen kraftlos und sichtbar todkrank über die Bühne. Das wärmende Mitleid, das er weckt, erstickt die Komik des Widerspruchs.

Auch die Söhne, deren absurde Konversation bei Pinter an die ausgehöhlten Formeln erinnert, mit denen Veteranen ihre glorreiche Vergangenheit beschwören, wirken bei Zadek, als hätten sie das Gefühl der Liebe zu den Eltern nur verdrängt, nicht verloren.

So gemütlich empfindet Pinter nicht. Ihm geht es mehr um funkelnde Desillusionierung als um wattige Melancholie. Als er „Mondlicht“ in einem Zug niederschrieb, war ihm zumute, als sei er „auf eine Goldmine gestoßen“.

Zadek, unterstützt von seiner Übersetzerin und Lebensgefährtin Elisabeth Plessen, schwächt die kühle Freude an der Erkenntnis, daß es keine zweite Wirklichkeit gibt hinter der Sprache, mit Sentimentalität. Seine Menschen sind viel besser und edler, als sie zu sein vorgeben.

Kommenden Mittwoch wird „Mondlicht“ auf jener Berliner Bühne vorgestellt, die auch das Erbe Brechts verwaltet und an deren Zuschauer sich Zadeks Botschaft richtet. Dort wollte er den Boden bereiten für Freundlichkeit. Er ist schnell gescheitert. Man wird seiner mit Nachsicht gedenken. *Doja Hacker*

Pop

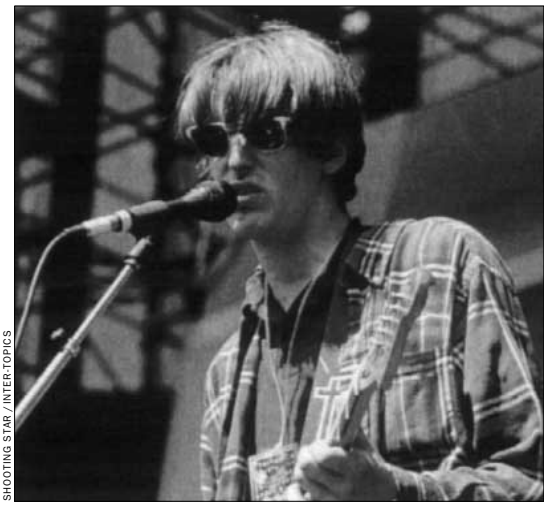
Rausch im Supermarkt

Sie geben sich als intellektuelle Eierköpfe, und doch gelten die Helden der US-Band Pavement als große Hoffnung des Rock'n'Roll.

An guten Tagen spielt Stephen Malkmus gern den Mode- und Lebensberater. Dann schreibt er Songs, deren Titel dazu angetan sind, orientierungsbedürftigen jungen Menschen den Weg zu weisen: „Cut Your Hair" zum Beispiel war im letzten Jahr ein wuchtiger, auch im Musikkanal MTV ausgiebig gespielter Hit – und zugleich die grimmige Aufforderung an alle langhaarigen Holzfällerhemdträger zwischen Seattle und Stuttgart, sich zusammenzureißen: Endlich sollte Schluß sein mit Slacker-Melancholie und Grunge-Depression.

Nun schlägt Malkmus, 27 und als Kopf der US-Band Pavement mittlerweile ein echter Popstar, noch kämpferischere Töne an: „Fight This Generation" heißt eine Nummer auf der gerade erschienenen jüngsten Pavement-Platte „Wowee Zowee", und auch wenn Malkmus den Text seines Songs derart dahinnuschelt, daß nicht so genau zu verstehen ist, gegen welche Generation es eigentlich loszuschlagen gilt, machen harte Gitarrenriffs und schroffe Rhythmusbrüche die Botschaft klar: Die Weinerlichkeit ist aufgebraucht, es kommt eine – hoffentlich – bessere Zeit.

Manchmal allerdings erwischt Malkmus, den Kritiker amerikanischer, deutscher und französischer Musikblätter gern als „Zukunft des Rock-'n'-Roll" feiern, einen schlechten Tag. So wie an diesem regnerischen Morgen in einer Hamburger Hotellobby, wo er ziemlich mürrisch und mit einer strengen Studentenbrille im Milchgesicht vor einem Orangensaft sitzt und widerwillig Auskunft gibt über seinen frischen Ruhm: „Uns geht es um Musik, Mann!" schnauzt



SHOOTING STAR / INTER-TOPICS

Rocksänger Malkmus
„Keine Kastrationsangst"

er, „und die Kerle von der Presse reden immer nur vom Erfolg."

Malkmus, im kalifornischen Stockton aufgewachsen und neuerdings an Amerikas Ostküste zu Hause, gefällt sich in der Rolle des gebildeten Tüftlers und Sound-Archäologen, und deshalb kramt er nun minutenlang in einer zerschlissenen Umhängetasche und fördert eine Platte der deutschen Band Popol Vuh aus dem Jahr 1971 hervor. „Unglaublich schöne, unglaublich seltsame Musik", schwärmt er.

Nicht ihr Sinn fürs Obskure, sondern das Gespür für die richtige Haltung im richtigen Augenblick haben Malkmus und seine vier Pavement-Kumpane zu Idolen des Independent-Rock gemacht.

R. TRADE

Malkmus-Band Pavement
Die Weinerlichkeit ist aufgebraucht

Vor dem Hintergrund schleppender, immerzu auf maximale Reduktion bedachter und oft wunderbar melodischer Arrangements erzählen Pavement vom Stilwirrwarr und den Sehnsüchten dieser Tage – und kleiden ihre freundliche Verachtung fürs Musikgeschäft in sarkastische Texte. „There is no castration fear“, verkündet Sänger Malkmus mit gelangweilter Stimme gleich in der ersten Songzeile des neuen Albums – auch in der Erfolgsmühle des Musikgeschäfts fürchtet der Mann nicht um seine künstlerische Potenz.

Dieser Gestus des souveränen Auftrumpfens und der milden Arroganz ist es, der den Rezensenten der Fachwelt imponiert. Allein Pavement sei die Erfüllung der anerkannt monströsen Aufgabe zuzutrauen, „den Rock vor der endgültigen Verblödung zu retten“, behauptet etwa die Berliner *taz*. Und das US-Fachblatt *Spin* ließ angesichts der „jungenhaften Charmebolzen“, die sich da anschickten, „den heiligen Gral der Rockmusik zu stürmen“, alle kritischen Bedenken fahren: „Vielleicht ist das ja gar keine so blöde Idee.“

Malkmus selbst sind solche Errettungs- und Eroberungsphantasien reichlich fremd. „Mein Gott, ich weiß überhaupt nicht, was in diese Burschen gefahren ist“, kommentiert er die Lobhudel-Poesie vieler Musikjournalisten, die sich durch die Pavement-Klänge zu absurden Vergleichen mit den Beatles oder den Kinks, mit besten Platten von R.E.M. oder Creedence Clearwater Revival animiert fühlen. „Unsere Musik soll vor allem Spaß machen“, sagt er, „und schon deshalb sind wir wie tausend andere Bands.“

Derlei verschlurftes Understatement zeichnet auch die besten Pavement-Songs aus: Ein scheinbar desinteressiertes, müdes Herumlungern in den Ruinen der Rockgeschichte, das sich, so der erste Eindruck, weder um die staunenswerte Verführungskraft der eigenen Melodiefunde noch um die Bedeutung der meist lässig hingeworfenen Textbrocken schert – tatsächlich aber sind die Pavement-Musiker Virtuosen, die mit vorbildlicher Detailwut die Idee des perfekten Popsongs verfolgen.

Augenblicksdevisen, die nur einen Song lang Gültigkeit beanspruchen

Es gebe so verdammt viele verbrauchte Wahrheiten, seufzt Stephen Malkmus in seinen im CD-Booklet abgedruckten Notizen zu „Wowee Zowee“, und mit all diesen Wahrheiten gehe es ihm „wie mit Versen, die man irgendwoher geklaut hat – du weißt, sie werden dir niemals weiterhelfen“.

Könnte sein, daß eben diese Skepsis, für die der Sänger mitunter als übler Zyniker beschimpft wird – er selbst spricht lieber von der „Unfähigkeit, an irgendwas zu glauben“ –, das Provozierende an Pavement ausmacht: Nicht um die Definition irgendwelcher generationseinenden Lebensziele geht es Malkmus und seinen Gefährten, sondern um die Formulierung von Augenblicksdevisen, die schon einen Song später keine Gültigkeit mehr beanspruchen: Fünf intellektuelle Eierköpfe spielen Einkaufsrausch im Pop-Supermarkt.

Dabei verlieren sie gelegentlich die Orientierung. Live-Auftritte der Band geraten nicht selten zu kakophonischen Exzessen, bei denen die auf Platte sorgsam geordneten Songstrukturen in Richtung Chaos zerfasern. Im Juli sollen Pavement auf Konzerttour nach Deutschland kommen, Stephen Malkmus aber mag keine Besserung geloben: „Wir versuchen nun mal, in jedem Moment alles zu geben – und manchmal ist das ein bißchen zuviel.“

Lebenskunst

Ehret den Seitensprung!

Cora Stephan über die Ehe und das unglückliche „Glück der Geliebten“

Innigliche Bitte, die Unauflöslichkeit der Ehe wiedereinzuführen sowie den Einsatz moderner Kommunikationsmedien wie Telefon und Fax im Liebesverkehr strikt zu untersagen: Denn soviel Verfall der guten Sitten war nie.

Fremdgehende Ehemänner klingeln während der klandestinen Liebesreise vom Bad aus die Ehefrau an (Telefone finden sich ja heutzutage neben jedem besseren Hotelklo), deren kosmetische Luxusartikel sie schon mal mit der Kreditkarte der Geliebten bezahlen. Mit ihnen die Ehe brechende weibliche Singles mutieren im Laufe der Zeit von der frohen, Freiheit und Abenteuer versprechenden Gefährtin zur ewig mißtrauischen und zunehmend verhärmten Heulsuse, die nur eines will: das werden, was er soeben mit ihr betrügt – die Ehefrau. Wobei das Elend nicht aufhört, wenn sie es endlich geworden ist.

Denn dann hat er sich die alltägliche Inquisition an den Hals geholt. Verdientermaßen. Denn wer wüßte besser als der Scheidungsgrund, welche Tricks der Herr drauf hat, um die Rechtmäßige über die Existenz einer Nebenbuhlerin hinwegzutäuschen?

Im Interesse aller Beteiligten: eine neue Etikette in Sachen Seitensprung muß her. Denn für die anhaltende Konjunktur dieses Phänomens spricht viel, ja: zunehmend mehr – überall, wo es Ehe gibt. Der Seitensprung gehört zur rechtmäßigen Verbindung zwischen Mann und Frau ebenso wie das rührende Ideal ehelicher Treue, auf das kein moderner Romantiker jemals verzichten würde – bis daß der Tod euch scheidet.

Unsere Altvorderen mußte der Schwur lebenslanger Treue bei weitem nicht so schrecken wie uns Langlebige heute. Anhaltende eheliche Treue, womöglich ein halbes Jahrhundert lang? Schwer vorstellbar in einem Land, in dem schon, „wenn der kleine Hunger kommt“, Maßnahmen zu seiner sofortigen Befriedigung angesagt sind. Immer gleich Scheidung, sobald es passiert? Zu teuer, vor allem für ihn.

Die Disziplin des Seitensprungs aber, so lesen wir in einem Bekenntnis-Essay von Annette Meyhöfer, läßt viel zu wünschen übrig**.

Der Haupttrend, trotz weiblicher Emanzipation: Männliche Gefühlsparasiten beuten schwerarbeitende Single-Frauen aus, die leider nicht immer jene gelassenen Zynikerinnen, jene „schönen, trinkfesten und wortgewaltigen Frauen“ (Meyhöfer) sind, wie man sie sich wünschte. Die Geliebten von heute pflegen vielmehr ganze Freundeskreise mit ihrer unendlichen Leidensgeschichte zu verschleißen – Kompensation, wahrscheinlich, für die unschöne Tatsache, daß, während die Ehefrau zuwenig weiß, die Geliebte stets zuviel erfährt: über die Vorlieben und Empfindlichkeiten der anderen wie über die gebotenen Rücksichtnahmen ihr gegenüber.

AKG

Seitensprung im Salonstil*
Losgelöst von allem Irdischen

Gefühlsschlamperte Männer sind nicht selten Helden der Diskretion gegenüber der Gattin und Weltmeister der Beziehungslogistik, ersparen aber der Geliebten nicht einmal die brutale Tatsache, daß die Ehefrau auf denselben Kosenamen hört. Und während die Angetraute von nichts weiß, erfährt die Geliebte von der Tatsache des ehelichen Vollzugs spätestens dann, wenn er mit der charmanten Lüge kommt, er habe dabei stets an sie gedacht. Der Gattin wird Ehrlichkeit gewißlich nicht zuteil, wohl aber Rücksichtnahme. Das ist auf die Dauer vorzuziehen.

Je länger die Liebschaft währt, desto geringer sind gemeinhin die Chancen auf eine Statusveränderung. Denn im Zeitalter der modernen Kommunikationsmittel können sich frustrierte Geliebte zu einer wahren Pest entwickeln, zu Telefonterroristinnen und Faxfetischistinnen.

Dafür, daß sie ein ganzes Wochenende, Ostern, Weihnachten und die Familienferien halbwegs überstehen, ohne sich die Pulsadern aufzuschlitzen, am Urlaubsort aufzutauchen und das Kind zu entführen oder die heimische, gepflegte Doppelhaushälfte anzuzünden, rächen sie sich mit der strapaziösen Forderung nach fernmündlicher oder schriftlicher Omnipräsenz des Geliebten während der normalen Bürozeiten.

Und er ist ja wirklich, dank moderner Kommunikationstechnologie, stets und ständig erreichbar. Gerechte Strafe: Wer in Gegenwart der Geliebten die Ehefrau anruft, verdient auch nichts anderes als permanente Telekommunikation und die Anrede „Babylein“.

Die Geschichte, die auch Meyhöfer, tief aus hamburgischer Kulisse, erzählt, ist zigmal durchgespielt und folgt der immer gleichen tristen Dramaturgie. Während die Ehefrau in der Gewißheit klarer Verhältnisse Spielräume läßt, wird just die Geliebte zur einkreisenden Hyäne – ausgerechnet jene Lichtgestalt, die sich doch einstmals mit dem Programm einer Neigung empfahl, die losgelöst von allem Irdischen, frei von steu-

* Albumblatt, 1908, illustriert von Ferdinand von Reznicek.
** Annette Meyhöfer: „Vom Glück der Geliebten“. Rowohlt Verlag; 140 Seiten; 26 Mark.

erlicher Veranlagung und häuslicher Verpflichtung, jenseits von Alltag und Gewohnheit sei.

Recht eigentlich verkörpert die Geliebte das Ideal der bedingungslosen Liebe. Doch auch die idealistischste aller Liebhaberinnen wird sich nach ein bis eineinhalb Jahren nicht wiedererkennen. Aus der Traumfrau ist eine verhängnisvolle Affäre geworden, die den Mann an das erinnert, wovon er reichlich hat: seine Schuldgefühle. Jetzt ist die betrogene Ehefrau zum Hafen der Entspannung geworden, es sei denn, das unverzeihliche Ungeschick ist passiert, und sie hat die Sache erfahren – und ist auch noch unklug genug, sich das anmerken zu lassen.

Was ist aber mit Ninon de Lenclos? Oder mit der Pompadour? Die Kurtisanen und Mätressen, die machtvollen Frauen früherer Zeiten und Salons helfen uns heute nicht weiter. Damals mochte Warten, monatelang, noch die helle Freude gewesen sein, als die Geliebte zünftig ausgehalten wurde, mit Haus, Gesinde und Pferdegespann, im Weinkeller die Grand Crus! Und als kein Gedanke an die teuflischen Unmittelbarkeitsmaschinen Telefon und Fax war.

C. KELLER / GRÖNINGER

ACTION PRESS

Seitensprung-Kennerinnen Meyhöfer, Stephan
Die Traumfrau als fordernde Hyäne

Bei Nichtgefallen, Balzac weist darauf hin, war sie zwar womöglich „wieder zu Fuß“. Aber dem neumodischen romantischen Liebesideal verdanken wir, daß moderne Geliebte auch noch freiwillig auf jene Annehmlichkeiten verzichten, die sich früher ihnen gegenüber gehörten.

Die Geliebte ist im Zweifelsfall die radikalste Verfechterin des Instituts der Ehe. Und recht hat sie: Nichts spricht gegen diese sinnvolle, überlebenspraktische und ökonomische Einrichtung, außer ihrer Überfrachtung durch das Ideal der romantischen Liebe, das sich im 19. Jahrhundert durch die unselige Vorstellung verfestigte, die Ehe als Lebensform müsse auf stets anhaltender wechselseitiger Liebe und erotischer Anziehung gegründet sein.

Seither erst ist das, was früher dazu gehörte – der Seitensprung –, zur Gefahr (für Männer mehr als für Frauen), zur Konkurrenz, ja zum Präludium einer Alternative geworden. Ganz zu Unrecht: Denn nichts ist anstrengender als die Kombination von Lebensform und Leidenschaft, jene permanente Ausnahmesituation, die nun einmal für die lange Dauer nicht geeignet ist. Mein Gott, man hat ja auch mal was anderes vor.

Daß die moderne Geliebte unermüdlich auf ihre Abschaffung hinarbeitet, ist tragisch. Retten wir sie also! Das Rezept ist bewährt und allgemein bekannt: Nur durch den festen Schwur, daß die Ehe unauflösbar sei, erfährt die Geliebte Aufwertung und verliert jene von hohen Scheidungsraten genährte Hoffnung auf Veränderung, die ihr unweigerlich zur Agonie gerät. Denn, Freundinnen: Er wird sie nie verlassen. Und wenn doch, betrügt er später euch.

Werbeseite

Werbeseite

Sportmedizin

Gefahr für Spitzensportler

Dreimal hat er die Tour de France gewonnen, zweimal die Weltmeisterschaft der Radprofis – dann mußte Greg LeMond, 33, erfolgreichster US-Radrennfahrer aller Zeiten, seine Karriere plötzlich beenden. Grund für den Rücktritt im Dezember letzten Jahres, so meldete jetzt das amerikanische Wissenschaftsblatt *Scientific American*, sei die Tatsache gewesen, daß die Zellen von LeMonds Skelettmuskulatur bei hoher Belastung nicht mehr in der Lage waren, den für die Energieerzeugung notwendigen Sauerstoff aufzunehmen. Es sei das erste Mal, erklärte LeMonds Ärztin Rochelle Taube vom Minneapolis Sports Medicine Center, daß eine sogenannte mitochondrische Myopathie bei einem Spitzensportler diagnostiziert wurde. Meist seien von dieser noch weithin rätselhaften Krankheit befallene Patienten „kaum in der Lage, sich zu bewegen, davon betroffene Kinder müssen sterben“ (Taube). Andere amerikanische Sportärzte betrachten Taubes Beschreibung dieser neuen Form einer mitochondrischen Myopathie noch mit Skepsis. Doch laut Taube haben sich mittlerweile drei weitere Ausdauersportler bei ihr gemeldet, die über die gleichen Symptome klagen wie LeMond.

S. COMPOINT / PANDIS

Radprofi LeMond (1989)

Kosmetik

Wege des Wassers

Nahezu alle Kosmetikhersteller versprechen es: die tiefreichende und die Schönheit der Haut erhaltende Wirkung ihrer Cremes und Lotionen. Nun hat ein deutscher Wissenschaftler ein Verfahren entwickelt, mit dessen Hilfe sich solche Aussagen überprüfen lassen. Winfried Kuhn vom Fraunhofer-Institut für Biomedizinische Technik in St. Ingbert verwendet dazu die sogenannte Kernspin-Mikroskopie. Sie erlaubt es ihm, den Weg von Fett- und Wassermolekülen zu verfolgen, wenn sie etwa auf die Haut eines Fingers aufgetragen werden. „Die Hautqualität wird vor allem dadurch bestimmt, wieviel Wasser die Haut zu speichern in der Lage ist“, sagt Kuhn. Fettmoleküle in Cremes bilden einen Film, der das Wasser darunter festhalten soll. Mit Hilfe des Kuhnschen Verfahrens, dessen Ergebnisse bereits nach einer halben Stunde vorliegen, läßt sich jetzt genau feststellen, welche Cremezusammensetzung dabei am wirksamsten ist. Auch bei der Erforschung von Hautkrankheiten wie etwa Psoriasis könnte das Verfahren künftig von Nutzen sein.

TRANSGLOBE

Gesichtspflege

Rüstung

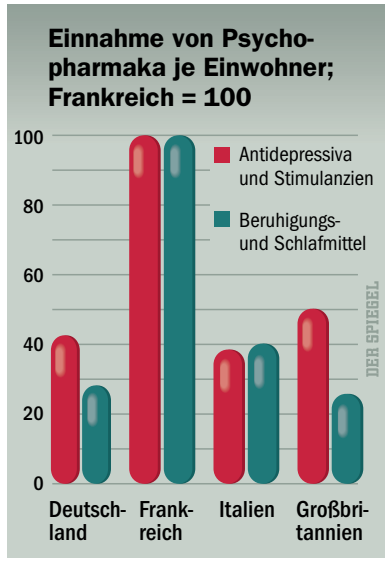
Fehlstart der Superrakete

Knapp zehn Jahre lang versuchten Ingenieure, Computerexperten und Aerodynamiker der US-Rüstungsfirma Northrop in absoluter Geheimhaltung, so etwas wie die Waffe aller Waffen zu schaffen. Es sollte eine Angriffsrakete sein, unsichtbar für feindliches Radar, abzufeuern von Kampfbombern, Jagdflugzeugen oder aus Werferrohren, gesteuert mit Hilfe von Satelliten und treffsicher jedes Ziel findend, ob Panzer, Bunker oder Flugzeugträger. Vor wenigen Monaten hat die Regierung Clinton, wie die *Washington Post* jüngst enthüllte, das Projekt gestoppt. Mit „erheblichen Entwicklungsproblemen“ und „nicht mehr akzeptablen Produktionskosten“ begründete US-Verteidigungsminister William J. Perry die Einstellung des Programms. Doch die Rüstungslobby hofft schon auf den Sommer: Dann will die US-Regierung das Projekt TSSAM (für Tri-Service Standoff Attack Missile) vielleicht in etwas vereinfachter Form wiederaufleben lassen.

Medikamente

Pillenfrohes Frankreich

Französische Ärzte verschreiben rund viermal so viele Beruhigungs- und Schlafmittel wie ihre Kollegen in Deutschland oder Britannien. Anti-Depressiva und stimulierende Psychopillen verordnen sie mehr als doppelt so häufig wie deutsche oder britische Ärzte. Zwar leiden Franzosen, wie aus einer neuen Studie der WHO hervorgeht, keineswegs öfter an psychischen Störungen als Angehörige anderer Nationalitäten. Doch während in Paris die Ärzte bei 72 Prozent aller Patienten eine medikamentöse Behandlung für angezeigt hielten, waren es zum Beispiel in Manchester nur 48 Prozent. Denis Pouchain, Dozent an einer Medizinischen Hochschule in Créteil, sieht eine Teilursache in der Mentalität französischer Patienten, die von ihrem Arzt eine Pille erwarten und nicht einen Rat. Zum anderen Teil aber, so Pouchain, verschrieben französische Ärzte auch unter dem Druck der Pharmaindustrie, die sich wegen der straff regulierten staatlichen Preise gezwungen sehe, ins Mengengeschäft auszuweichen. Dafür sorgten die Verkaufsvertreter der Pharmafirmen, von denen es in Frankreich dreimal so viele gebe wie in Großbritannien.

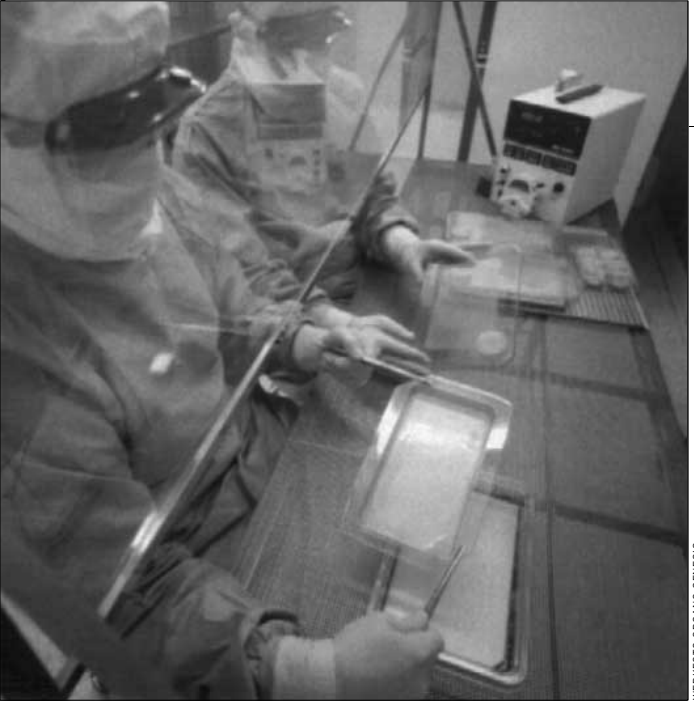


Werbeseite

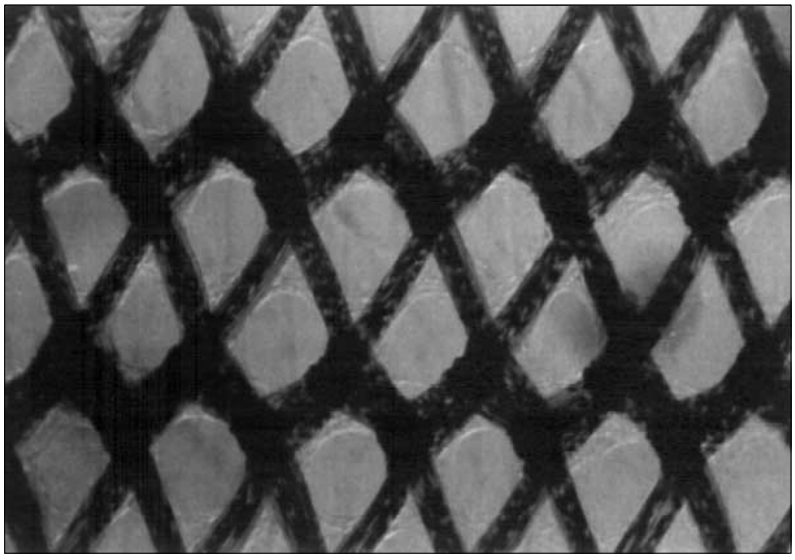
Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite



WERKFOTO ORGANO-GENESIS



ADVANCED TISSUE

Laborherstellung von menschlichem Hautgewebe*: „Neues Kapitel in der Geschichte der Transplantationen“

Medizin

OHREN AUS DER RETORTE

Kommen menschliche Ersatzteile – Leberlappen, Nieren oder Speiseröhren – künftig als Serienprodukte aus dem Biolabor? Mit Hilfe neuer Techniken ist es den Medizinern in den letzten Jahren gelungen, menschliches Körpergewebe zu züchten, das den herrschenden Mangel an Spenderorganen beseitigen soll.

Eidechsen geraten nicht in Panik, wenn ihre Feinde sie am Schwanz packen; sie wehren sich nicht einmal. Lieber trennen sie sich ruckartig von ihrem hinteren Teil, kein ernster Verlust. Bald wächst den Tierchen ein neuer Schwanz.

Von einer wundersamen Reparaturkraft, wie sie dem Eidechsenkörper innewohnt, konnten Ärzte und Patienten bis vor kurzem nur träumen. Nun aber sieht es so aus, als würde die Vision vom Nachwachsen auch menschlicher Gliedmaßen und Organe schon in naher Zukunft Wirklichkeit werden – dank der Laborkünste, die einem neuen Zweig der Biotechnik zu verdanken sind.

„Tissue Engineering“ (Gewebekonstruktion) nennt sich das erst wenige Jahre alte, rasch fortschreitende Fachgebiet, auf dem Mediziner, Physiologen und Materialexperten zusammenarbeiten. In trickreich hochgerüsteten Bioreaktoren lassen sie Zellkulturen zu Körpergewebe heranwachsen, das durch Krankheit oder Operationen verlorene Körperteile ersetzen soll.

In den Zellbrutstätten der Biotechniker wuchern Leberlappen, Hautfetzen für Verbrennungspatienten, Hornhaut fürs Auge, Gelenkknorpel für verschlissene Knie oder gar wohlgeformte Ohrmuscheln für den Kopf versehrter Unfallopfer.

Für Diabetiker züchten die Gewebe-Ingenieure Pankreaszellen, die Insulin produzieren, für Parkinsonkranke Hirnzellen, die den Botenstoff Dopamin ausschütten. Mit Hilfe von glatter Muskulatur, die etwa in den Darmwänden für peristaltische Bewegung sorgt, wollen sie die amputierten Brüste krebskranker Frauen rekonstruieren, mit Muskelzellen aus dem Bizeps Lahmen neue Kraft verleihen. Auch Harnleiter, Speiseröhren und Arterien wollen sie in der Retorte formen und dann Kranken in den Leib pflanzen.

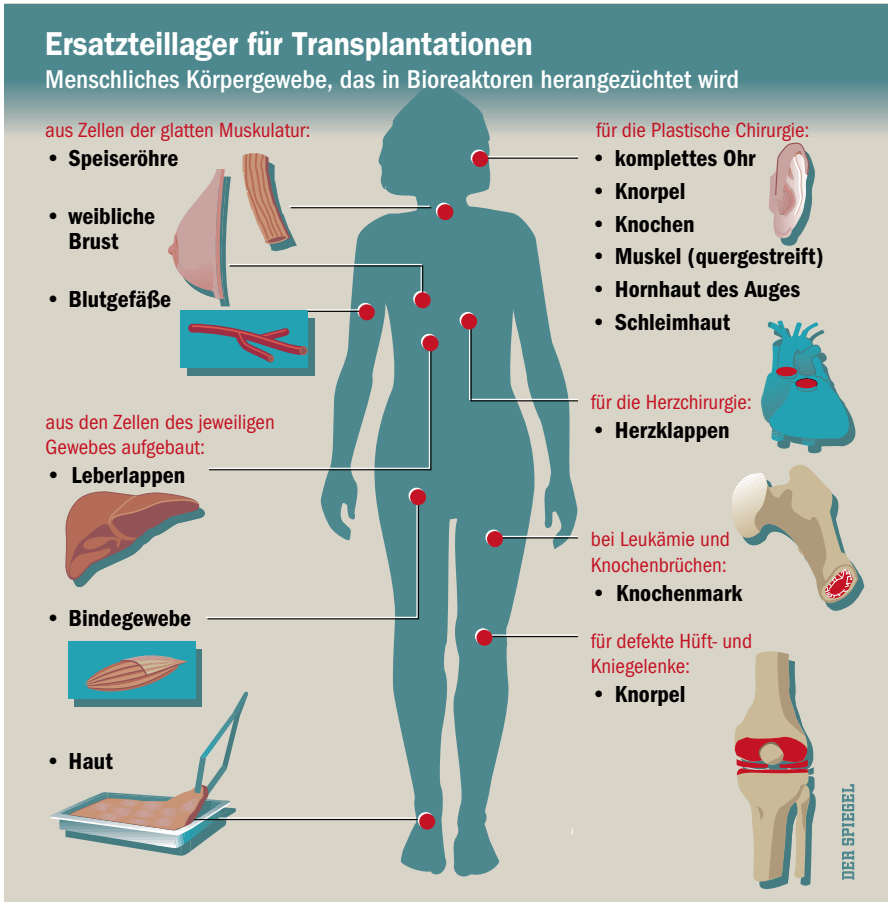
„In den nächsten 25 Jahren werden wir immer häufiger krankes Gewebe durch neues ersetzen“, glaubt Michele Barzach, ehemals französischer Gesundheitsminister und derzeit Berater von Biotech-Firmen, die sich vom Geschäft mit der Gewebezucht Millionengewinne erhoffen. Barzach träumt von Biofabriken, in denen Körpergewebe aller Art gleichsam am Fließband produziert wird.

„Ein neues Kapitel in der Geschichte der Transplantationen“ werde damit beginnen, prophezeit der US-Mediziner Camillo Ricordi – eine Epoche, in der es endlich keinen Mangel an Spenderorganen mehr geben werde. Die nervenzehrende, allzuoft vergebliche Suche nach Ersatzorganen war es, die den US-Mediziner Joseph Vacanti zu einem Pionier der Gewebezucht werden ließ. Seine Wunschvorstellung: Transplantate aus der Retorte, maßgeschneidert und jederzeit auf Bestellung lieferbar.

Vor zehn Jahren hatte sich Vacanti, Kinderchirurg an der Harvard Medical School in Boston, mit dem Chemie-Ingenieur Robert Langer vom Massachusetts Institute of Technology zusammengeschlossen; den beiden Forschern ist es seither gelungen, die Aufzucht von Körperzellen im Labor mit Hilfe technischer Tricks zu revolutionieren.

Zuvor hatten Zellkulturen vor allem Diagnosezwecken oder Forschungsvorhaben gedient, bei denen sich das Augenmerk der Wissenschaftler auf die Einzelzellen richtete. Auf dem Nährboden der Petrischalen wuchs stets nur ein flacher „Zellrasen“ in die Breite. Ein dreidimensionaler, vielschichtiger Zellverband, also Körpergewebe wie im Organismus, entstand bei der gebräuchlichen Labortechnik nicht.

* Links: Hautgewebekultur im Biolabor; rechts: Polymer-Gerüst für Hautzellen unter dem Mikroskop.



B. STEINER

US-Mediziner Vacanti: Spalierstangen für Körperzellen

Vacanti und Langer ersannen ein verblüffendes Verfahren zur Züchtung von 3-D-Zellkulturen: Sie entwickelten hauchfeine, luftige Gerüstkonstruktionen, bestehend aus langen Kettenmolekülen (Polymeren), an denen die Laborzellen wie Spalierobst emporwachsen. Am Ende füllen sie das Polymer-Gespinst vollständig aus: Sie bilden einen kompakten Zellklumpen, dessen Form anhand der Gitterkonstruktion nach Belieben modelliert werden kann.

„Die Polymer-Gerüste führen die Zellen quasi am Gängelband“, erklärt die Langer-Mitarbeiterin Gordana Vunjak-Novakovic, „sie benehmen sich, als wären sie in der Embryonalentwicklung.“ Dort sind es Gen-Befehle, die dem Zellverband seine Form aufzwingen.

Zu Demonstrationszwecken schuf Vacanti unlängst ein kleines, doch formvollendetes Menschenohr, das er einer Nacktmaus unter die Rückenhaut nähte. Nach ein paar Wochen hatte sich die Mäusehaut der Knorpelform perfekt angeschmiegt: Das taube Öhrchen auf dem Rücken des Nagers wirkte wie angeboren.

Auch Nasen wollen Vacanti und seine Kollegen in Zukunft maßgerecht nachzüchten. Am Menschen haben sie ihre Knorpel-Kunst noch nicht erprobt. „Ich denke aber“, schätzt Vacanti, „wir stehen kurz vor klinischen Tests.“ Die allerdings werden Antworten auf eine Fülle offener Fragen geben müssen.

Einige der wichtigsten lauten: Wird das Immunsystem der Empfänger die Transplantate aus der Retorte tolerieren? Und werden die Zellverbände aus der Laborzucht den Zusammenhalt wahren – oder werden immer wieder einzelne Zellen abbröckeln und durch den Körper vagabundieren? Dann bestünde für den Patienten stark erhöhte Krebsgefahr.

Für das Gelingen hängt viel davon ab, ob das im Bioreaktor aufwendig hochgepäppelte Transplantat vom Organismus des Empfängers ausreichend ernährt werden kann. Über eigene Blutgefäße verfügt das Ersatzgewebe nicht; ein Adergeflecht, das Nährstoffe transportiert, sprießt erst allmählich aus dem benachbarten Körpergewebe ein. Wachstumshormone sollen nach Vorstellung der Forscher den Ausbau der Versorgungsleitungen beschleunigen.

Besonders schwierig dürfte die Gefäßentwicklung bei großen Transplantaten sein, etwa beim Ersatz für die weibliche Brust. Der US-Chemiker David Mooney, Professor an der Universität von Michigan, will deshalb das neue Brustgewebe nicht im Labor, sondern langsam im Körper der Patienten heranwachsen lassen.

Dazu hat er ein wabenförmiges Polymer-Gerüst entworfen, das den Frauen unter die Haut plaziert werden soll. In die Wabenkammern will Mooney nach und nach kleine Zellportionen injizieren – Eigenzellen der Patientin, die zuvor im Labor vermehrt wurden. In der Wabe treffen sie, so Mooneys Plan, auf poröse Kapseln, aus denen Wachstumshormone sickern; die Substanzen regen das Gewebewachstum wie die Entstehung neuer Blutgefäße an.

Doch die Mooney-Methode, vorerst nur ein Denkmodell, zeugt eher von den Schwierigkeiten, mit denen die Organzüchter noch zu kämpfen haben. Ihr Hauptproblem: Die Leber-, Muskel- oder Hautzellen in den Bioreaktoren entwickeln und verhalten sich in vieler Hinsicht anders als an ihrem natürlichen Platz im Organismus.

„Organzellen sind soziale Wesen“, erklärt der Regensburger Anatomie-Professor Will Minuth: Sie kommunizieren miteinander und sind, wenn sie ihre Fähigkeiten voll entfalten sollen, auf intak-

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

te „Nachbarschaftsbeziehungen“ (Minuth) angewiesen. Nur im Zusammenspiel mit ihresgleichen – und eingebettet ins Stoffwechsel-Labyrinth des Körpers – erfüllen sie ihre Funktionen als winzige Eiweißfabriken, die Proteine herstellen oder abbauen, entgiften oder in den Blutkreislauf schicken.

Werden sie isoliert, so verlieren sie laut Minuth „oft schon innerhalb weniger Stunden“ charakteristische Eigenschaften. Sie hören auf, bestimmte Enzyme zu produzieren; auch ihre Fähigkeit, sich mit ihren Geschwisterzellen fest zu verbinden, schwindet dahin – ein Verlust, der vor allem Folge einer falschen Ernährung der Zellkulturen ist.

In den letzten Jahren hat Minuth Zuchtbehälter entwickelt, die den Zellen ein möglichst natürliches Milieu bieten sollen: Ein verzweigtes Leitungssystem versorgt die Kulturen mit Nährstoffen, Hormonen und Enzymen, Minipumpen saugen giftige Abbauprodukte des Stoffwechsels ab. Manche Gewebeschichten werden, wie im Organismus, oben und unten von unterschiedlichen Nährstoffmixturen umspült.

Das Ergebnis der labortechnischen Aufrüstung: Die Zellen gedeihen besser und leben länger. Komplette Lebern oder Nieren sind dabei zwar noch nicht herangereift; doch mit der raffinierteren Technik lassen sich inzwischen Gewebeproben herstellen, die für den therapeutischen Einsatz taugen.

Erfolgreich getestet wurden inzwischen Organzellen, die vor der Transplantation in Polymer-Kapseln eingeschlossen werden. Die Kapselwände sind so konstruiert, daß von den Zellen gebildete Hormone, etwa Insulin-Moleküle, nach außen gelangen, Antikörper des Immunsystems jedoch nicht eindringen und das fremde Zellgewebe ruinieren können. Vorteil des abwehrsicheren Verfahrens: Auch Tierzellen können gefahrlos transplantiert werden.

Wissenschaftler an der Universität von Minnesota und Techniker einer Biotech-Firma in Minneapolis entwikkeln derzeit eine Leber, die nach dem Kapselprinzip arbeitet. Sie besteht aus 13 500 porösen Schläuchen, die mit Schweineleberzellen gefüllt sind; das gebündelte Schlauchsystem ist in einem Zylinder untergebracht und wird dort vom Blut des Patienten umspült – die Schweinezellen entfernen giftige Stoffwechselprodukte aus der Blutbahn.

Dauerhaft kann das Biofilter-System die Leber nicht ersetzen; es soll die Zeit überbrücken helfen, in der schwer Leberkranke auf ein Spenderorgan warten. Auf absehbare Zeit werden Lebertransplantate wohl noch von Verstorbenen kommen müssen.

Haut und Knorpel aus dem Bioreaktor dürften nach Schätzung der Experten schon in Kürze lieferbar sein. Die kalifornische Firma Advanced Tissue Sciences (ATS) hat sich bereits auf die industrielle Hautherstellung vorbereitet. Ihre Zuchtzellen stammen überwiegend aus den Vorhäuten amerikanischer Knaben, die als Neugeborene beschnitten wurden – ein äußerst ergiebiger Rohstoff: Aus den Zellen einer einzigen Vorhaut lassen sich 32 000 Quadratmeter Laborhaut züchten.

W. M. WEBER

Biotechniker Minuth
„Organzellen sind soziale Wesen“

Auch Knorpelscheiben wollen die ATS-Werker demnächst in Serie produzieren. Sie sollen, vom Chirurgen passend zurechtgeschnitten, wie Puzzlesteine in löchrige Gelenkpolster eingesetzt werden und dort festwachsen. Das Verfahren gilt als besonders aussichtsreich, weil Knorpelgewebe mit nur wenigen Blutgefäßen auskommt und aus nur einem einzigen Zelltyp besteht.

Im Tierversuch hat sich die Knorpeltransplantation bereits bewährt. Veterinäre der Cornell University in Ithaka, US-Staat New York, pflanzten einem Dutzend lahmer Pferde Knorpelzellen in die Kniegelenke; in das Ersatzgewebe spritzten sie Wachstumshormone und ein Protein namens Fibrinogen, das die Zellen gleichsam zusammenleimt.

Nach sechs bis acht Monaten waren die Pferde wieder fit. Einige von ihnen kehrten, wie die Knorpel-Transplanteure stolz berichten, sogar wieder auf die Rennbahn zurück.

Archäologie

Scherben im Sand

Anhand von Satelliten-Aufnahmen enträtseln US-Forscher die Geschichte einer der ältesten Städte der Menschheit.

Den Sonnengott Schamasch verehrten sie; Nergal, dem Gott des Todes, errichteten die frühantiken Städter einen Tempel, um ihn zu beschwichtigen. Genützt hat es nichts. Nach nur kurzer Blüte verschwand die Stadt Maschkan-schapir vor 3700 Jahren im Dunkel der Frühgeschichte.

Rund 300 Jahre zuvor, gegen Ende des dritten Jahrtausends vor Christus, hatte der kometenhafte Aufstieg des nur von Schafhirten bewohnten Dorfes am Ufer des Tigris im heutigen Irak begonnen; auf der Höhe seiner Macht, konstatierten die US-Archäologen Elizabeth Stone und Paul Zimansky, war Maschkan-schapir „eine der wichtigste Metropolen in der zivilisierten Welt“.

Auf rund einem Quadratkilometer Fläche, so ergaben 1600 Luftaufnahmen der US-Archäologen, erhob sich eine mauerumwehrte Stadt; Kupferschmiede und Händler trieben ihre Geschäfte in den fünf Stadtvierteln, begrenzt von Kanälen mit Verbindung zum Tigris – in jener Zeit war der Strom eine wichtige Handelsroute.

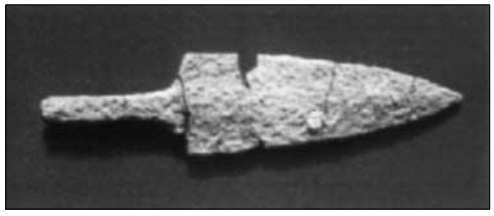
Schon bei oberflächlicher Erkundung stellten die US-Experten Werkzeuge, Waffen, Schmuckstücke, Gefäße und Teile von Statuen sicher – insgesamt mehr als 1200 Fundstücke. Rund 30 Millionen Tonkeramikscherben, so schätzen die Archäologen Stone und Zimansky, liegen noch in dem antiken Ruinenfeld verborgen. „Während seiner kurzen Blüteperiode“ sei Maschkan-schapir innerhalb des Reiches Larsa zur zweiten Hauptstadt aufgestiegen, konstatieren Stone und Zimansky, „eine Stadt der Politik und Diplomatie“.

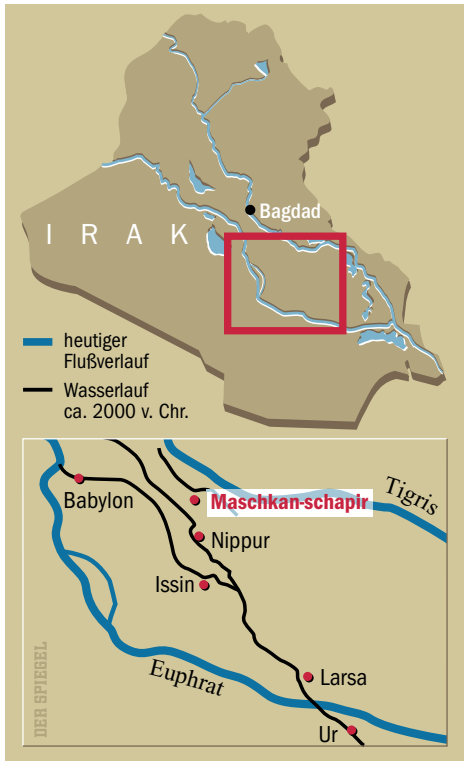
Erst eine Luftaufnahme eines französischen Vermessungssatelliten offenbarte den US-Forschern den Grund für die plötzliche Prosperität. Zwar verläuft das heutige Flußbett des Tigris 32 Kilometer von den Überresten der frühzeitlichen Stadt entfernt. Aufnahmen des französischen Himmelsspähers ließen jedoch ein altes Flußbett nahe der Stadt erkennen.

Seine Blüte, so haben die Altertumsforscher aus mesopotamischen Keil-

J. BRENNING / SPECTRUM DER WISSENSCHAFT

Mesopotamische Metropole Maschkan-schapir (Zeichnung): Streit in der Wiege der Zivilisation





FOTOS: E. STONE

Fundstücke aus Maschkan-schapir: Historischer Schnappschuß aus dem dritten Jahrtausend vor Christus

schriften rekonstruiert, verdankte der Ort wohl vor allem politischen Wirren, die nach dem Zusammenbruch des Reichs Ur im Zweistromtal zwischen Euphrat und Tigris am Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends die Region erschüttert hatten.

In den folgenden zwei Jahrhunderten, so berichtet die frühantike Geschichtsschreibung, fochten vor allem die Städte Issin am damaligen Flußufer des Euphrat und das stromabwärts gelegene Larsa um die Vorherrschaft in der Wiege der Zivilisation.

Issin, so rekonstruierten die Historiker aus den alten Berichten, sperrte den Güterstrom über den Euphrat nach Larsa. Die kujonierten Kaufleute in Larsa bauten daraufhin Maschkan-schapir zur Metropole aus, um sich die zweite Handelsroute über den Tigris zu sichern. Der Coup gelang, berichten Stone und Zimansky; Issin wurde niedergehalten – doch nicht für lange: Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts vor Christus mußten die Kontrahenten vor der Militärmacht des Babyloniers Hammurabi kapitulieren. Maschkan-schapir verlor seine strategische Bedeutung und wurde aufgegeben; um 1720 vor Christus, klagen Stone und Zimansky, „versank Maschkan-schapir in der Wüste“.

Gleichwohl versprechen sich die Archäologen vom jähen Ende der mesopotamischen Metropole neue Erkenntnisse: Die Ruinen von Maschkan-schapir, so meinen sie, beleuchten die Entwicklung der ersten Städte der Menschheit wie „in einem Schnappschuß“. Die unermeßliche Vielfalt der mesopotamischen Fundstätten, konstatieren die US-Experten, habe „paradoxerweise die Unkenntnis der Fachwelt genährt“. Über 5500 Jahre seien Städte wie Babylon, Ur, Uruk und Nippur besiedelt gewesen. Stets hätten die Bewohner auf alten Fundamenten weitergebaut, andere zerstört oder verändert.

Die dortigen Ausgrabungen, so die Archäologen, ließen niemals erkennen, wie das Stadtbild zu einer bestimmten Zeit ausgesehen habe – ein Problem, an dem die Altertumsforscher wohl auch in Zukunft scheitern würden.

Ohnehin dürfte es über die einstigen Städte im Zweistromland vorerst keine neuen Erkenntnisse geben. Seit dem Golfkrieg, klagen die US-Wissenschaftler, sei an „ausländische Grabungen im Irak nicht mehr zu denken“.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Umwelt

Schild durchpflügt

Nicht nur Öl aus den zerstörten Quellen, sondern vor allem Panzerketten und Schützengräben ruinierten die Wüste am Golf.

Acht Monate lang brannte die Wüste. Dann waren die Ölfeuer gelöscht. Dreieinhalb Jahre später glitzern die Prachtbauten der Herrscherfamilie, befreit vom klebrigen Sott der Rauchschwaden, wieder im Vorkriegsglanz. Über die frischgeteerten Straßen schnurren die jüngsten Modelle von Mercedes, Jaguar und General Motors. Und durch die renovierten Marmorpassagen der Einkaufszentren flanieren Kuweits Reiche, als wäre nichts gewesen.

„Wir sind noch einmal davongekommen", beruhigte Ibrahim Hadi, Direktor der kuweitischen Umweltschutzbehörde, kritische Ökologen, die sich um die Spätfolgen des Golfkriegs sorgten. Die große Öko-Katastrophe, resümierte Hadi im Sommer 1992, habe „nicht stattgefunden", die geschwärzte Wüste werde sich „mit Hilfe der Natur selbst erholen" oder „mittels geeigneter Techniken" gereinigt werden.

Zwar werteten westliche Experten die Zuversicht des kuweitischen Öko-Chefs schon damals als überzogen. Dennoch zeigten sich anfangs viele von ihnen beeindruckt von der unerwarteten Selbstheilungskraft der Wüste.

Jetzt entlarvt eine neue, von den Kuweitern unter Verschluß gehaltene Studie diesen Optimismus als trügerisch. Die Schlußfolgerungen der Bilanz, die das Kuwaiti Institute for Scientific Research (KISR) gemeinsam mit dem Fernerkundungszentrum der Boston University erstellte, sind verheerend: Weite Teile des Wüstenstaats seien noch immer in „einem erbärmlichen Zustand".

Nur 200 Ölseen, in denen sich etwa acht Milliarden Liter Öl aus den beschädigten Ölquellen gesammelt hatten, sind bisher leergepumpt worden. Zurück blieben fußballfeldgroße Senken, ausgekleidet mit einem harten Teerpanzer, der stellenweise anderthalb Meter tief in den Boden reicht.

Die verbleibenden rund 100 kleineren Ölteiche, in denen sich etwa eine halbe Milliarde Liter Öl befinden, verwandeln sich unter der sengenden Sonne allmählich zu einem zähen Brei. Für seine Beseitigung gibt es nach Auskunft eines KISR-Mitarbeiters „derzeit keine Lösung".

Die größte Überraschung der Boston-Studie aber sind Schäden ganz anderer, noch gravierenderer Art, die das „überaus zerbrechliche Öko-System Wüste" bedrohen.

Mit 3500 Panzern und 4000 anderen Kriegsfahrzeugen war die Soldateska des irakischen Diktators Saddam Hussein nach Kuweit gekommen. Um sie zu vertreiben, hatten die Alliierten eine mindestens ebenso große Fahrzeugflotte nach Kuweit einrollen lassen. Ihre Ketten und Reifen walzten nicht nur den spärlichen Bewuchs nieder, sondern beschädigten den Wüstenboden Kuweits an seiner empfindlichsten Stelle – der zentimeterstarken und zumeist von einer dünnen Flugsandschicht bedeckten Lage aus erbsen- bis walnußgroßen Kieseln.

Diese lockere Kiesdecke, die vor Jahrmillionen entstand, als das Gebiet des heutigen Kuweit noch regelmäßig überschwemmt wurde, bildet einen natürlichen Schutzschild, der rund drei Viertel der kuweitischen Wüstenfläche bedeckt. Die kleinen Kiesel halten die Feuchtigkeit und das zarte Wurzelwerk genügsamer Pflanzenarten. Überdies sorgt der steinige Schild dafür, daß der Sand während der kurzen, heftigen Regenzeit nicht fortgespült oder in den langen Trockenperioden hochgewirbelt und fortgetragen wird.

Von US-Panzern zerwühlter Wüstenboden,

Nicht nur die Panzerketten und die Reifen der Truppentransporter zerpflügten und komprimierten den Wüstenboden. Zerstört wurde er auch durch die 214 000 bunkerartigen Unterstände, Einmannlöcher und Schützengräben, die irakische Soldaten aushoben, um sich darin vor den amerikanischen Ledernacken zu verschanzen.

Ein Beispiel „intensiver Oberflächenzerstörung" und seiner Folgen machten

AFP

Bekämpfung von Ölbränden in der kuweitischen Wüste (1991): Unter sengender Sonne ein zäher Brei

L. DELAHAYE / SIPA

N. QUIDU / GAMMA / STUDIO X

brennende Ölquellen in Kuweit: „Weite Landesteile sind in einem erbärmlichen Zustand“

die Verfasser der Boston-Studie in einem Höhenzug im Nordosten von Kuweit aus. Dort hatten Saddams Soldaten pro Quadratkilometer bis zu 200 Löcher gebuddelt und dabei mehr als ein Fünftel der Wüstenfläche zerstört.

Die Auswirkungen sind auf Satellitenfotos deutlich zu sehen: In den vergangenen vier Jahren bildeten sich 30 Wanderdünen, von denen die größten 50 Meter lang, 20 Meter breit und 2 Meter hoch sind.

Alle Versuche, den Schaden etwa durch Planieren oder Auffüllen der Löcher wettzumachen, waren nach Ansicht der Wissenschaftler von Anfang an zum Scheitern verurteilt: „Die Feuchtigkeit bindende Kieselschicht kann nicht ersetzt werden. Pflanzen werden dort nicht wachsen.“

Nach dem Ende des Golfkriegs ging die Zerstörung des empfindlichen Öko-Systems Wüste weiter. Um sich gegen eine erneute Invasion irakischer Truppen zu wappnen, hoben jetzt die Kuweiter an einem 100 Kilometer langen Grenzabschnitt Panzergräben aus und schoben bis zu vier Meter hohe Erdwälle auf.

Auch die Bauwut der Kuweiter, die nördlich von Kuweit City die Ansiedlung Sabija zu einer Riesenstadt ausbauen möchten, hinterläßt Spuren: Insgesamt 168 Kies- und Sandgruben mit einer Gesamtfläche von acht Quadratkilometern zählten die Bostoner Wissenschaftler auf den Satellitenfotos.

Nur wenn die unter den Stichworten „Wiederaufbau“ und „industrielle Entwicklung“ betriebene Bautätigkeit gezügelt werde, lasse sich eine weiträumige Zerstörung „der natürlichen Erholungsgebiete an den Küsten und in den Wüsten Kuweits“ abwenden.

Derlei Ratschläge erregten fast zwangsläufig den Grimm der kuweitischen Potentaten. Den Ausschlag aber, die Ergebnisse der von der kuweitischen Regierung in Auftrag gegebenen Studie möglichst geheimzuhalten, gab die unverhohlene Kritik der Autoren an einer kuweitischen Tradition.

Im Frühjahr, wenn die Wüste – wo sie noch intakt ist – zu grünen beginnt, zieht es die Nachfahren der alten Händlerfamilien ins Freie. Mit Kind und Kegel geht es zum Campingurlaub in die Wüste. Die muß dann nicht nur sämtliche Müllsegnungen des industriellen Zeitalters aufnehmen – sie wird auch von den extrabreiten Reifen der Landcruiser, Range Rover und Jeeps umgepflügt.

Kommunikation

Dunkle Schatten

Eltern müssen aufpassen: Auch auf dem Datenhighway können Kinder Opfer von Sittenstrolchen werden.

Die elektronische Post für Amanda Rose, 12, hatte es in sich. Vier Seiten lang beschrieb ein 15 Jahre alter Junge, welche Sexspielchen er mit ihr vorhatte. Der Brief erreichte das Mädchen am Personalcomputer (PC) zu Hause, der über die Telefonleitung an ein US-Datennetz angeschlossen war.

Die Mutter, Anwältin im Bundesstaat Kansas und selbst seit einem Jahrzehnt mit Computern vertraut, bereitete dem Treiben ein abruptes Ende. Sie sei „sprachlos“, klagte die schockierte Frau. Auf den Fernsehkonsum ihrer Tochter achte sie, im Kino dürfe Amanda nur jugendfreie Filme sehen. Mit den Sex-Episteln aus der Datenleitung aber habe sie „einfach nicht gerechnet“.

Amandas elektronische Zufallsbekanntschaft, der bei den schlüpfrigen Details ein 41 Jahre alter Bekannter die Feder geführt hatte, stammte aus dem Teenietreff eines amerikanischen Mailbox-Dienstes. Dort können sich Jugendliche, die Zugang zu einem PC mit Modem-Anschluß haben, über das Telefonnetz einwählen und von Computerbildschirm zu Computerbildschirm elektronische Schwätzchen halten.

Rasant entwickelt sich die Online-Kommunikation inzwischen auch in Deutschland. So lockt der Telekom-Dienst Datex-J (rund 780 000 Teilnehmer) mit einem elektronischen Treff (Datex-J-Seite 3930031130), in dem Schüler und Lehrer Botschaften veröffentlichen können. Für fünf Pfennig pro Leseminute ist dort etwa zu erfahren, daß Brigitte eine Blockflöte für Linkshänder sucht, Jonathan nach dem Computerspiel „Dunkle Schatten“ fahndet oder Pauker Schröder Probleme mit einer Klassenfahrt hat.

Ein paar Datex-J-Seiten weiter geht es weniger harmlos zur Sache. Zwischen Beate Uhses Plauderecke, Börsendiensten und Anbietern von computerlesbaren Nacktfotos sind für Pädophile und Online-Mitschnacker besonders die zahlreichen Dialogsysteme attraktiv, in die sich Teilnehmer unter Pseudonym einwählen können.

A. JANSSON / GAFF

Kinderporno in Computer-Mailbox: „Frischfleisch, frisch gelocht“

So wurden in der Bar d’amour, Treff des Datex-J-Anbieters Eden, Minder & Co., schon mal Kinder zur Prostitution angeboten, wie ein Journalist der *Augsburger Allgemeinen* beim Modem-Geplauder im Telekom-Rechner feststellen mußte. Unverblümtes Angebot eines Anonymus an den Zeitungsmann: „Siebenjährige, Frischfleisch? Oder schon gelocht?“

Das Schmuddelimage, das durch solches Treiben entstanden ist, will die Telekom nun endlich abstreifen – auch mit Hilfe einer Marketingoffensive der Firma 1&1 im rheinland-pfälzischen Montabaur, die Datex-J als Familienmedium bewirbt und dem Dienst damit einen wahren Kundenansturm bescherte. Mehr als 20 000 neue Mitglieder lassen sich inzwischen Monat für Monat im Datex-J-Dienst registrieren, die meisten über 1&1.

Anfang Mai tagt zum erstenmal ein neu eingerichtetes Selbstkontrollgremium für Datex-J, außerdem wurden die Geschäftsbedingungen für Anbieter verschärft. Wer Angebote verbreite, die Kinder und Jugendliche sittlich gefährden könnten, werde aus dem Datex-J-Netz ausgeschlossen, versichert Telekom-Fachbereichsleiter Eric Danke: „Wir versuchen sogar, die Inhaltsverzeichnisse sauberzukriegen.“

Denn weitere Pornopannen, das wissen die Telekom-Onliner, würden ihre Wettbewerbsposition im verschärften Konkurrenzkampf um den Online-Markt empfindlich schwächen – Sicherheitslücken und Schmuddelsex könnten potentielle Privatkunden einem vermeintlich „saubereren“ Online-Dienst in die Arme treiben. Amerikanische Branchengrößen wie Compuserve oder

Am Datennetz

hängen inzwischen immer mehr Kinder und Jugendliche auch in Deutschland. Schnelle Modems, mit deren Hilfe sich vom PC aus per Telefonleitung Kommunikationscomputer in aller Welt anwählen lassen, sind inzwischen für weniger als 100 Mark zu erhalten.

Für den Trip auf die Infobahn sollten Eltern mit ihren Kindern über Vorsichtsmaßnahmen sprechen, empfehlen US-Computerpädagogen; ihre Tips:

- Persönliche Daten wie die Adresse, der Name und die Anschrift der Schule oder die Arbeitsstelle der Eltern sollten nicht an Kommunikationspartner im Netz weitergegeben werden.
- Persönliche Zugangspaßwörter oder Seriennummern von Programmen gehören nicht auf fremde Bildschirme.
- Angaben über Urlaubszeiten oder regelmäßige Termine sollten unterbleiben.
- Treffen mit Online-Partnern sollten nur mit Wissen und Zustimmung der Eltern an einem sicheren Ort verabredet werden.
- Werden bei einem direkten Dialog mit einem Gesprächspartner im Netz unangenehme Fragen gestellt oder kommt es zu Beleidigungen, sollte die Verbindung unterbrochen und der Betreuer (Sysop) der Mailbox oder des Online-Services umgehend informiert werden.

America Online sind mit dem Problem schon länger vertraut: In den USA wird die Anonymität der virtuellen Treffpunkte von Kindersexbesessenen und Kriminellen geschätzt.

Verschreckt durch Razzien auf Pädophilen-Mailboxen (SPIEGEL 43/1993), versuchen vernetzte Online-„Onkel“ ihre Opfer direkt von Bildschirm zu Bildschirm zu kontaktieren. Folge: Mit einer Gesetzesvorlage im US-Kongreß, die das Überwachen elektronischer Kommunikation vereinfachen soll, will nun Senator Jim Exon aus Nebraska „den ‚Information Highway‘ davor bewahren, zum Rotlichtbezirk zu werden“.

Die amerikanische Journalistin Nancy Tamosaitis, die sich als 15 Jahre alte „süße Chrissy“ in einem der Online-Dienste tarnte, fand innerhalb weniger Tage einen Berg von Schmuddel-Mail in ihrem elektronischen Briefkasten. Etliche der Schreiber waren 40 Jahre und älter. „Hast du Nacktbilder von Dir?“ wollte ein Versicherungsangestellter als erstes wissen. „Charles“, ein angeblich 30 Jahre alter Programmierer, erbat ein Unterhöschen – „getragen, versteht sich“.

Kinder können, warnt Lawrence Magid, Kolumnist der *Los Angeles Times*, im Cyberspace „genauso wie überall“ Opfer von Verbrechen werden. Mancher, so informiert der auch in Deutschland (100 000 Mitglieder) eingeführte Online-Dienst Compuserve Besucher seines Teenietreffs (Befehlswort: GO YDRIVE), wechsle, verschanzt hinter seinem Computer, „Alter, Geschlecht, Beruf und sogar die Persönlichkeit“.

Mit Broschüren und Online-Hilfen in den einschlägigen Diensten versuchen Magid und die amerikanische Kinder-

Eltern-Patrouillen warnen im weltweiten Datennetz

schutzorganisation National Center for Missing and Exploited Children mit Sitz in Arlington (Virginia) nun den Datenhighway kindersicher zu machen (siehe auch Kasten).

Andernfalls könnten, warnen die Eltern-Patrouillen im Netz, Kids und Jugendliche auch in die Fänge von Fremden geraten, die sich über die häuslichen Verhältnisse informieren oder ihnen Paßwörter und Kreditkartennummern zu entlocken suchen.

In den USA nutzen bereits einige zehntausend Kinder und Jugendliche, meist vom elterlichen PC aus, die weltweiten Datennetze. Dabei lassen sich allerlei nützliche Hinweise gewinnen. Seine neun Jahre alte Tochter, schwärmt US-Journalist Preston Gralla aus Cambridge (Massachusetts), erledige ihre Hausaufgaben jetzt per Datenfernübertragung. Zum Unterrichtsthema Wale habe sie elektronische Lexika, das Material von News-Agenturen und Bilddatenbanken durchstöbert.

So sparen sich amerikanische Eltern teure Nachhilfe für ihre Kinder, die per Telefonleitung und PC etwa das Academic Assistance Center des drittgrößten Datendienstanbieters America Online erreichen können.

Dort finden sie Beratung für Unterrichtsthemen aus allen Fächern – Befehlswort: Homework.

Inzwischen gibt es in den USA sogar schon eine eigene Online-Software nur für Kinder. Mit KidMail, einem Programm der amerikanischen Softwarefirma ConnectSoft, können sich schon Sechsjährige auf den Datenhighway begeben. Das Programm ist kinderleicht bedienbar, und die Entwickler haben vorgebaut, damit die Kinder nicht auf der Infobahn allein gelassen werden: Die Eltern können die Online-Zeit per Tastendruck festlegen.

Norbert Blüm, 59, Bundesarbeitsminister, machte sich im Auftrag der Internationalen Arbeitsorganisation in Neu-Delhi den indischen Textilminister Venkat Swamy zum Feind: Der Bonner forderte das sofortige Ende der Kinderarbeit. Der Inder behauptete zunächst entrüstet, in seinem Land gebe es gar keine Kinderarbeit, dann räumte er ein, wenn doch, dann müßte sie zurückgedrängt werden. Bei dem abendlichen Empfang pirschte sich Blüm an den vergrätzten Gastgeber heran und pries dessen klangschöne Muttersprache Hindi. Der Arbeitsminister bat den verblüfften Inder, für ihn doch einmal auf Hindi den Satz zu sagen: „Kinderarbeit ist eine Schande." Zur Verwunderung des Bonners und begleitet vom Gelächter der Umstehenden beugte sich Swamy Blüms Begehr. Der buchte das als Erfolg. Zweifel, ob Swamy wirklich den gewünschten Satz gesprochen hat, kamen ihm nicht.

Walter Giller, 67, Schauspieler, rührte an einen Nerv des deutschen Fernsehvolks. In **Alfred Bioleks**, 60, Koch-Sendung „Alfredissimo" bereitete Giller mit Ehefrau **Nadja Tiller**, 66, ein bescheidenes Menü. Während der Garzeit von Frau Tillers Marillenknödeln hielt Hobbykoch Giller einen winzigen Norfolk-Terrier auf dem Arm, den er hin und wieder kraulte. Als der Schauspieler sein eigenes Gericht, eine bereits köchelnde Kürbis-Suppe, bis zur Genußfähigkeit vollenden sollte, forderte ihn Frau Nadja auf: „Jetzt mußt du dir die Hände waschen." Giller: „Männer waschen sich nicht die Hände. Männer sind nicht so reinlich", und ergriff Kochlöffel und Zutaten. Den Westdeutschen Rundfunk erreichten nach der Ausstrahlung die Proteste zahlreicher Zuschauer, denen der saloppe Umgang des Schauspielers mit der Hygiene den Appetit verschlagen hatte.

Tiller, Biolek, Giller

W. WEIMER
Bavčar

Evgen Bavčar, 49, in Paris lebender blinder Philosoph und Fotograf (SPIEGEL 29/1989), erregt derzeit Aufsehen mit einer Serie von Aktfotos und Star-Porträts. Ausgestellt sind die ausschließlich schwarzweißen Werke des Künstlers in der Kölner Galerie Susanne Zander unter dem Titel „Nackt und schön zu sterben". Doch nicht um Voyeursgelüste zu befriedigen, fotografiert der Blinde die Akte, Bavčar will „ihre Schönheit" zeigen. Dazu, so der Künstler, „muß ich intelligente Frauen finden". Die hat er nach anfänglichen Schwierigkeiten in größerer Zahl aufgespürt. Unter anderen saßen ihm Hanna Schygulla und Nadja Auermann Porträt.

Heinz Eggert, 48, als sächsischer Innenminister auch für die Beamten zuständig, will sich als Streiter wider den Behördenmuff profilieren. Im Wahlkampf 1994 hatte der agile CDU-Bundesvize schon publikumswirksam, wenngleich folgenlos mit der Idee geglänzt, unfreundlichen Beamten solle das Gehalt gekürzt werden. Jetzt versucht er es auf umgekehrtem Weg: Das Dresdner Kabinett beschloß auf Eggerts Initiative, Landesbedienstete mit Geldprämien für Vorschläge zu belohnen, die „das Verhältnis zwischen Bürger und Verwaltung verbessern". Pfiffige Ideen, etwa zu klarerem Deutsch in Verwaltungsvordrucken, sollen bis zu 10 000 Mark sowie eine Belobigung in der Personalakte bringen.

Jörg Haider, 45, Bundesvorsitzender der österreichischen Freiheitlichen, gab sich mit einer Fälschung einen offiziösen Anstrich. Auf einer Einladungskarte, mit der der Rechtspopulist zum Vortrag „50 Jahre Zweite Republik – Rückblick und Ausblick" lud, prangte auch das österreichische Wappentier. Nach der Heraldik der Alpenrepublik ist das ein „freischwebender, einköpfiger, schwarzer, golden gewaffneter und rot bezungter Adler, dessen Brust mit einem roten, von einem silbernen Querbalken durchzogenen Schild belegt ist". Hinzu kommen Krone, gesprengte Ketten und, seit 1919, Hammer und Sichel, die das Wappentier als Symbole für den Arbeiter- und Bauernstand in den Fängen hält. Haiders Hoheitsadler verzichtet auf die Werkzeuge. Hammer und Sichel, so

Haider-Einladung (Ausriß)

behauptet der Chef der Freiheitlichen, seien die „Insignien des Kommunismus".

Alfred Dregger, 74, CDU-Bundestagsabgeordneter, versuchte, die Öffentlichkeit über seine Autorenschaft in dem Sammelband „50 Jahre Vertreibung – Der Völkermord an den Deutschen" zu täuschen. In einer Erklärung vom vorigen Donnerstag erweckte der CDU-Rechte den Eindruck, als habe er erst aus der *Süddeutschen Zeitung* erfahren, daß in dem Band (Mitautoren: die Rechtsradi-

Bei aller Toleranz

„Deneuve"-Titelseite

Isabelle Adjani, 35, französische Schauspielerin („Die Bartholomäusnacht"), wehrte sich erfolgreich gegen Schnüffeljournalisten. Das Sensationsblatt *Voici* hatte in vier Folgen sehr private Fotos der Künstlerin veröffentlicht. Vergangene Woche mußte das Wochenmagazin mit einer in der Pressegeschichte einmaligen Titelseite an die Kioske.

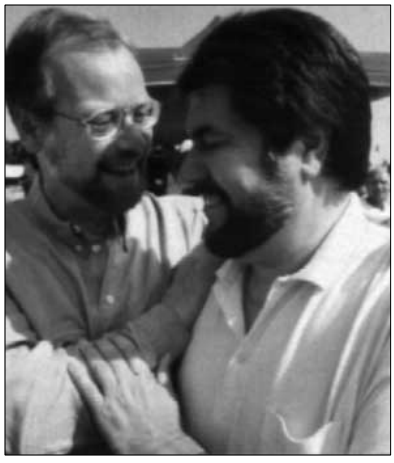
Unter der fetten Überschrift „Richterliche Bekanntmachung" hatten die *Voici*-Herausgeber auf Anweisung eines Pariser Gerichts ganzseitig den Wortlaut seines Urteils abzudrucken, wonach die Zeitschrift an Isabelle Adjani 150 000 Francs Schadensersatz wegen Verletzung der Privatsphäre zu zahlen habe.

Anhängig ist noch eine weitere Presseklage einer anderen berühmten Französin. Bei aller Toleranz für sexuelle Freiheit will die Schauspielerin **Catherine Deneuve,** 51 („Belle du Jour"), nicht als Galionsfigur für Lesben vermarktet werden.

Die zweifache Mutter hat vor Gericht beantragt, daß ein 14täglich erscheinendes US-Damenblatt *Deneuve – The Lesbian Magazine* nicht mehr unter diesem Titel in Frankreich vertrieben werden darf. Sie verlangt von dem San Franciscoer Verlag Outspoken Enterprise Inc. 100 000 Francs Schadensersatz sowie je 50 000 Francs Strafe für jede weitere Verbreitung.

kalen Franz Schönhuber und Gerhard Frey) seine Geburtstagsrede für den Vertriebenenpolitiker Herbert Czaja abgedruckt worden ist: Die Veröffentlichung sei „ohne meine Zustimmung" erfolgt. Dregger aber hatte noch am Tag vor dem Erscheinen der *Süddeutschen* eingeräumt, er habe die Publizierung nicht verbieten wollen, er sei eine „öffentliche Person". Von den Mitautoren Schönhuber und Frey habe er gewußt: „Wir können uns doch nicht völlig ausgrenzen."

Kurt Beck, 46, Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz, erfreut sich überregionaler Popularität: Der „1. Höfener Bart- und Schnorres-Club" hat den Bartträger um ein Grußwort zu der in Pforzheim stattfindenden „Weltmeisterschaft der Bärte" gebeten. Beck antwortete prompt. Er wünsche sich, die Veranstaltung möge „das Image des Bartes international aufwerten", und warb flugs für Rheinland-Pfalz: Das Land eigne sich „besonders gut als Austragungsort für die nächste Weltmeisterschaft der Bärte", denn es präsentiere „schon den zweiten bärtigen Regierungschef in Folge". Mit einem Sinnspruch empfahl sich dann der Amtsnachfolger von **Rudolf Scharping**, 47, bei den Veranstaltern – angeblich ein „Sprichwort aus Nigeria": „Ein bärtiger Mann ist ein wahrhafter Mann."



L. SCHMIDT / JOKER

Scharping, Beck

REGISTER

Gestorben

Iqbal Masih, 12. Mit vier Jahren hatte er bereits selbst für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Angekettet an einen hölzernen Rahmen knüpfte er zwölf Stunden täglich Teppiche mit Mustern so fein wie Eisblumen. Als die pakistanische Menschenrechtsorganisation BLLF (Bonded Labour Liberation Front) ihn sechs Jahre später befreite, war er ein verstörter, unterernährter Junge mit vernarbten Fingerkuppen, einer von Wollstaub zersetzten Lunge und Schulden, die ihn ein Leben lang zum Leibeigenen gemacht hätten. Aus der Schuldknechtschaft ins Leben entlassen, hatte er nur einen Wunsch: Rechtsanwalt zu werden, „um den Arbeitern Pakistans zu helfen". Er wurde zum Symbol für eine weltweite Kampagne gegen Kinderarbeit und zur Hoffnung für

REUTER

Millionen Gleichaltriger, die sich in Manufakturen, Minen und Plantagen um ihre Zukunft schuften. Als Präsident der in der BLLF organisierten Kinder bereiste er internationale Konferenzen. Unbeeindruckt von den Drohungen heimischer Unternehmer, schilderte er, welchen Preis er und seine Leidensgenossen für die Herstellung preiswerter Teppiche zu zahlen hatten. Für seinen „jugendlichen Idealismus" erhielt er im Dezember 1994 den Reebok-Jugend-in-Aktion-Preis. Iqbal Masih wurde am 16. April in seinem Heimatdorf Muritke erschossen.

Cheyenne Brando, 25. Seitdem sie vor fünf Jahren in der Villa ihres Vaters Marlon in Los Angeles Zeugin des Mordes an ihrem Verlobten Dag Drollet wurde, kam sie aus den Depressionen nicht mehr heraus. Als Täter wurde ihr Halbbruder Christian Brando verurteilt; Cheyenne aber machte ihren übermächtigen Vater dafür verantwortlich,

SYGMA

der Drollet verachtete und deshalb Christian aufgehetzt haben soll. Cheyenne Brando beging am 16. April Selbstmord in Punaauia auf der Insel Tahiti.

Burl Ives, 85. Er war so groß und schwergewichtig, daß er selbst Paul Newman ziemliche Angst einjagte, als er in „Die Katze auf dem heißen Blechdach" den Big Daddy spielte, und Big Daddy nannten ihn fortan, voller Ehrfurcht und Respekt, auch Freunde und Kollegen, Reporter und Fans. Auch der „Oscar", den er 1959 für die beste Nebenrolle in dem Western „Weites Land" gewann, sah klein aus in den Händen dieses Mannes, und das lag nicht nur an Ives' körperlicher Statur. Der Mann hatte schon eine Biographie, als andere noch an ihren Karrieren bastelten; er war in seiner Jugend, als Hobo und fahrender Sänger, durch die ganzen USA gereist, und als er, in den vierziger Jahren, mit seinen Folksongs die Konzertsäle füllte, nannte der Dichter Carl Sandburg ihn „den größten Balladensänger des Jahrhunderts". Elia Kazan entdeckte ihn in den fünfziger Jahren als Schauspieler, erst für den Broadway, dann auch für Hollywood; er bekam, in „Jenseits von Eden" etwa oder in „Unser Mann in Havanna", die Nebenrollen, die seine ungeheure Präsenz, seine Kraft und Erfahrung in Hauptrollen verwandelten. Burl Ives starb am 14. April in Anacortes (Washington).

B. CANN / CAMERA PRESS

Berufliches

Jürgen Schrempp, 50, wird am 24. Mai nicht nur Vorstandsvorsitzender des Daimler-Benz-Konzerns, er übernimmt demnächst auch noch einen Nebenjob: Schrempp soll Honorar-Konsul Südafrikas in Deutschland werden. Staatschef Nelson Mandela schätzt den Daimler-Manager, seit dieser 1974 für Mercedes in Südafrika arbeitete und sich im eigenen Unternehmen für die Gleichbehandlung von Weißen und Schwarzen einsetzte. Von der Stuttgarter Mercedes-Zentrale bekam Schrempp deswegen mehrfach „eins auf die Nase" (Schrempp) und wurde gefragt, wer vor Ort denn die Wagen mit dem Stern kaufe, die Schwarzen oder die Weißen? Schrempp blieb auch nach seinem Wechsel nach Deutschland Südafrika-Fan, besitzt dort eine kleine Farm und will sich dafür einsetzen, daß Südafrika die Olympischen Sommerspiele im Jahr 2004 ausrichten kann. Halb im Scherz, halb ernst hat er bereits gesagt: Wenn er an der Daimler-Spitze scheitert, könnte er sich gut vorstellen, nach Südafrika umzusiedeln, um dort als „One-Dollar-Man" beim Aufbau der Wirtschaft zu helfen.

Werbeseite

Werbeseite

MONTAG

18.25 / 18.50 Uhr Kabel 1

Frasier/Seinfeld

Sitcoms spielen in ähnlich kärglicher Ausstattung und mit ähnlich knapper Besetzung wie all die Soaps, die derzeit mit ihrem pubertären Getöse das Vorabendprogramm verstopfen. Was sie von den Seifenspielen unterscheidet, soll der Humor sein, dem mit Gelächter vom Band nachgeholfen wird. Kabel 1 startet heute zwei in den USA erfolgreiche Sitcoms. In „Frasier“ geht es um einen Psychiater (Kelsey Grammer), der nach verkorkster Ehe einen neuen Job als Psychologe bei einem Radiosender in Seattle antritt. Das Leben könnte für ihn so schön sein mit Freundin und schikker Penthousewohnung – wenn sein hinterlistiger Bruder dem Seelendoktor nicht den verrückten Daddy samt Sperrmüllfernsehsessel als Pflegefall ins Haus geschickt hätte. Die zweite Sitcom mit dem heideggersch klingenden Titel „Seinfeld“ handelt

ARTE

„Stroszek“-Darstellerin Mattes

von einem Standup-Komödianten gleichen Namens und seinen drei Freunden, die herumhängen und quatschen. Die Idee zu dem Spiel könnte auch vom Schwarzwälder Seins-Philosophen stammen: Das Ganze soll von nichts handeln.

20.15 – 20.59 Uhr ARD

Wunder der Erde

Der Tierfilmer Ernst Waldemar Bauer zeigt Eisbären in der Arktis. Während die Männchen in der Polarnacht als Einzelgänger auf Beutejagd das Eis durchstreifen, graben die Weibchen tiefe Höhlen in den Schnee, um ihre winzigen, kaum rattengroßen Jungen zur Welt zu bringen.

20.15 – 21.40 Uhr 3Sat

Weiß sie, wie man Kuchen backt?

Weiß sie nicht. Macht auch nichts. In Henry Jagloms skurrilem Stadtneurotiker-Reigen von 1983 führen ein paar Ureinwohner von Manhattan mit liebevoll-genauem Blick beobachtete Paarungsrituale auf. Die hinreißende Karen Black und der Regisseur selbst (unter dem Pseudonym Michael Emil) spielen die Hauptrollen.

TELEBUNK

„Weiß sie, wie man Kuchen backt?“-Darstellerin Black

22.20 – 0.05 Uhr Arte

Stroszek

Wenn Stroszek (Bruno S.) zu Beginn des Werner-Herzog-Films (BRD 1976) aus dem Gefängnis entlassen wird, macht der Film sein Erzählprinzip deutlich. Auf alle Fragen der Beamten, die ihm Schlüsselbund, Taschenmesser und Signalhorn aushändigen, antwortet der Stadtstreicher in Kaspar-Hauser-Manier: „Stroszek, einsachtundsechzig, oval, graugrün, ohne“ – ein Protest des Sprachgestörten gegen die Idiotie des Entlassungszeremoniells. Mit einem Rentner (Clemens Scheitz) und einer Hure (Eva Mattes) wandert Stroszek nach Wisconsin aus, doch die Ballade endet schlecht: Eva brennt mit einem Trucker durch, das gemeinsame Mobile-home kommt unter den Hammer, Stroszek erschießt sich. Den ganzen Film durchzieht ein irrer Witz, eine chaplineske Faszination für das Ungewöhnliche und Bizarre.

DIENSTAG

20.15 – 21.00 Uhr ZDF

Versteckte Kamera

Ob sichtbar oder versteckt – Kamera ist Kamera, sagt sich der Prominente. Und so hat Fritz Egner keinen Mangel an Stoff für die neue dritte Staffel. Heute wird der Zuschauer atemloser Zeuge, wie die Schauspielerin Christiane Krüger ihr Schlüsselbund aus einem Gully zu fischen versucht, wie die Sport-Studio-Moderatorin Christine Reinhart in ein Fundbüro (nicht für abhanden gekommene Fußballkenntnisse) geschleppt wird und Ex-Zehnkämpfer Jürgen Hingsen gegen die Tücken eines Öko-Autos kämpft.

20.15 – 22.00 Uhr 3Sat

Paradigma

Ein Theologiestudent (Benjamin Völz), eine geheimnisvolle Schöne (Marie-Christine Barrault) und ein infarktgefährdeter Alter bilden in Krzysztof Zanussis Spielfilm (BRD/Italien/Frankreich 1985) das Bermuda-Dreieck, in dem die Geschichte stark verwirbelt.

21.15 – 23.05 Uhr Sat 1

. . . nächste Woche ist Frieden

TV-Drama zum Kriegsende mit Ulrich Mühe, Rita Russek, Judith Klein (siehe Seite 214).

22.45 – 0.30 Uhr MDR

Peppermint Frieden

In Marianne Rosenbaums autobiographischem Film (BRD 1983) erlebt die kleine Marianne das Kriegsende in einem böhmischen Dorf nahe dem Konzentrationslager Theresienstadt und den Neubeginn im Bayerischen Wald. Als amerikanischer Befreier und „Mister Frieden“ mit von der Partie: US-Star Peter Fonda.

0.00 – 2.00 Uhr ZDF

Ein Kapitel für sich

Wiederholung des viel gerühmten TV-Klassikers nach Romanen von Walter Kempowski (Regie: Eberhard Fechner), als es uns fernsehmäßig noch gold ging (weitere Folgen: 2., 9. Mai, jeweils 0.15 Uhr).

0.45 – 2.40 Uhr ARD

Vater ist nicht verheiratet

US-Familienkomödie von 1962, in der ein Halbwaise (Ronny Howard) seinem Papi (Glenn Ford) eine neue Mammi sucht.

MITTWOCH

19.25 – 21.45 Uhr ZDF

Fußball

Aus Düsseldorf: EM-Qualifikationsspiel Deutschland – Wales.

KIOSK

Kabeltest mit BBC

Die Landesmedienanstalten starten Akzeptanztests, um die knappen Plätze in den Kabelnetzen gerecht an die vielen TV-Sender zu verteilen. Nutznießer auf Probe ist der Nachrichtenkanal BBC World, der seit vergangenen Freitag mehr als

BBC

Sendersignet

200 000 Kabelhaushalte in Bremen erreicht. Nach einem Jahr soll der BBC-Erfolg mit den Zuschauerwerten anderer ausländischer Kanäle, etwa CNN, verglichen werden. Wer populärer ist, darf auf viele Kabelplätze hoffen.

Luxemburger unter sich

Der Chefposten beim Luxemburger Anbieter des Satellitensystems Astra, das mit seinen Schüsseln maßgeblich für TV-Kapazitäten sorgt, bleibt im eigenen Land. Der hohe luxemburgische Finanzbeamte Romain Bausch, der als Regierungskommissar auch im Verwaltungsrat der RTL-Mutter CLT wirkt, übernimmt den Job. Ursprünglich wollte die Astra-Firma lieber agile Medienmanager gewinnen, doch die Kandidaten waren zu teuer. So wurde beispielsweise Dieter Weirich, Intendant der Deutschen Welle, der auf der Wunschliste stand, von Headhuntern auf rund eine Million Mark Jahresgehalt taxiert.

22.15 – 23.00 Uhr ZDF

Im Container ins Paradies

Jürgen Roth folgt in seiner Reportage türkischen Schlepperorganisationen, die im Lkw junge Kurden und Türken nach Westeuropa schmuggeln.

22.30 – 0.55 Uhr 3Sat

Apocalypse Now

Zu Wagners Walkürenritt greifen Hubschrauber ein vietnamesisches Dorf an, ein Kommandant unterhält sich, während er seine Gegner abschlachtet, über die Kunst des Surfens. Mehrere Jahre arbeitete „Pate"-Regisseur Francis Coppola an diesem Kinobeitrag (USA 1979) zum Vietnam-Trauma. 30 Millionen Dollar kostete der Film, der unter abenteuerlichen Bedingungen im philippinischen Dschungel gedreht wurde. Die Geschichte vom Captain, der einen nicht mehr zurechnungsfähigen und sich als Despot im Dschungel von Kambodscha aufspielenden Colonel liquidieren soll, erwies sich als einer der dauerhaftesten Vietnam-Filme.

0.20 – 2.10 Uhr Vox

Blow up

Italiens Meisterregisseur Michelangelo Antonioni drehte 1966 diesen in Cannes mit der „Goldenen Palme" ausgezeichneten Film im vitalen, vibrierenden London der Popzeit. Sein Held ist der rattenflinke, beatfrisierte Fashion-Fotograf Thomas (David Hemmings), der das damalige *Vogue*-Model Veruschka orgiastisch vor die Kamera lockt: „Jetzt zeig mir, was du kannst!" Als er ein Mädchen (Vanessa Redgrave) knipst, das in einem Park schmust, bekommt er Ärger. Das Mädchen setzt nach, will die Herausgabe des Films. Der Fotomann gibt nur die leere Rolle – und entdeckt auf den Bildern eine Leiche, die er wenig später im Parkgebüsch tatsächlich findet. Wieder zurück im Atelier, sind die Fotos fort, die Leiche ist auch weg.

„Blow up"-Stars Hemmings, Model Veruschka

DONNERSTAG

21.00 – 21.45 Uhr ARD

Kontraste

Gift für Kunden – Pestizide in Schnittblumen / Russische Atomreaktoren in der Slowakei – Sicherheitsrisiko auch für Deutschland / Der letzte macht das Licht aus – Auswanderungsland Ostdeutschland.

21.15 – 22.00 Uhr 3Sat

Meine Jahre mit Herbert

Die Filmautorin Sabine Polenz brachte die Witwe Greta des 1990 gestorbenen Zuchtmeisters der SPD, Herbert Wehner, dazu, vor der Kamera ihren Mann zu beschreiben. Die Journalistin mixte die Erzählungen mit Archivaufnahmen und war erstaunt, wie flott die heute 70jährige vor der Kamera plauderte.

22.15 – 23.15 Uhr ZDF

Die Befreiung der Konzentrationslager

Bericht von der zentralen Gedenkfeier in Bergen-Belsen. Hauptredner ist Bundespräsident Roman Herzog.

0.00 – 2.00 Uhr ZDF

Prosperos Bücher

Shakespeare-Verfilmung (Großbritannien/Niederlande/Frankreich 1991) vom Enfant terrible des britischen Kinos, Peter Greenaway. Der Regisseur plündert die Zaubertrickkiste „Graphic Paintbox": Auf dem Tummelfeld der computergesteuerten Bildmanipulation und -simulation läßt er die Kultur der Renaissance visuell Amok laufen. Was an artistischer Intelligenz drinsteckt, ist stupend. Doch die Besessenheit, jede Shakespeare-Zeile illustrierend zu übertrumpfen, macht auf die Dauer alles platt: Es siegt, was Nimmersatt Greenaway immer gefährdete – seine manieristische Freßsucht.

FREITAG

19.25 – 20.15 Uhr ZDF

Frauenarzt Dr. Markus Merthin

Schnell noch die Brust von Frau Amberg (Ingrid van Bergen) gerettet, dann zieht sich der flotte Medizinmann (Sascha Hehn) erst mal ins Serien-Retiro zurück. Ihm folgt – von nächsten Freitag an – das Krabbenfischer-Dramolett „Gezeiten der Liebe". Im Deichbau gegen das Seichte muß wirklich dringend etwas geschehen.

22.00 – 22.30 Uhr ARD

Rückkehr in die Hölle?

Als die Roten Khmer im April 1975 in Pnom Penh einmarschierten, gelang es dem ARD-Reporter Christoph Maria Fröhder, einige Zeit im Land (siehe S. 158) zu bleiben und brisantes Filmmaterial über die thailändische Grenze zu schmuggeln. 20 Jahre später reiste der Journalist wieder in das Land und begab sich auf die Suche nach der Vergan-

genheit. Fröhder stieß auf erschütternde Schicksale, aber auch auf Gleichgültigkeit und vor allem Unwissenheit über die Jahre des Krieges: Die Roten Khmer haben in ihrem Wahn nicht nur die Geschichtsbücher verbrannt, sie haben die Geschichte im Bewußtsein der Menschen ausgelöscht. Der Film zeigt auch König Sihanouk, der mit den Steinzeitkommunisten gemeinsame Sache machte, um an die Macht zurückzukehren, und der heute seine Hände in Unschuld wäscht.

22.00 – 0.15 Uhr RTL

Sea of Love – Melodie des Todes

New York fürchtet sich vor einem Serienmörder, der seine

GAMMA / STUDIO X

Barkin

Opfer über Kontaktanzeigen findet. Der mit dem Fall betraute Polizist (Al Pacino) hat schon bald eine Hauptverdächtige (Ellen Barkin) – und verliebt sich in sie (USA 1989, Regie: Harold Bekker).

SAMSTAG

20.15 – 22.50 Uhr Pro Sieben

Die Rückkehr der Jedi-Ritter

Letzter Teil der Star-Wars-Trilogie (USA 1983, Regie: Richard Marquand). *Newsweek* entlockte der Streifen nur ein müdes Déjà-vu-Gähnen, das Publikum amüsierte sich trotzdem.

20.15 – 22.40 Uhr RTL 2

Music Box – Die ganze Wahrheit

Die amerikanische Staranwältin Ann Talbot (Jessica Lange) übernimmt in einem Nazi-Kriegsverbrecherprozeß die Verteidigung ihres Vaters Mike Laszlo (Armin Mueller-Stahl), der den Immigranten mit eisgrauem Schnurrbart spielt. Kultregisseur Konstantin Costa-Gavras („Z") brennt in seinem Film (USA 1989) das übliche forensische Feuerwerk ab, die Tochter verteidigt den Alten erfolgreich. Doch dann wird ihr ein Pfandschein zugespielt. Für den löst sie in der Pfandleihe eine Spieluhr aus. Daraus purzeln den Vater belastende Fotos. Und die Tochter entscheidet sich für die Pflicht und denunziert den Vater.

SONNTAG

20.15 – 21.50 Uhr ZDF

Die Brücke

Bernhard Wickis schonungsloser Antikriegsfilm (BRD 1959) von sieben Jungen, die in einen sinnlosen Tod geschickt werden.

20.15 – 22.20 Uhr West III

Coming Home – Sie kehren heim

Jane Fonda spielt eine Offiziersgattin, die, während ihr Mann Bob (Bruce Dern) nach Vietnam geht, in einem Armeehospital als Hilfsschwester arbeitet. Dort lernt sie einen gelähmten Veteranen (Jon Voight) kennen und wandelt sich von einer einst unkritisch patriotischen Frau zu einer Anti-Vietnam-Aktivistin (USA 1977, Regie: Hal Ashby).

21.15 – 22.45 Uhr ARD

Der große Abgang

„Ich langweile mich so oft im deutschen Fensehen", sagte der erfolgreiche Jungregisseur Nico Hofmann („Der letzte Kosmonaut") bei der Pressevorführung seines Films in Hamburg. Hofmann und Drehbuchautor Norbert Ehry haben in diesem Schocker alles gegen die zu Recht vermutete Ödnis des Mediums getan. Der Film lehnt sich an den authentischen Fall des St.-Pauli-Killers Werner Pinzner an, der 1986 bei einem Verhör durch Mithilfe der Anwältin Isolde Oechsle-Misfeld einen Staatsanwalt, seine eigene Ehefrau und schließlich sich selbst erschossen hat. Aus juristischen Gründen mußte Ehry die Story abwandeln: Aus Oechsle-Misfeld (zu einer Freiheitsstrafe von sechseinhalb Jahren verurteilt) ist im Film eine ehrgeizige Staatsanwältin (Birgit Doll) geworden, die skrupellos einen koksenden Killer (Jörg Schüttauf) zur passenden Aussage zwingen will. An der Härte der Frau zerbricht auch ihr beginnendes Liebesverhältnis zu einem Kommissar (Roland Schäfer). Selten sah man im deutschen TV bessere schauspielerische Leistungen. Ein irisierender, brutaler Film für starke Nerven.

SWF

„Der große Abgang"-Darsteller Schäfer (l.), Schüttauf (M.)

DIENSTAG
23.00 – 23.30 Uhr Sat 1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Von März 1945 an filmten US-Kameraleute im Auftrag der Air Force über 260 Rollen Farbfilm über das besiegte Deutschland. SPIEGEL-TV-Autor Michael Kloft hat aus dem Material auch bisher unveröffentlichte Aufnahmen ausgewählt. Dazu gehören Bilder vom Konzentrationslager Dachau und aus Buchenwald. Auch bei der sowjetisch-amerikanischen Feier in Torgau waren Farbkameras dabei.

MITTWOCH
22.05 – 22.50 Uhr Vox

SPIEGEL TV THEMA

Eifersucht – wenn unbegründetes Mißtrauen die Liebe zerstört.

FREITAG
21.50 – 22.20 Uhr Vox

SPIEGEL TV INTERVIEW

Ellen Lohr gilt als beste deutsche Auto-Rennfahrerin. SPIEGEL TV INTERVIEW traf die 30jährige in Monte Carlo und begleitete sie während eines Rennwochenendes am Hockenheimring.

SAMSTAG
22.10 – 24.00 Uhr Vox

SPIEGEL TV SPECIAL

Welche Farbe hat der Krieg? Teil 1: Langfassung des US-Farbmaterials vom Kriegsende (siehe Reportage).

SONNTAG
22.11 – 22.52 Uhr RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Vor 20 Jahren: Die Flucht aus Saigon – Erinnerungen an das Ende des Vietnamkrieges / Rechte Folter hinter Gittern – der Jugendknast von Halle / Mit Rückenschmerzen auf Verbrecherjagd – „Lada"-Hemmungen bei der Berliner Polizei.

Werbeseite

Werbeseite

Aus der *Frankfurter Allgemeinen*: „Bei 110 bis 130 km/h brummt das Triebwerk noch in erträglicher Lautstärke, von 130 bis knapp 150 km/h übt es sich in einem feinen Summen, das recht angenehm klingt, doch bei höheren Geschwindigkeiten wird der Polo zum Prolo, der seinen Fahrer zu einem Nutznießer der Pflegeversicherung machen und die Gesundheitsreform zum Scheitern bringen kann."

Aus dem *Schweinfurter Tagblatt* über die Debüt-CD des Würzburger Septetts NUN: „Aus stampfenden, monotonen Grooves, beschwörenden Trance-Passagen und perkussiven Klang-Fragmenten schmieden NUN ein urgewaltiges Ganzes. Industrial vom Feinsten – Musik, die dem Hörer mitten ins Gesicht schlägt."

Aus der *Süddeutschen Zeitung*

Aus der *Nordsee-Zeitung*

Aus der *Westdeutschen Allgemeinen*

Aus dem *Kölner Express*: „Der Kölner Torschütze Toni Polster: ‚Nein, ich hab' als Junge schon gelernt, mit rechts zu schießen. Jetzt bin ich beidseitig treffsicher.' Der Beweis: Sechs seiner vier Saisontreffer erzielte Polster mit rechts, drei mit dem Kopf und fünf mit seinem starken linken Fuß."

Zitate

Ex-Kanzler Helmut Schmidt in einer Rede vor Vertretern aus dem Mittelmanagement europäischer Banken:

Ob Stoiber, Augstein, Tietmeyer oder Waigel, sie alle appellieren nur an Gefühle, die sie bei einer Bevölkerung vermuten, die ihre D-Mark nicht hergeben wolle.

Der *Nordbayerische Kurier* zum neuen Buch von Claudia Schiffer:

Glaubt man den Ghostwritern ihres Werkes, kann sie es immer noch nicht fassen. Claudia Schiffer Superstar. Sie hat viel zu zeigen, hat sie auch etwas zu sagen? Ist sie wirklich „die deutsche Bardot"? Der SPIEGEL, das böse Nachrichtenmagazin, hat das bezweifelt und respektlos das „Claudia-Schiffer-Syndrom" verkündet: „Die Damen möchten mit Claudia Schiffer den Körper tauschen und vielleicht auch den Kontostand, aber gewiß nicht ihre Gedanken." Nein, zur Figur, zur Persönlichkeit, zur Legende eigne sich Claudia noch nicht: „Die größte Gefahr, die Claudia Schiffer droht, besteht darin, daß sie sich an ihrer Buttermilch verschluckt oder von den Paparazzi beim Baden geknipst wird." Das Schlimme an solchen Sätzen: Man muß dem SPIEGEL nach Lektüre dieses braven Bilderbuches recht geben.

Die *Frankfurter Allgemeine* zum SPIEGEL-Artikel AFFÄREN – PHANTOM IM DSCHUNGEL (Nr. 14/1995) über den Bochumer Festspielleiter Jan Thürmer:

Jan Thürmer fühlt sich „hundsgemein behandelt", sieht sich als Opfer eines „Komplotts". Der SPIEGEL erhob gegen ihn Vorwürfe weitreichender Finanz-Manipulationen. Die Staatsanwaltschaft Bochum ermittelt. Dennoch hält Thürmer dem rings um ihn zusammengeballten „bösen Willen" stand. Ob der für das von ihm betriebene „Klavier-Festival Ruhr" eingetretene Flurschaden reparabel sein wird, ist fraglich . . . Sollten die Vorwürfe gegen Thürmer in der Hauptsache zutreffen, so kommt die Affäre zur rechten Zeit. Musik-Verwertung ihrer Art, argumentieren die Betreiber der Festivals, die vor allem im letzten Jahrzehnt wie Pilze aus dem Boden schossen, bringe Arbeit, Ansehen, auswertigen Ansturm für eine Region. Deshalb sind Manager und Politiker empfänglich für die Versprechungen umtriebiger „Kulturmotoren". Freilich kann und darf dem Willen zum Ankurbeln nicht jedes Mittel recht sein.